Johann Konrad Friederich

Friedrich Clemens Ebrard



[illegible] ann Kenz [illegible]

Ein vergeß [illegible]

[illegible]

Literarisch [illegible]

[illegible]



Abbildung 1

Friederich
bei der Gefangennahme des Papstes Pius VII.
Nach einem Stahlstich

Johann Konrad Friederich

Ein vergessener Schriftsteller

Von

Friedrich Clemens Ebrard und Louis Liebmann

Mit 18 Abbildungen

1918

Literarische Anstalt Rütten & Loening
Frankfurt am Main

(18)

Johann Konrad Friederich

Die Veröffentlichung des vorliegenden Werkes ist uns durch das Entgegenkommen der Administration des Dr. Johann Friedrich Böhmerschen Nachlasses ermöglicht worden. Wir sprechen ihr auch an dieser Stelle für das unserer Arbeit bekundete Interesse unsern verbindlichsten Dank aus. Sie ist das Ergebnis einer mehrjährigen gemeinsamen Forschung über einen ganz in Vergessenheit geratenen Frankfurter Schriftsteller, über **Johann Konrad Friederich**.

Von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, sind wir zur Beschäftigung mit ihm gelangt. Während den einen von uns schon vor Jahren seine historischen Studien auf Friederich führten, wurde der andere, angeregt durch Friederichs „Dämonische Reisen", im Verfolge seiner Forschungen über die Geschichte der Luftschiffahrt erst später auf diesen Schriftsteller hingelenkt [1].

Den Namen Johann Konrad Friederich werden nur ganz wenige kennen. In den sonst zuverlässigen Nachschlagebüchern und Quellenwerken wird man ihn fast stets vergebens suchen. Nur einige führen ihn unter seinem Hauptpseudonym „Strahlheim" auf; sonst sind ihre Angaben aber teils ungenau, teils unrichtig, immer aber derart lückenhaft, daß man über seine interessante Persönlichkeit eigentlich ganz im Dunkel bleibt. Noch schlimmer ist es um die Auskunft über seine schriftstellerische Tätigkeit bestellt. Das eine oder andere seiner vielen meist schwer aufzutreibenden oder ganz verschollenen Werke ist wohl aufgeführt; daß man es aber bei Friederich mit einem Schriftsteller zu tun hat, der eine ganze Reihe Zeitschriften begründet, herausgegeben und fast ausschließlich allein gefüllt hat, daß er sich namentlich in den späteren Jahren mit allgemein politischen, staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Fragen befaßt

[1] Liebmann, Der Verfasser der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten" in: Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge 7. Jahrgang, Leipzig 1915/16, Beiblatt Sp. 340ff.

hat, daß er in allen aktuellen und allgemeinen Angelegenheiten seine Ansicht vorurteilsfrei, ungeschminkt und mit der ihm eigenen Schärfe äußerte, das alles und vieles andere mehr dürfte wohl ganz unbekannt sein.

Ein dichter, scheinbar undurchdringlicher Schleier lagert über dem zu Lebzeiten in seiner Vaterstadt geächteten Johann Konrad Friederich. Je mehr sich aber infolge unserer Studien das Dunkel lichtete, je mehr sich das Licht vom Schatten sonderte, um so deutlicher und klarer hob sich für uns seine Persönlichkeit und sein Charakter ab, und je interessanter und reizvoller uns unser Landsmann wurde, um so ungerechter erschien uns die schlechte Behandlung, die ihm seine Mitbürger angedeihen ließen. Friederich galt allerdings in den Augen der alten Frankfurter als ein Schwerverbrecher. Denn er geißelte besonders in seinen Zeitschriftenaufsätzen, die an kaustischer Schärfe und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen, die damals wohl auch recht veralteten, stark verrosteten Frankfurter Zustände. Schonungslos brandmarkte er die Engherzigkeit und Rückständigkeit seiner Landsleute; immer wieder warf er ihnen vor, daß sie als einzigen Lebenszweck das „Rechnen" und als alleiniges und höchstes Glück den Reichtum betrachteten. Mit derbem Spott überschüttete er sie, als sie es nicht unter ihrer Würde hielten, für Frankfurts größten Sohn „von der Newa bis zum Seinestrand" Beiträge zu einem Denkmal „zusammenzubetteln" (Vgl. Abb. 4—7). Unausgesetzt verhöhnte er tonangebende Frankfurter: das galt aber damals in unserem guten Frankfurt als eine Art Hochverrat, als Majestätsverbrechen! Friederich war damit verfemt: man hat ihn überall zu schädigen gesucht, man hat sich aber auch noch außerdem an ihm zu rächen gewußt. Sein Name wurde einfach totgeschwiegen, und in keinem der auf die Lokalgeschichte Frankfurts bezüglichen zahlreichen Werke wird man auf den Namen des Geächteten stoßen. Das

hat auch unsere Arbeit erschwert; es bedurfte erst langer Vorstudien, bis sich ein einigermaßen klares Bild ergab.

Auch von anderer Seite zeigte sich übrigens neuerdings Interesse für Friederichs schriftstellerische Tätigkeit; allerdings galt es bisher ausschließlich dem bekanntesten seiner Werke, den in Tübingen 1848/49 anonym herausgekommenen drei Bänden: „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten". Im Jahre 1913 erschien nämlich in Paris in der „Librairie universelle" von einem uns noch unbekannten Bearbeiter eine französische Ausgabe der „Vierzig Jahre" unter dem Titel: „Mémoires d'un mort. Faits de guerre et exploits d'alcôves". Diese dreibändige Wiedergabe der Memoiren des „Capitaine J.-C. Friederich du Régiment d'Isembourg (2e étranger)" ist aber keineswegs eine erschöpfende. Sie weist vielmehr gegenüber dem deutschen Original so erhebliche Streichungen auf — ganze Kapitel fehlen —, daß hier eigentlich nur von einem stark gekürzten Auszug gesprochen werden kann. Ein eigenartiger Zufall wollte es, daß im Jahre 1915 auch Ulrich Rauscher die „Vierzig Jahre" in einer gleichfalls dreibändigen Ausgabe bei Egon Fleischel & Co. in Berlin wieder veröffentlichte. Auch in ihrer ersten Ankündigung wird Friederich höchst auffälligerweise als „Held des Alkovens und der Schlachtfelder" bezeichnet (Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 82. Jahrgang, Leipzig 1915, 2. Bd. S. 2982) und auch Rauscher bringt die vielen pikanten Erlebnisse Friederichs so gut wie unverkürzt zum Abdruck. Aber auch sonst ähnelt diese neue deutsche Ausgabe der zwei Jahre früher erschienenen französischen. Viele und lange Stellen von direkt kulturgeschichtlichem Wert läßt auch Rauscher ganz unter den Tisch fallen und er bedient sich überhaupt der Streichung in so ausgiebiger Weise, daß seine Veröffentlichung keineswegs als ein befriedigender Abdruck des Originals anzusehen ist.

Unser Buch gliedert sich in drei Abteilungen. In der ersten Abteilung bringen wir das Wissenswerteste über Abstammung und Familie; sodann, im Anschluß an seine Memoiren und öfter seinen eigenen Worten folgend, Friederichs Lebensgang, dem wir bis ins Jahr 1856 nachgehen konnten.

Hier sei nur kurz vorweg betont, daß Friederich durchaus Schauspieler werden wollte. Welch unerhörter Gedanke nach damaliger Frankfurter Auffassung! Die ganze Familie widersetzte sich selbstverständlich mit aller Entschiedenheit solch verwegenem Plane, da sie doch vor einer derartigen Entehrung unbedingt bewahrt werden mußte. Ein Frankfurter Bürgersohn durfte doch nur das werden, was auch der Großvater und der Vater war, und Friederich mußte daher auch Kaufmann werden. Aber gerade gegen diesen Beruf hatte der junge Trotzkopf eine so entschiedene Abneigung, daß sich schließlich Vater und Sohn auf die Militärlaufbahn einigten. Als blutjunger Soldat wurde er in das Isenburgische Regiment eingereiht und kam dann in mancherlei Herren Ländern und auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen herum. Gelegentlich wurde er auch als napoleonischer Offizier zu hochpolitischen Staatsaktionen kommandiert. So wirkte er auch bei der Gefangennehmung des Papstes Pius VII. mit und hatte über diese Vorgänge Napoleon, der damals in Schönbrunn weilte, mündlichen Bericht zu erstatten. Der aus der Fahrgasse stammende Frankfurter Bürgersohn führte ein lockeres Soldatenleben. Abenteuer reihte sich an Abenteuer — er naschte eben überall, wo es etwas zu naschen gab. Auch der Gunst der schönen Pauline, der Schwester Napoleons, durfte sich Friederich erfreuen; das Verhältnis löste er aber schon sehr bald wieder, da ihm die zu Liebschaften stets geneigte, aber wenig intelligente Prinzessin schon sehr bald langweilig wurde.

Friederich liebte über alles die Musik; ab und zu trat er mit

eigenen Kompositionen hervor, wovon der in Abbildung 10 faksimilierte „Frankfurter Favorit-Walzer" Zeugnis ablegt. Er vergötterte Mozart und regte die Aufführung der Hauptwerke des Salzburger Meisters in Neapel an, wo er an Murats Hofe vorübergehend als eine Art Theaterintendant waltete. Er selbst sang den „Figaro" und setzte nach mancherlei Schwierigkeiten endlich auch die Aufführung des „Don Juan" durch, der mit immer steigendem Wohlgefallen über hundertmal hintereinander in der Königlichen Oper in Neapel aufgenommen wurde. Sein liebstes Gepäck waren ihm die Klavierauszüge der Mozartschen Meisterwerke. Kaum in sein Quartier eingerückt, wußte er seine schönen Wirtinnen derart für Mozart zu begeistern, daß es meist nicht allein beim Musizieren blieb und er dann selbst zum „Don Juan" wurde. „Mir war es vorbehalten, den durch Mozarts Musik so liebenswürdig gewordenen ‚Don Juan' in dem liebeglühenden Italien einzuführen", sagte er selbst einmal. So manche heißblütige Italienerin unterlag tatsächlich den bestrickenden Weisen der unsterblichen Mozartschen Musik, und das Champagnerlied trug ganz wesentlich zur Füllung des Friederichschen Leporelloalbums bei. Hier sei auch noch kurz erwähnt, daß Friederichs unüberwindliche Neigung zum Schauspielerberuf auch sonst immer wieder durchbrach. So spielte er in Neapel den „Tartuffe" von Molière, dann den „Lélie" in dessen „Sganarelle ou le cocu imaginaire", später in Berlin den „Ferdinand" in „Kabale und Liebe" und wäre sogar beinahe einmal in Aachen als „Don Juan" öffentlich aufgetreten.

Auch für die deutschen Dramatiker machte Friederich eifrig und mit großem Erfolge Propaganda. Von Schiller übersetzte er den „Fiesko" und den „Dom Karlos" — die ersten italienischen Übertragungen dieser klassischen Werke überhaupt; auch arrangierte er „Kabale und Liebe" für eine Aufführung in

Neapel. Diese und andere Vorstellungen hatten gleichfalls an Murats Hoftheater ganz außerordentlichen Erfolg. Murat war von ihnen derart entzückt, daß er einmal zu Friederich äußerte: „Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß die Deutschen so reich an solchen dramatischen Produkten seien, die es mit den besten Werken Racines, Corneilles und Molières aufnehmen können.“ Friederich kannte seinen Schiller wohl ganz auswendig; in seinen Schriften stößt man häufig auf Zitate aus seinem Lieblingsdichter, die er auch besonders gerne seinen Werken als Motto voransetzte.

Friederich trat später in das preußische Heer als Offizier ein; auch hier in seiner pommerschen Garnison Kolberg verlebte er lustige und ausgelassene Tage. Bald kam es aber zu Konflikten mit seinen Vorgesetzten, so daß er des Königs Rock schon nach einigen Jahren wieder auszog. Der strengen preußischen Disziplin konnte sich Friederich doch nicht fügen! Nun beginnt er ein unstetes Wanderleben als Schriftsteller. In seiner Vaterstadt war ein längeres Verweilen bald ausgeschlossen. Köln, Mainz, Mannheim, Stuttgart, Rödelheim, gelegentlich wieder Frankfurt, dann Paris, Havre und zwischendurch auch London, das waren in gedrängter Kürze die Stätten seiner Tätigkeit.

Über seine letzten Jahre bis zu seinem 1858 in Havre erfolgten Ableben mangeln uns noch nähere Angaben; vielleicht werden wir nach Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Beziehungen zu Frankreich darüber Näheres zu berichten in der Lage sein.

Die erste Abteilung wird ferner eine eingehende Würdigung von Friederichs Persönlichkeit und Charakter bringen; auch die langwierigen Prozeßstreitigkeiten, in die er verwickelt war, werden hierbei besprochen.

In der zweiten Abteilung geben wir eine kleine Auslese von Aufsätzen aus seiner Feder. Auch soweit Friederich sie anonym

erscheinen ließ, besteht nicht der allermindeste Zweifel an seiner Autorschaft: sein charakteristischer Stil ist gar nicht zu verkennen. In der Redaktion der Texte und in einigen Titelüberschriften haben wir, wo es nötig erschien, kleine Änderungen vorgenommen. Die verschiedenen Aufsätze sind in sich wieder zu zusammengehörigen Gruppen geordnet. Über ihren vielseitigen Inhalt hier nur einige Andeutungen.

Von glühender Vaterlandsliebe beseelt, trat Friederich stets für Deutschlands Einigung und Größe mit aller Entschiedenheit ein; er bekämpfte unausgesetzt die armseligen Gesichtspunkte der deutschen Kleinstaaterei, brandmarkte mit äußerster Schärfe ihre zermürbenden Rivalitäten und haßte vor allen Dingen England, das ja stets die Einigung der deutschen Stämme und die Machtentfaltung Deutschlands zu hintertreiben bestrebt war.

Friederich war ein eifriger und ungemein temperamentvoller Vorkämpfer für die politische Freiheit. Mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit trat er in seiner Offenbacher Zeitschrift für die Befreiung Griechenlands ein; er warb und kämpfte für die Sache der Griechen und stellte in großer Uneigennützigkeit sein Blatt in den Dienst dieser damals ganz Europa in Spannung haltenden Bewegung, des Philhellenismus.

Aber auch eine Reihe innerpolitischer Fragen, die auch heute wieder auf der Tagesordnung stehen, hat ihn dauernd beschäftigt, und es ist erstaunlich, wie er auch hier stets den Nagel auf den Kopf zu treffen weiß, und zwar in Aufsätzen, die heute geschrieben sein könnten und die wir deswegen der Vergessenheit zu entreißen für wert erachten. Die noch heute zu vernehmende Klage über die Einseitigkeit mancher Juristen veranlaßte Friederich schon im Jahre 1833 zu der Äußerung: „Sie sind gewohnt, das ganze Universum wie eine Prozedur zu betrachten, über welche sich Aktenstöße anhäufen lassen. Alle Handlungen

in juristische Formen einzukleiden und eine jede Bewegung in Gemäßheit dieser Formen zu regulieren und zu beherrschen, dieses Bestreben wird den Juristen zur zweiten Natur." (Vgl. S. 175.)

Das lebhafte Interesse, das Friederich an allen Erfindungen und technischen Neuerungen bekundete, drückt sich wohl am deutlichsten in seiner Begeisterung für das Problem lenkbarer Luftschiffe aus, und es darf vielleicht auch hier schon auf die betreffenden Seiten 111 f., 199 ff., 204 f. und 219 verwiesen werden. Friederich zeigt auch sonst eine rege Erfinderphantasie; es sei nur an die kurze Notiz erinnert, die die Vorahnung der X-Strahlen zum Gegenstand hat.

Die zuerst von Richard Wagner aufgestellten grundlegenden Forderungen für den Theaterbau, die der Bayreuther Meister nachher in seinem Bühnenfestspielhaus mit so großem künstlerischen Erfolg verwirklichte: die neuartige Anordnung des Zuschauerraums und die Gleichartigkeit der Plätze, finden sich in ihren Grundzügen schon einige Jahrzehnte früher von Friederich in seinem utopistischen Aufsatz „Eine Extravaganz" angedeutet. Auch an eine Einrichtung nach Art der „Deutschen Bücherei" scheint er schon gedacht zu haben. (Vgl. S. 217.)

Seine so bissigen Auslassungen über die damaligen Frankfurter Zustände, von denen wir eine kleine Auswahl bringen, dürften heute etwas billiger beurteilt und nicht in allem als ganz ungerechtfertigt angesehen werden. Übrigens finden sich neben den satirischen auch gemütvolle Aufsätze über das alte Frankfurt aus Friederichs Feder.

Auf anderes, wie auf die fein abgewogene Beurteilung Napoleons, mit dem er ja auch in persönliche Berührung kam, auf die Erörterungen über Fragen der Kunst und der Kritik, auf die warme Parteinahme für Börne gegenüber Heine, auf die kulturhistorisch interessante Schilderung des großen Kölner Karnevals

vom Jahr 1824, endlich auf die humorvollen gastronomischen Aphorismen sei hier lediglich hingewiesen.

In der dritten Abteilung findet sich eine ausführliche Bibliographie des Werkes Friederichs. Auch die Geschichte der periodischen Schriften, für die er tätig war, wie z. B. des Frankfurter Journals und der Didaskalia, erfährt hier eine eingehendere Würdigung. Zur leichteren Auffindung im einzelnen haben wir in einer vorgedruckten tabellarischen Übersicht eine möglichst chronologische Einordnung zu treffen gesucht. Es ist anzunehmen, sogar wahrscheinlich, daß Friederich bis an seinen Tod eifrig weiter die Feder führte, zumal er sich zuletzt wohl in recht drückender Lage befand. Besaß er doch zu keiner Zeit die Gabe des Haushaltens! Es könnte uns sogar auch das eine oder andere Werk Friederichs entgangen sein. Wir sind daher für jeden Hinweis einer Ergänzung und für jede Berichtigung, die uns durch Vermittlung unseres Verlages zugehen sollte, zu ganz besonderem Danke verpflichtet.

Einer bedauerlichen Lücke sind wir uns bewußt, für die wir um gütige Nachsicht bitten müssen. Es war uns nämlich trotz allen Bemühungen nicht möglich, ein Porträt Friederichs aufzutreiben. Wie weit die auf unserem Titelbild dargebotene Darstellung — neben General Radet — Anspruch auf Ähnlichkeit erheben kann, entzieht sich natürlich unserer Beurteilung. Daher glaubten wir die in Abbildung 11 faksimilierte, eigenhändig von Friederich geschriebene Einleitung und die im Text auf Seite 72 wiedergegebene Unterschrift bringen zu sollen, die wenigstens die charakteristischen Schriftzüge Friederichs zu veranschaulichen gestatten.

Wir haben durchgängig, auch in den Mitteilungen aus Friederichs Werk, sowie in allen Titel- und bibliographischen Angaben, die moderne Rechtschreibung durchgeführt.

Aus seinen reichen Sammelschätzen überließ uns in liebenswürdigster Bereitwilligkeit Herr Heinrich Stiebel (Frankfurt) einige zum Teil bisher noch nicht veröffentlichte Frankfurter Ansichten zur Nachbildung. Es ist uns eine angenehme Pflicht, Herrn Stiebel auch an dieser Stelle nochmals unseren wärmsten Dank auszusprechen.

Tatkräftige Unterstützung unserer Arbeiten fanden wir bei einer Reihe wissenschaftlicher Anstalten; besonderen Dank schulden wir der Königlichen Bibliothek in Berlin, der Königlichen Landesbibliothek in Stuttgart, den Großherzoglichen Hofbibliotheken in Darmstadt und Karlsruhe, den Stadtbibliotheken in Aachen, Bremen, Bad Homburg vor der Höhe, Köln und Mainz, der Stadtbücherei Offenbach, dem Frankfurter Goethemuseum und insbesondere auch unserem Stadtarchiv und seinem stets hilfsbereiten Direktor Herrn Professor Dr. Jung.

Zu ganz außerordentlichem Danke sind wir aber Herrn Hofbuchhändler Karl Koehler, dem heutigen Inhaber der Osianderschen Buchhandlung in Tübingen, verpflichtet. Dadurch, daß er uns bereitwilligst Einblick in das alte Kalkulationsbuch seiner Firma und in die von ihr mit Friederich geführte Korrespondenz gewährte, haben wir erst von einer größeren Anzahl von Veröffentlichungen sowie von ungedruckt und unvollendet gebliebenen Werken Friederichs Kenntnis erhalten, die uns sonst entgangen wären und die überhaupt nur auf diesem Wege festzustellen waren. Unsere Stadtbibliothek ist Herrn Koehler aber auch weiter zu dauerndem Danke für die geschenkweise Überlassung dieser Korrespondenz verbunden. Sie erwies sich als eine wahre Fundgrube und als eine ungemein wertvolle Ergänzung zu den aus anderen Quellen geschöpften Angaben über Johann Konrad Friederich.

Erste Abteilung

Friederichs Lebensgang, Werk und Persönlichkeit

Vorbemerkung

Im nachstehenden wird Friederichs Memoirenwerk: Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten, Band 1 bis 3, mit Mem. 1., 2., 3. Bd. und die Fortsetzung: 1830—1845. Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten mit Mem. 4. Bd. zitiert.

I

Kindheit und Jugendjahre

Johann Konrad Friederich wurde am 5. Dezember 1789 als Sohn des Bürgers und Handelsmannes Johann Nikolaus Friederich und seiner Gattin Johanna Maria Wenner in Frankfurt am Main geboren. Seine Wiege stand im Haus „Zum goldenen Schiff", dem Eckhaus der Fahrgasse und des roten Badstubenplätzchens, des späteren jetzt ganz in die Fahrgasse einbezogenen Einhornplatzes[1]. Das altertümliche und stattliche zweistöckige Haus, das seinen Eingang vom Plätzchen aus und nach letzterem in der Mitte des ersten Stocks einen Erker hat, trug damals die Bezeichnung Litera A Nr. 102 und ist heute Fahrgasse Nr. 116 benannt. Die Friederichs waren übrigens keine Patrizier, wie fälschlich behauptet worden ist[2], ja nicht einmal Altfrankfurter. Erst vor wenigen Jahrzehnten hatte sich Friederichs Großvater Johann Jakob (geb. 1738, gest. 1812), ein Sohn des hochgräflich erbach-fürstenauischen Marschkommissarius, d. h. militärischen Verpflegungsbeamten des gräflichen Kontingents, und Eigentümers der Erbbestandsmühle in Michel-

[1] Über die Geschichte des Hauses vgl. J. G. Battonn, Örtliche Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M., hrsg. durch L. H. Euler, 2. Heft, Frankfurt a. M. 1863, S. 17f.

[2] Im ersten Prospekt, den der Verlag Egon Fleischel & Co. in Berlin über Ulrich Rauschers Neuausgabe der Vierzig Jahre veröffentlicht hat, S. 2. Ebenso Kasimir Edschmid im Feuilleton der Frankfurter Zeitung Nr. 232 vom 22. August 1915, Erstes Morgenblatt.

stadt im Odenwald, Johann Nikolaus Friederich und der Maria Magdalena Aroldin, in Frankfurt niedergelassen. Er erlernte hier im Hause Webel und Städel die Handlung und war dann in Eisenach und Neuchâtel weiter kaufmännisch tätig. Nach seiner Rückkehr bat er als Bräutigam von Johanna Christiane Müller, einer Tochter des verstorbenen Bürgers und Handelsmanns Georg Heinrich Müller und seiner gleichfalls nicht mehr lebenden Ehefrau Eva Maria Bender, um das Frankfurter Bürgerrecht. Mit einem Vermögen von tausend Gulden wollte er den Spezereihandel, den sein Schwiegervater im goldenen Schiff betrieben hatte — der willfahrende Ratsschluß vom 19. November 1761 sagt: Spezereilädchen — im gleichen Hause weiterführen. Am 16. Dezember 1761 leistete er den Bürger- und den zum Schutz vor Fälschungen den Spezereihändlern vorgeschriebenen besonderen Gewürzeid, und am 5. Januar 1762 führte er seine Braut heim.

Wenn Johann Jakob ersichtlich in sehr bescheidenen kleinbürgerlichen Verhältnissen lebte — immerhin hatte er es nach 25 Jahren laut Schatzungsregister auf ein steuerbares Vermögen von 12000 Gulden gebracht —, so wurde dies mit seinem Sohn Johann Nikolaus (geb. 1762, gest. 1834) ein anderes, als sich dieser am 24. Februar 1789 mit Johanna Maria Wenner (geb. 1768, gest. 1828) vermählte. Sie war eine Tochter des Buchhändlers Johann Konrad Wenner, Mitgliedes des Neunerkollegs und der gemischten Kriegsdeputation[1], und seiner ersten Gattin Katharina Jakobäa Varrentrapp, deren Vater der hervorragende, im Jahr 1786 verstorbene Frankfurter Buchhändler Franz Varrentrapp gewesen war[2]. Johann Nikolaus trat dadurch in ver-

[1] Schöffe, wie ihn F. (Mem. 1. Bd. S. 2 und andeutungsweise S. 160) bezeichnet, war er nicht.

[2] Über ihn vgl. W. C. von Arnswaldt, Aus der Geschichte der Familie Varrentrapp, Frankfurt a. M. 1908, S. 48—66. Die Familie V., seit 1681

wandtschaftliche und gesellschaftliche Beziehungen zu einer ganzen Reihe angesehener Frankfurter Familien. Unser, wie erwähnt, am 5. Dezember 1789 geborener Johann Konrad Friederich war das älteste von fünf Kindern, drei Söhnen und zwei Töchtern, aus dieser Ehe.

In Friederichs väterlicher Familie war außer dem kaufmännischen auch der militärische Stand mehrfach vertreten, da, abgesehen vom Urgroßvater, ein Großonkel und ein Onkel hohe Stellungen im russischen Heer, der letztere als Gardeoberst, erlangt hatten. Es darf somit wohl vermutet werden, daß für Friederichs spätere militärische Laufbahn auch Vererbung und Überlieferung nicht ganz ohne Einfluß gewesen sind. Auch den theologischen Beruf, zu dem er selbst jedoch weder Neigung noch Eignung hatte, hatten mehrere Glieder der Familie seines Vaters gewählt. Denn ein zweiter Großonkel, Georg Ludwig Friederich (geb. 1750, gest. 1816), ein sehr unterrichteter und allgemein geachteter Mann, war Oberpfarrer in Homburg vor der Höhe. Und eine seinerzeit in der theologischen Welt vielgenannte Persönlichkeit war der jüngste Bruder von Friederichs Vater, der spätere Senior des Frankfurter lutherischen Predigerministeriums D. Gerhard Friederich (geb. 1779, gest. 1862), ein mehr fruchtbarer als tiefer theologischer Schriftsteller vom reinsten rationalistischen Wasser[1]. Andrerseits mögen Veranlagung und Neigung unseres Friederich durch die Abstammung von seinen mütterlichen Ahnen nach der literarischen Seite hin gelenkt und

in Frankfurt verbürgert, stammt von dem gleichnamigen Hof bei Hattingen in der ehemaligen Grafschaft Marck (Westfalen). Johann Konrad Wenner aus Crumstadt in Hessen, erst Theologe, dann in Franz Varrentrapps Buchhandlung, hatte mit dessen Sohn Johann Friedrich das Haus Varrentrapp Sohn und Wenner gegründet.

[1] Vgl. über ihn Steitz in der Allgemeinen deutschen Biographie, 7. Bd., Leipzig 1878, S. 389f.

beeinflußt worden sein. Nahm doch sein Großvater Wenner im Frankfurter Buchhandel eine nicht unbedeutende, der Urgroßvater Varrentrapp aber in demjenigen ganz Deutschlands eine sozusagen führende Stellung ein[1]. Doch wir wollen nicht vorgreifen. —

Die Kindheit des mit vortrefflichen Anlagen, mit einer ungewöhnlich lebhaften Phantasie und einem sehr sanguinischen Temperament begabten frühreifen Knaben fiel in die bewegte Zeit der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts. Von der Krönung des letzten deutschen Kaisers Franz II. am 14. Juli 1792, bei der er erst dritthalb Jahre alt war, konnte er freilich, wie er selbst sagt, nur verworrene Bilder und höchstens die eine oder andere Einzelheit im Gedächtnis behalten haben. Das gleiche gilt von der Besetzung Frankfurts durch die Neufranken unter Neuwinger und ihrer Wiedervertreibung durch die Preußen und Hessen am 2. Dezember 1792, deren eingehende Schilderung im wesentlichen nur auf später gehörten Erzählungen beruhen kann. Dagegen hat das Bombardement der Stadt in der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1796, das der zweiten Besetzung durch die Franzosen voraufging und allein in der Judengasse etwa 140 Häuser vernichtete, zweifellos bereits deutliche Erinnerungen in dem Geist des damals schon sechs und ein halbes Jahr alten Knaben hinterlassen. Er erzählt ungemein anschaulich[2], wie die aus den Betten geholten Kinder in das auf ebener Erde befindliche Kontor ge-

[1] F. hat in seinen Memoiren die Familiennamen verändert und Fröhlich statt Friederich, Weller statt Wenner, Fahrtrapp statt Varrentrapp geschrieben. Ein einziges Mal verrät er (Mem. 2. Bd. S. 217) unwillkürlich seinen richtigen Namen, indem er sich in Mailand mit „Don Federigo" anreden läßt. Rauscher hat die unrichtige Schreibung „Friedrich" auch noch in der neuesten 5. Auflage seiner Neuausgabe (1. Bd. Einleitung S. XII). Edschmid a. a. O. kennt F. überhaupt nur als „Fröhlich".

[2] Mem. 1. Bd. S. 74—77.

flüchtet wurden und wie man dort — das goldene Schiff war von der brennenden Judengasse nur durch eine Häuserreihe getrennt — zitternd und bebend dem unaufhörlichen Rollen des Kanonendonners folgte. Den Höhepunkt erreichte der Schrecken, als es plötzlich gegenüber dem Hause ganz hell wurde und die Geängsteten die Flammensäulen hinter den gegenüberliegenden Häusern emporwirbeln sahen. Das goldene Schiff und seine nächste Umgebung blieb indessen verschont und am anderen Morgen wurden die Kinder in das Haus des Großvaters Wenner in der Buchgasse gebracht, wo sie längere Zeit verblieben. Hier war es denn auch, wo bei dem noch nicht sieben Jahre alten phantasievollen Knaben die ersten, aber schon sehr deutlichen Äußerungen zweier bei ihm eng verschwisterten Neigungen zutage traten, die ihn in der Folge auf lange Zeit hinaus vornehmlich beherrschen sollten: der Neigung zum weiblichen Geschlecht und der Vorliebe für das Theater. Die letztere war von seiner Mutter, die schon den kaum Dreijährigen ins Theater mitnahm, so oft „Spektakelstücke" gegeben wurden, geweckt worden. So richtete er denn noch im großelterlichen Hause ein kleines Liebhabertheater ein und hielt in der Großmutter stillen Puderkammer stundenlange „Privatproben" mit einem kleinen niedlichen Mädchen ab, das die Hauptrolle des zur Aufführung gewählten Stückes, die der Adelheid von Stade in Hagemanns „Ludwig der Springer" spielte[1].

In die elterliche Wohnung zurückgekehrt, wo sich bald schon ein etwas bedenklicheres Verhältnis zu einem hübschen Nähmädchen anspann, wurde der Knabe aus der Mädchenschule genommen, die man ihn sonderbarerweise hatte besuchen lassen, und einem Hauslehrer Jung anvertraut, der für seine spätere Entwicklung dadurch wichtig wurde, daß er ein lebhaftes Interesse für Erd-

[1] Schauspiel in 5 Aufzügen, Hannover 1793; verbesserte Auflage 1794. Das Stück wurde für F. auch später noch bedeutsam, vgl. unten S. 52.

beschreibung und Geschichte in ihm weckte, ja ihn durch historische Erzählungen öfter geradezu in Enthusiasmus versetzte. Seinen kriegerischen Lieblingshelden Leonidas, Alcibiades und Julius Cäsar einmal nachahmen zu können, war sein steter Gedanke. Das Französische fiel ihm leicht, wogegen er dem Latein und der Arithmetik nur wenig Geschmack abgewann. Gleichzeitig trat nun aber auch ein neues Element in die geistige Welt des Knaben ein: die Musik, in der er große Fortschritte machte, die er bald schwärmerisch liebte und die in Verbindung mit seiner Neigung zum Theater besonders bedeutungsvoll für ihn werden sollte. Einen heiteren Einschlag brachten in diese Frühjugend die wiederholten Sommeraufenthalte der Familie auf einem schönen Gut seines Großvaters Wenner im nahen Berkersheim.

Nach dem Abgang des Hauslehrers und vorübergehendem Besuch eines Instituts gab man ihn nach Homburg vor der Höhe zu einem jungen Geistlichen, dem nachmaligen landgräflichen Kirchenrat und Oberhofprediger Johann Georg Breidenstein[1], der dort eben ein Erziehungsinstitut errichtete, in Pension. Bei Breidenstein machte Friederich sehr gute Fortschritte, besonders in der ihn nach wie vor anziehenden Geschichte, während er gegen die alten Sprachen den früheren Widerwillen beibehielt. Die Musikstunden wurden fortgesetzt, daneben Zeichnen, Reiten, Billardspielen, Stelzengehen und Schlittschuhlaufen, ja selbst Seiltanzen betrieben. Hierdurch und durch die Abhärtung, die er den von Breidenstein mit seinen Zöglingen bei jedem Wind und Wetter unternommenen ausgedehnten Ausflügen verdankte, entwickelten sich auch seine Körperkräfte frühzeitig und erlangte er eine seltene Gewandtheit in allen Leibesübungen. Durch Beziehungen seiner Mutter zu einer Homburger Emigrantenfamilie, die dem Hofe des regierenden Landgrafen Friedrichs V. nahestand, erhielt er

[1] Geb. 1768, gest. 1847.

auch Zutritt zu den Spielen der landgräflichen Kinder, wodurch ihm die am Hof ausschließlich gebrauchte französische Sprache nun vollends geläufig wurde. Anderes war weniger erfreulich. Breidenstein hatte zwar den an sich vernünftigen Grundsatz, seinen Schüler, der alles noch einmal so schnell auffaßte als andre Knaben, nicht übermäßig anzustrengen, sondern nach Herzenslust toben zu lassen, aber er ließ ihn dabei außerhalb des Unterrichts fast gänzlich ohne Aufsicht, so daß sich die Hoffnung der Eltern, jener werde die überschäumende Lebhaftigkeit ihres Sohnes in den nötigen Schranken halten, nicht erfüllte. Und so traten denn, wie Friederich selbst von sich sagt, auch die sogenannten „Flegeljahre“ bei ihm viel früher als bei anderen Jungen ein. Die fast gänzliche Ungebundenheit, deren er sich erfreute, bewirkte nun auch bald ein verstärktes Sichgeltendmachen seiner verliebten Neigungen, in deren Mittelpunkt jetzt eine Kusine aus Bremen trat, deren reicher, von einer Schwester von Friederichs Vater geschiedener Vater vorübergehend in Homburg wohnte. Daneben konnte er aber auch ungehindert an allen möglichen losen, ja bösartigen „Teufelsstreichen“ teilnehmen, wie an einer wilden Jagd auf eine Schweineherde, bei der der landgräfliche Schloßgarten völlig verwüstet wurde, und an der gewaltsamen Selbstbefreiung der deshalb auf die Schloßwache gesetzten Jungen, wobei auf Friederichs Anstiften der Wachmannschaft die langen Zöpfe abgeschnitten und die schlafenden Schildwachen vor dem Schloß samt ihren Schilderhäusern auf den Boden gelegt oder in den Schloßteich gestellt wurden. Der wohlwollende Landgraf verzieh den jungen Übeltätern, aber neue Streiche Friederichs veranlaßten endlich doch seinen Großoheim, den Oberpfarrer, den Eltern ernstliche Vorstellungen über Breidensteins Erziehungsmethode zu machen, und so wurde denn beschlossen, ihn von diesem weg und nach Offenbach, wo auch die Eltern im Sommer zu wohnen

pflegten, in das vielbesuchte Institut des Hofrats Scherer zu tun.

Hier brachte Friederich nun eine Reihe von Jahren zu. Er wurde ernstlich zum Studium angehalten. Französisch, Englisch, Arithmetik und Erdbeschreibung waren die Hauptfächer des ganz realistisch und auf die Vorbereitung für den Kaufmannsstand zugeschnittenen Unterrichts. Zeichnen und Tanzen wurden ebenfalls gelehrt. Aber den Mittelpunkt seiner Gedankenwelt, ja seines ganzen Daseins bildeten mehr und mehr Musik und Theater, für die er hier auch im weitesten Maße Anregung fand. In musikalischer Hinsicht namentlich durch die vortreffliche Kapelle, die der reiche Schnupftabaksfabrikant Peter Bernard hielt und die fast nur aus Virtuosen bestand. Bernard gab mit ihr große Gratiskonzerte, in denen alle Berühmtheiten, die nach Frankfurt kamen, ebenfalls auftraten. Friederich erhielt von den besten Meistern Unterricht und konnte bald fast alles vom Blatt singen und auf dem Klavier spielen. Seine Knabenstimme umfaßte Tenor und Bariton, und Hofrat André, der Inhaber der berühmten musikalischen Anstalt, machte sich ein Vergnügen daraus, die Gesangspartien des Don Juan, des Tamino, des Figaro u. a. mit ihm einzustudieren. Der häufige Besuch der damals erstklassigen Frankfurter Bühne ließ seine Leidenschaft für das Theater immer größer werden. Er wußte sich dieses Vergnügen so oft als möglich zu verschaffen, indem er nach Schulschluß ohne Wissen seiner Eltern auf dem kürzesten Weg nach Frankfurt rannte und nach beendigter Vorstellung an das Affentor lief, um auf einen der vom Theater nach Offenbach fahrenden Wagen aufzuspringen. So kam er in der Regel noch, spätestens um halb zehn Uhr, richtig zum Abendessen. Zwar wurden ihm diese Ausflüge untersagt, nachdem er einmal vom Don Carlos, den er „um jeden Preis" sehen mußte, so spät heimkam, daß ihm nichts übrig blieb, als die

Wahrheit zu gestehen. Aber bald entschädigte ihn die Ankunft einer eigenen Schauspielergesellschaft, der Badewitzschen, in Offenbach. Da er bald Beziehungen zu ihren ersten Mitgliedern anzuknüpfen wußte, so dauerte es nicht lange, bis sie sich herbeiließen, eine Anzahl Rollen, wie den Ferdinand in Kabale und Liebe, den Don Carlos, den Fiesko, Ludwig den Springer, den Abällino in Zschokkes gleichnamigem Stück u.a., mit ihm einzustudieren. Auch als dramatischer Schriftsteller versuchte er sich bereits[1]. Er schrieb mehrere kleine Lustspiele und ein großes Trauerspiel „Adolf der Kühne", eine Umarbeitung des gleichnamigen Dramas von Karl Gottlob Cramer[2], seines Lieblingswerks. Er hatte jetzt auch mit neuen Freundinnen das Komödienspielen wieder aufgenommen, was zu mancher zärtlichen Zusammenkunft Gelegenheit gab. Um auch im elterlichen Hause Aufführungen zu ermöglichen, richtete er ein großes Marionettentheater ein, auf dem an den Sonntagen die größten Maschinenstücke, wie Kauers Nymphe der Donau, Wenzel Müllers Teufelsmühle auf dem Wienerberge und Zauberzither, große Ritterstücke und sogar Opern, wie Winters Unterbrochenes Opferfest, Oberon, Die Zauberflöte[3] und

[1] Sein erstes uns erhaltenes lyrisches Gedicht „Meiner entschlafenen Auguste", das schon in seinem elften Jahr entstand, findet sich unten S. 121 abgedruckt.

[2] Adolf der Kühne, Raugraf von Dassel, Weißenfels und Prag 1792. Die Vorliebe für dieses Stück und seinen Helden veranlaßte F. in der Folge, den Namen „Adolf von Dassel" wiederholt als Pseudonym zu wählen.

[3] In der Einleitung zur ersten Auflage seiner Neubearbeitung (1. Bd. S. XV) sagt Ulrich Rauscher irrig, F. habe die erste Aufführung der Zauberflöte in Deutschland zustande gebracht. In den späteren Auflagen hat er dies dahin abgeschwächt, F. habe ihre erste Aufführung in Deutschland „erlebt"; aber das will wenig genug besagen. Denn bei ihrer Uraufführung — Wien am 30. September 1791 — war er noch nicht zwei, und bei der ersten Aufführung der „Operette" in Frankfurt — am 16. August 1793 — noch nicht vier Jahre alt. In Frankfurt sah man übrigens bald nachher alle Knaben der Reichen in Papagenokleidern und die Mädchen in Sternenkleidchen als Kö-

Titus, so gut es ging, mit Klavierbegleitung gegeben wurden. Nicht selten wohnten diesen Vorstellungen auch Erwachsene bei, darunter die jugendliche Bettina Brentano, die sich damals bei ihrer Großmutter Sophie von La Roche aufhielt.

So war es denn kein Wunder, daß bei Friederich, dessen Phantasie durch das vorzeitige Einstudieren von Rollen, wie der des Karl Moor, überreizt und der ganz von romantischen Ideen erfüllt war — hatte er doch eigens eine abenteuerliche Reise nach Mainz unternommen, um der Hinrichtung des von ihm als „Genie", ja als „Held" betrachteten Schinderhannes[1] beizuwohnen — der Plan, sich ganz dem Theater zu widmen, allmählich festere Gestalt gewann. Er war inzwischen konfirmiert worden und seine Eltern drängten jetzt allmählich auf eine Berufswahl hin. Sie selbst hatten ihn für den Kaufmannsstand bestimmt, was ja auch für den ältesten Sohn einer Kaufmannsfamilie nahe genug lag, und meinten, es sei jetzt Zeit dazu. Unterdessen hatte aber Friederich, dem der Gedanke, lebenslang „Zahlen und Nullen zu malen", ein Greuel war[2], bereits Schritte in der Richtung nach dem von ihm erstrebten Ziel getan. Daß Frau von La Roche, der er einmal vordeklamieren durfte, nicht einverstanden war, als er ihr seinen Vorsatz mitteilte[3], hatte keinen Eindruck auf ihn gemacht. Er sprach bei dem Frankfurter Kapellmeister Schmitt, den er bei dem be-

---

niginnen der Nacht auf den Promenaden (Mem. 1. Bd. S. 72). Auch die Frau Rat berichtet über den großen Erfolg der achtzehnmal hintereinander aufgeführten Oper, vgl. den Brief an ihren Sohn vom 9. November 1793 in: A. Köster, Die Briefe der Frau Rat Goethe, 1. Bd., Leipzig 1904, S. 240f.

[1] Johann Bückler, der am 21. November 1803 mit 29 Genossen geköpft wurde.

[2] Vgl. unten S. 235 ff. F.s kritische Äußerungen über die kaufmännische Erziehung der jungen Frankfurter.

[3] Mem. 1. Bd. S. 170. Vgl. dazu unten S. 132 in: „Ein Traum".

kannten Theaterfreund Geheimrat von Willemer kennen gelernt hatte, wegen eines Engagements vor, deklamierte und sang beiden Herren vor und wurde nicht ohne Talent befunden. Durch Frau von La Roche und Willemer hörten nun aber seine Eltern, die seine Theaterliebhaberei gar nicht für so ernst gehalten hatten, von diesem Schritt und drängten nun erneut in ihn, den Kaufmannsstand zu ergreifen. Aber er erklärte ihnen rund heraus, er fühle nun einmal den Beruf zum Schauspieler in sich und werde nichts anderes werden.

Diese entschiedene Willensäußerung, welche das Entsetzen der ganzen Verwandtschaft erregte, die sich durch einen „Komödianten" in ihrer Mitte entehrt gefühlt hätte, bestimmte Friederichs Eltern, ihn zunächst aus Offenbach zu entfernen und, da er nun einmal kein Kaufmann werden wollte, einen anderen Beruf für ihn zu suchen. Nach seiner eigenen Darstellung[1] hätte die Angelegenheit einen dramatischeren Verlauf genommen. Man habe ihm, so erzählt er, von allen Seiten so zugesetzt, daß er es für gut fand, „der ganzen Geschichte schnell durch einen Desperationscoup ein Ende zu machen". Er sei deshalb heimlich nach Weimar gereist, um Goethe für seinen Plan zu interessieren. Von Goethe, in dessen Gesellschaft Frau von Staël war, frostig abweisend, von Schiller freundlicher empfangen, habe er dann mehrere Tage vergeblich auf Bescheid von ihnen gewartet. Da sei plötzlich sein Homburger Großonkel erschienen, um ihn nach einer langen Stafpredigt und unter Androhung polizeilicher Weiterungen zu seinen Eltern zurückzubringen, die durch einen Brief Goethes an die Frau Rat von seiner Reise Kenntnis erhalten hätten. Daß diese interessante Erzählung nicht oder doch in ihren

[1] Mem. 1. Bd. S. 174—178. In Goethes Gesprächen, begründet von W. Frhn. von Biedermann, 2. Aufl. 1. Bd., Leipzig 1909, S. 339—341, wird F.s angeblicher Besuch bei Goethe irrig in den Dezember 1803 gesetzt.

Hauptpunkten nicht auf Tatsachen gegründet, sondern nur eine jener dichterischen Ausschmückungen Friederichs ist, auf die wir noch im Zusammenhang zurückkommen werden, ist einwandfrei nachgewiesen[1]. Fest steht lediglich, daß ihm seine Eltern — im Herbst 1805 — bedeuteten, wenn er es durchaus ablehne, Kaufmann zu werden, so möge er irgend einen anderen ehrenvollen Stand wählen. Damit endigte sein Aufenthalt in Offenbach, während dessen er bis zuletzt in allerhand Liebeshändel, die wir hier übergehen, verwickelt war. Fürs erste wurde er seinem Großoheim in Homburg, bald aber wieder seinem alten Lehrer Breidenstein übergeben, der die Weisung erhielt, nur seiner Theaterneigung entgegenzuarbeiten, ihm aber sonst alle Freiheiten zu lassen. Diese benutzte Friederich denn auch gründlich zu verschiedenen Liebesintrigen, bei denen Vorlesungen aus Schiller, Landpartien

[1] Durch Albert Leitzmanns Aufsatz: Goethe, Schiller und — Friederich, ein erdichteter Besuch bei Goethe und Schiller, im Feuilleton des „Berliner Tageblatt" Nr. 668, Abend-Ausgabe vom 31. Dezember 1915. Darnach könnte F., wenn überhaupt, so doch keinesfalls vor dem September 1805 in Weimar bei Goethe gewesen sein, also weder Frau von Staël, die Weimar schon Ende 1804 verlassen hatte, getroffen, noch Schiller, der bereits gestorben war, besucht haben. Leitzmann stützt sich dabei auf einen Brief der Frau Rat an August Goethe vom 26. August 1805 (in: Schriften der Goethe-Gesellschaft, 4. Bd., Weimar 1889, S. 284f.), worin sie schreibt, ein junger Mensch — sie nennt ihn irrig erst Konrad Wenner; dann verbessert sie sich, teilweise wieder unrichtig, dahin, sein Vorname sei Friederich, seine Mutter eine geborene Wennern — habe einen unwiderstehlichen Trieb, Schauspieler zu werden. Nun hätten die Eltern nachgegeben und man habe Lust, ihn nach Weimar zu schicken und, falls Goethe erlaube, daß er komme, und ihm einige kleine Rollen zur Probe gebe, so werde es die Verwandtschaft mit Dank erkennen. Nach diesem Wortlaut hätte es den Anschein, als seien F.s Eltern schließlich doch mit seinem Theaterplan einverstanden gewesen, und jedenfalls hätte dann der Anlaß zu einer heimlichen Reise nach Weimar gefehlt. Immerhin ist die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß F. mit Zustimmung seiner Eltern reiste, aber Goethes Beifall nicht fand und dadurch zur Aufgabe seines Zukunftsplanes bestimmt wurde; jedenfalls aber ist F.s Erzählung nicht haltbar.

und ländliche Feste die Vorwände zu intimen Zusammenkünften lieferten und von denen eine, die erste dieser Art — sie betraf die junge Gattin eines höheren Hofbeamten — sehr ernsthafter Natur war. Es kennzeichnet seine damalige Unreife, aber auch seine romantische Überspanntheit, daß der noch nicht Sechzehnjährige dem erzürnten Gatten allen Ernstes auf einem Stückchen Papier eine Pistolenforderung schickte und sich schwer ärgerte, als weder aus dem Duell, noch aus dem Arrest, auf den jener angetragen hatte, etwas wurde: mit beidem hätte er gern Aufsehen erregt. Auch diesmal schritt der Großoheim ein, indem er die Eltern durch einen Expressen ersuchte, ihren Sohn, der ihm und ihnen nur die größte Schande mache, von Homburg wegzunehmen. Der Vater erschien auch sofort daselbst, beschränkte sich aber, von Breidenstein beschwichtigt, darauf, den Sohn ernstlich zur Wahl eines Standes zu drängen: beharre er auf dem Theater, so müsse er auf alle und jede Unterstützung verzichten. Breidenstein gab nun den klugen Rat, man möge ihn, dessen schwache Seite ein wenn auch falscher Ehrgeiz sei, „bei der Ambition angreifen"; da er nun einmal eine unüberwindliche Abneigung gegen den Kaufmannsstand habe, so möge man zugeben, daß er Militär werde: dazu, so meinte Breidenstein, neige er nächst dem Theater noch am ersten und eigne sich auch am meisten dazu.

Damit war der Wendepunkt für Friederichs ferneres Geschick gegeben. Zwar konnte er selbst sich noch immer nicht ganz mit dem Aufgeben seines Lieblingsplanes vertraut machen, aber als ihm nun auch die Landgräfin und ihm befreundete Familien die Vorzüge der militärischen Laufbahn vorhielten, begann er doch zu schwanken. Da brachte die Entscheidung die ihm vom Großoheim mit ernster Miene gemachte Mitteilung, jetzt sei es allerhöchste Zeit zu einem Entschluß, denn sein Vater habe soeben den größten

Teil seines Vermögens verloren. Er möge seinen armen Eltern nicht noch mehr Kummer machen; so viel bliebe ihnen übrigens immer noch, um ihn in dem zu wählenden Stande vorerst noch zu unterstützen. Nach kurzer Bedenkzeit gab Friederich dem Großoheim und seinen Eltern kund, daß er sich nunmehr zur Offizierslaufbahn entschlossen habe. Die Familie war, obwohl diese ihr auch nicht sehr zusagte, doch froh, daß ihm „der Komödiant aus dem Kopf war", und so war nur noch fraglich, in wessen Dienste er treten sollte. Der Gedanke an Rußland, wo ein Onkel und Großonkel, wie wir sahen, glänzende Stellungen erlangt hatten, wurde bald fallen gelassen, da es der Mutter zu weit entfernt war. Vom österreichischen Dienste wollte er selbst nichts wissen; er neigte eher zu den Preußen. Aber hier wurde damals, außer bei der Artillerie, noch von jedem Offizier der Adel verlangt, während er „kein gegerbtes und bekritzeltes Eselsfell, vulgo Pergament, aufzuweisen hatte". Man dachte deshalb an Hessen-Kassel. Aber bei einer Reise nach Hanau ließ ihn der Anblick der steifen hessischen Soldaten mit ihren langen Zöpfen und weißgepuderten Locken erschaudern: er erklärte, um keinen Preis in Hessen dienen und es lieber bei dem französischen Militär versuchen zu wollen, „wo man wenigstens weder nach albernen Hirngespinsten, wie verfaulten Ahnen, noch nach Schnurrpfeifereien, wie Zöpfen, frage". Dies war nun der Familie anfangs wieder nicht recht, da sie meist gut kaiserlich gesinnt war und die Franzosen haßte. Aber die Furcht, er möchte auf seine Theaterpläne zurückkommen, überwog alles andere, und da nun auch seine Mutter sich mit seinem Eintritt in französische Dienste einverstanden zeigte, wurde in diesem Sinne beschlossen. Er fuhr mit dem Vater nach Mainz, wo Latour d'Auvergne eben ein neues französisches Regiment errichtete, und kam gerade recht zu einer glänzenden Parade, die der Marschall Lefebvre über ein Korps

von 20000 Mann auf der großen Bleiche abnahm und die ihn förmlich elektrisierte. Noch am gleichen Tage wurde Latour aufgesucht und eine halbe Stunde darauf war Friederich mit Unteroffiziersrang in dessen Regiment angestellt. Während er sich in Frankfurt equipierte, wurde dem Vater von befreundeter Seite mitgeteilt, der Fürst von Isenburg sei gerade ebenfalls im Begriff, ein Regiment, in das Friederich zweifelsohne sofort als Offizier eintreten könne, für Napoleon zu errichten. Doch meinte der Vater, es sei jetzt zu spät; auch wünsche er nicht, daß sein Sohn bei seiner großen Jugend gleich die Ungebundenheit eines Offiziers genieße. So blieb es vorerst bei der getroffenen Entscheidung.

II

Napoleonischer und preußischer Offizier

Für Friederich, der das sechzehnte Lebensjahr noch nicht ganz vollendet hatte, begann jetzt ein buntes, wechselvolles Leben fern von der Heimat, das ihn während voller neun Jahre nach den verschiedensten Ländern und Kriegsschauplätzen führen sollte. Es kann nicht unsere Absicht sein, ihm hier auf Tritt und Schritt zu folgen: wir müssen uns darauf beschränken, den Gang seiner Soldatenlaufbahn in großen Zügen zu zeichnen; die Einzelheiten müssen in seinen Memoiren selbst nachgelesen werden. Ebensowenig können wir die zahllosen Liebeshändel auch nur andeuten, in die er, jeder hemmenden Schranke entledigt, sich von jetzt an stürzte. Über diesen unerfreulichen Zug in seinem Bilde wird später noch zusammenfassend zu reden sein.

Die Kenntnisse und Fertigkeiten, über die Friederich bei seinem Eintritt in den Militärdienst verfügte, beurteilt er selbst dahin, daß Geschichte, Erdbeschreibung und Französisch, das er gut sprach, die einzigen Fächer waren, die er einigermaßen beherrschte; Plutarch, Cäsar und Livius hatte er gut inne. Das Deutsche sprach, ja schrieb er nicht einmal sehr korrekt, auch sprach er nur schlecht englisch. Mathematik und Zeichnen waren gleichfalls nicht weit her, seine Handschrift „zum Erbarmen". Dagegen war er in der Musik, im Klavier und Gesang Virtuose, dabei ein guter Reiter und Tänzer. Bezeichnend ist auch, welche Bücher er nach Mainz mit sich genommen hatte: es waren neben einigen militärischen Werken nur Schillers Don Carlos und Fiesko, Cramers Adolf der Kühne und der Klavierauszug des Don Juan. Da der Dienst noch nicht im Gang war, nahm er vorerst Unterricht in der Feldmeßkunst, im Festungsbau und im Fechten.

Nach einigen Wochen kam nun übrigens sein Vater auf den vor kurzem abgelehnten Gedanken einer Versetzung seines Sohnes zum Regiment des Fürsten von Isenburg zurück. Friederich selbst war eine solche nicht unerwünscht: er hoffte, dort alte Offenbacher Bekannte zu finden, und zog auch die isenburgische Uniform — hellblau mit gelbem Kragen, weißem Vorstoß und Silberstickerei — dem Dunkelgrün mit Rot des Regiments Latour vor. Sein Vater stellte sich mit ihm dem Fürsten Karl von Isenburg[1] vor, der ihn gleich zum Unterleutnant ernennen wollte, was jener indessen dankend für den Sohn ablehnte. So wurde er denn als Fourier, d. h. als einer der Unteroffiziere angestellt, die für die Unterkunft und Verpflegung der Mannschaft zu sorgen hatten. Das Regiment Isenburg, das durch Dekret Napoleons vom 1. November 1805 errichtet und der vierten Division des Generals Gilot zugeteilt war, sollte aus drei Bataillonen und jedes von diesen wieder aus neun Kompagnien bestehen, nämlich je einer Karabinier- und Voltigeur- und sieben Chasseurkompagnien. Seine Sollstärke war auf 3280 Mann festgesetzt. Da die Aufnahme von Franzosen in dieses „Fremdenregiment" verboten war, hatte man viele bei Ulm gefangen genommene Österreicher und darunter fast mehr Polen, Böhmen und Ungarn, als Deutsche, angeworben. Die Disziplin war auf ein großartiges Prügelsystem gegründet, was zur Folge hatte, daß das Regiment, wenn es mit französischen und selbst mit italienischen Truppen zusammentraf, von diesen mit Verachtung angesehen wurde. Auch das Offizierkorps zählte anfangs nicht wenig zweifelhafte, ja geradezu nichtswürdige Elemente, wie bankerotte Kaufleute, verunglückte Advokaten und Professoren, abgesetzte Richter und Bürgermeister,

[1] Karl Friedrich Ludwig Moritz (1766—1820), erst in österreichischen, dann in preußischen, nunmehr als Oberst, später Brigadegeneral, in französischen Diensten.

überhaupt Schiffbrüchige aus allen Ständen in seinen Reihen und wurde erst ganz allmählich gesäubert.

Die beiden ersten Bataillone des Regiments, die bis jetzt weder eingekleidet noch bewaffnet waren, sollten nun ihre endgültige Formation in Toul erhalten. Dahin ging jetzt auch Friederich, eben von einem schweren Lazarettyphus genesen, als Führer eines größeren Transports ab. Kurz vor dem Abmarsch sah er Napoleon bei einer Parade zum erstenmal von Angesicht. Friederich war von Napoleons Äußerem nicht befriedigt: Gestalt und Haltung hatten nichts Majestätisches, ja nicht einmal etwas Edles; sein finsterer Blick erschreckte mehr, als er anzog; aber trotzdem übte, wie auch Friederich bestätigt, Napoleons ganzes Wesen auf die Soldaten einen geradezu magischen Einfluß aus.

Am 10. März 1806 fand in Toul die feierliche Vereidigung der beiden ersten Bataillone durch den Divisionsgeneral Gilot statt, worüber ein ausführliches Protokoll, das auch die Rangliste des Regiments enthielt, aufgenommen wurde[1]. Der fürstliche Regimentschef beförderte Friederich alsbald zum Kadetten mit dem Grad als Sergeant in der zweiten Chasseurkompagnie; auch erlaubte er den Kadetten, außer Dienst Offiziersuniform mit den Unteroffiziersabzeichen und zwei silbernen Epauletten — die Offiziere trugen nur ein solches links, aber mit Fransen — anlegen zu dürfen. Da er gleichzeitig von seinem Vater die Zusicherung einer monatlichen Zulage von hundert Franken erhielt, so galt er jetzt als reich und lebte auch darnach. Vor allem richtete er nach seiner Weise wieder ein Liebhabertheater ein, in welchem er sowohl deutsche Stücke, darunter sogar Kabale und Liebe, wie auch französische Dramen und Vaudevilles auf-

[1] Abgedruckt in den Pièces justificatives zum 1. Bd. der unter dem Titel Mémoires d'un mort, Paris [1913], erschienenen französischen Bearbeitung der Vierzig Jahre (Bibliographie Nr. 32) S. 339—344.

führte. Der Fürst fand großen Gefallen an seiner schauspielerischen Tätigkeit und ließ sich von ihm auch, als er an der Gicht erkrankte, täglich mehrere Stunden deutsch oder französisch vorlesen. Friederich wählte nur klassische Autoren, wie Lessing, Schiller, Goethe, Shakespeare, Racine, Corneille, Voltaire, und erheiterte seinen fürstlichen Zuhörer besonders dadurch, daß er seine Stimme, um die Vorlesung einer Aufführung möglichst anzunähern, bei jeder Rolle veränderte. So gewann er rasch die Gunst des Fürsten; doch hatte er das Mißgeschick, sie durch einen Zusammenstoß mit dessen Sekretär wieder zu verscherzen. Die Folge war, daß, als der Fürst acht Offizierspatente für Kadetten aus Paris mitbrachte, Friederich nicht unter den damit beglückten war.

Das inzwischen vollzählig gewordene Regiment erhielt jetzt Marschbefehl[1] nach Avignon, von wo der Marsch bald weiter nach Tarascon und Montpellier ging. Hier stieß auch der Fürst, der jetzt gegen Friederich wieder sehr gnädig war, zum Regiment. Er versicherte diesem, er erwarte für ihn täglich das Offizierspatent aus Paris, ließ den Wunsch nach einem neuen Liebhabertheater durchblicken und stellte die Wiederaufnahme der Vorlesungen in Aussicht. Da führte ein tückischer Zufall eine neue Ungnade für Friederich herbei. Beide hatten nämlich, ohne voneinander zu ahnen, intime Beziehungen zu einer Schauspielerin angeknüpft, und Friederich hatte den Fürsten eines Abends bei ihr überrascht. Obwohl jener nun sofort sein Verhältnis zu ihr abbrach, warf der Fürst doch einen förmlichen Haß auf seinen vermeintlichen Nebenbuhler. Eine neue Unbesonnenheit trug ihm nicht nur strengen Arrest, sondern auch den Verlust des Sergeantengrades ein; doch zum Glück für Friederich, der schon vierzehn Tage im Arrest saß, war der Fürst schon wieder nach Paris und von da nach Deutschland

[1] Vgl. zum folgenden die Bemerkung unten S. 92f.

gereist — das Regiment sah ihn nicht wieder —, als unerwartet die vom Fürsten schon vor Monaten beantragte Ernennung zum Unterleutnant aus Paris eintraf.

Bald darauf führte ein neuer Marschbefehl Friederichs Bataillon nach Toulon und ein weiterer von da nach Genua. Hier angekommen, hatte er in seiner Begeisterung für Schiller nichts Eiligeres zu tun, als sich zu erkundigen, ob noch Nachkommen von der Familie der Fieschi in Genua vorhanden seien. Aber er war bitter enttäuscht, als der nicht ohne Mühe ausfindig gemachte Graf, ein hageres und grämliches Original, auch nicht eine blasse Ahnung vom questo Skiller zu haben versicherte. In Genua bewegte sich Friederich bald in der allerersten Gesellschaft. Er lernte jetzt auch geläufig italienisch sprechen und feierte mit Gesangsvorträgen aus Mozarts Don Juan, der in Genua noch gänzlich unbekannt war, wahre Triumphe in den Salons; ja es kam unter seiner Leitung eine Art Verein zustande, in dem große Partien der Oper eingeübt wurden, die man dann in den Abendgesellschaften zum besten gab. Bald sprach man in ganz Genua nur vom Don Juan und auch von dem Uffiziale francese oder tedesco, der ihn mitgebracht. Auch das Musikkorps des Regiments wurde jetzt unter seine Aufsicht gestellt, was ihn veranlaßte, den Klavierauszug des Don Juan, der jede Nacht unter seinem Kopfkissen lag, so gut es gehen wollte, für dessen Aufführungen zu instrumentieren. Er komponierte auch selbst munter drauf los: Geschwind- und Parademärsche, Tänze, französische Romanzen und italienische Kavatinen. Teils unter gewandter Ausnutzung seiner musikalischen Bestrebungen, teils nebenher hatte er bald auch mit mehreren Damen der hohen Genueser Gesellschaft, so namentlich mit einer vornehmen Marchesa, einer blendenden Schönheit, galante Intrigen angeknüpft, die der noch nicht Siebzehnjährige mit wahrhaft erstaunlichem Raffinement

erfolgreich durchzuführen wußte. Aber diesem glänzenden Leben in Saus und Braus machte plötzlich eine Order des Kriegsministers ein Ende, nach welcher Friederichs Bataillon in drei Tagen zu der in das Königreich Neapel einmarschierten Armee, und zwar zu dem vor Gaëta stehenden Belagerungskorps abgehen sollte, da Napoleon beschlossen hatte, der Herrschaft der Bourbonen in Neapel ein Ende zu machen.

Nach einem Marsch durch halb Italien, mit nur eintägigem Aufenthalt in Rom, kam Friederichs Bataillon vor Gaëta an. Doch nach nur siebzehntägiger Teilnahme an der Belagerung kam der Befehl zum Weitermarsch nach Neapel. Dort herrschte seit dem 31. März 1806 Napoleons älterer Bruder Joseph als König, ein schwacher Charakter, dem alle Eigenschaften mangelten, um ein Königreich, wie das neapolitanische, zeitgemäß zu reorganisieren. Dank den gänzlich verfehlten Maßregeln der neuen Regierung und da auch ganze Schwärme nichtsnutziger Subjekte aus Paris kamen, um hier einträgliche Stellen zu erhalten, entstand bald allgemeine Unzufriedenheit. Friederich hat diese unerfreulichen Verhältnisse bei der Erzählung seines ersten Aufenthalts in Neapel eingehend geschildert. Er selbst mußte jetzt mit seinem Bataillon nach kurzem Aufenthalt Neapel wieder verlassen. Aus Unteritalien und namentlich aus Kalabrien waren nämlich täglich schlimmere Nachrichten eingetroffen. Überall hatten sich Banden unter tollkühnen Anführern, nicht selten Geistlichen, zusammengerottet; was Sizilien vom Abschaum der Banditen, Räuber und Mörder besaß, landete an den Küsten Kalabriens und Apuliens und wartete auf die Ankunft eines starken englisch-sizilianischen Heeres, um sich ihm anzuschließen. Dieser drohenden Gefahr zu begegnen, brach mit andern Verstärkungen auch Friederichs Truppe in der zweiten Junihälfte auf, um zur Heeresmacht des Generals Verdier in Cosenza zu

stoßen. Schon drei Tage nach ihrer Ankunft daselbst ließ der Höchstkommandierende, General Regnier, alle Truppen in Eilmärschen zu sich nach Nicastro entbieten, da der durch den Zulauf von Kalabresern und Briganten auf 12000 Mann verstärkte englische General Stuart im Anmarsch war. Noch in der Nacht, nachdem alles bei Nicastro versammelt war, wurde gegen die Höhen des Dorfes Maida marschiert und dort eine vortreffliche Verteidigungsstellung angesichts der längs der Küste lagernden Engländer eingenommen. Es war am 4. Juli 1806. Regnier, der nur 7000 Mann und vier Kanonen hatte, war unvorsichtig genug, seine gute Stellung zu verlassen und die mit starker Artillerie versehenen und durch ihre Schiffsgeschütze wirksam unterstützten Engländer anzugreifen. Er erlitt, trotzdem die Franzosen tapfer kämpften, eine vollständige Niederlage, verlor an 2000 Tote und Verwundete und mußte den Rückzug antreten, der in wenigen Augenblicken in eine regellose Flucht ausartete. Das Bataillon Friederichs, der hier seine Feuertaufe empfing, ging als eines der letzten zurück, bald riß aber auch hier allgemeine Unordnung ein. Friederich selbst hatte vergebens die Bagage seines Bataillons zu retten versucht — er verlor mit ihr zu seinem Schmerz auch seinen Klavierauszug aus Don Juan, Schillers Fiesko und Don Carlos, sowie Cramers Adolf von Dassel — und verließ als einer der letzten das Schlachtfeld. Mit einem kleinen Trupp Leute schlug er sich in die Wälder; als die letzte Patrone verschossen war, wagte er sich in das Städchen Taverna, wo man noch nichts von der Niederlage der Franzosen wußte. Mit großer Geistesgegenwart kündigte er sich hier dem Bürgermeister als Avantgarde eines Regiments an, requirierte Pulver, Blei und Schrot, sowie Lebensmittel und Pferde, und zog eine Stunde, bevor ein großes Insurgentenstreifkorps eintraf, unbehelligt in der Richtung nach Cosenza wieder ab. Er war

nur noch wenige Meilen davon entfernt, als er persönlich in eine furchtbare Lage geriet. Ganz allein zum Rekognoszieren vorausgeritten, sank er mit dem Pferd unversehens in dem sumpfigen Boden ein, als ihn sieben Banditen überfielen, entwaffneten und ihm die Kleider vom Leibe rissen. Schon wollten sie ihn umbringen, da bemerkte einer der Räuber an ihm eine Reliquie, die Friederich von einem Besuche Lorettos mitgenommen und seither stets auf der Brust getragen hatte. Das war seine Rettung. Während ein Teil der Banditen ihn als „buon cristiano“ schonen, die andern ihn töten wollten, kamen Leute von seiner Abteilung herbei und befreiten ihn. Cosenza wurde nun glücklich erreicht; aber bald wurde die Lage immer schwieriger und der Aufstand allgemein. Besonders wußte sich der Brigantenchef Fra Diavolo mit seiner zahlreichen Bande überall gefürchtet zu machen. Erst der Fall Gaëtas gab den Dingen eine andere Wendung. Die Engländer überließen Kalabrien seinem Schicksal und bald war keine englische Uniform mehr auf dem Festland zu sehen. Nur in verborgenen Tälern und Felsenklüften hielten sich die Briganten noch, und die Jagd auf sie, an der auch Friederich mit seinem Bataillon teilnahm, war beschwerlich genug, wenn auch manches heitere Abenteuer mit den schwarzäugigen, bei näherer Bekanntschaft gar nicht so spröden Kalabreserdirnen für ihn mit unterlief. Eines Abends wurde gemeldet, der furchtbare Fra Diavolo, der übrigens auch im Besitz eines englischen Majorspatentes war, halte sich mit einem großen Insurgentenhaufen in nächster Nähe auf. Das Bataillon setzte sich in Marsch und Friederich erhielt den Befehl über die Avantgarde. Es gelang ihm auch in der Tat, eine dreiundzwanzig Köpfe starke Bande mit dem vermeintlichen Fra Diavolo in einer Waldschlucht zu erkunden und zu überwältigen. Doch war es nicht Fra Diavolo selbst, den er fing, sondern nur einer seiner „Adjutanten“,

Namens Belardi. Und immer weiter ging die Brigantenjagd unter unendlichen Mühsalen und Beschwerden und unter immer größeren Opfern, bis endlich das auf ein Drittel seines Bestandes zusammengeschmolzene Bataillon nach Neapel zurückbeordert wurde, wo es im November 1806 ankam. Inzwischen war auch Fra Diavolo gefangen genommen worden und wurde, trotzdem ihn die im Golf von Neapel kreuzenden Engländer durch einen Parlamentär als englischen Major reklamierten[1], wenige Tage nach Friederichs Ankunft, welcher der Exekution beiwohnte, gehängt.

Während seines zweiten gleichfalls nur kurzen Aufenthalts in Neapel, der mit allerlei Liebesaffären, mit der Einrichtung eines französischen Liebhabertheaters, das sich sogar an die Aufführung des Figaro wagte, und mit interessanten Ausflügen nach Pompeji und Pozzuoli ausgefüllt war, erfolgte gegen Ende des Jahres 1806 Friederichs Beförderung zum Oberleutnant; er war eben siebzehn Jahre alt geworden. Bald darauf wurde das Bataillon nach Civitavecchia verlegt, Friederich selbst aber von da nach dem drei Stunden von Rom entfernten Albano als Platzkommandant beordert. Vom reichen Bankier Torlonia in die Gesellschaft eingeführt, lebte er bald mehr in Rom, als in Albano, wohin er in der Regel nur gegen Morgen auf einige Stunden zurückkehrte. Und wieder war es, wie in Genua, die Musik und

[1] Nach Mem. 1. Bd. S. 511 f. gab der neapolitanische Polizeiminister Sallcetti auf dieses Ansinnen die beißende Antwort: „Es tue ihm unendlich leid, allein man wisse von gar keinem Major in englischen Diensten, der in Gefangenschaft geraten sei; verstehe man aber einen gewissen Banditen darunter, der weder eine militärische noch politische Charge bekleide und unter dem Namen Fra Diavolo bekannt sei, so sei dieser vermöge eines noch unter König Ferdinand von den Gerichten gefällten Urteils, das ihn als Mordbrenner, Räuber, Schmuggler und Dieb zum Tod verurteilt habe, schon tags zuvor hingerichtet worden."

insbesondere sein über alles geliebter Don Juan — der Klavierauszug war mit allem, was er bei Maida verloren, wieder ersetzt worden —, wodurch er sich den Weg in die ersten Familien Roms bahnte: bald gab es in der ganzen Stadt keine Abendgesellschaft, zu der er nicht durch einen Expressen eingeladen worden wäre. Don Juan machte Furore, ihm selbst aber schenkte eine der ersten Schönheiten Roms, die junge Fürstin Cesarini, deren Gatte sie als fünfzehnjähriges Blumenmädchen geheiratet und die die halbe Männerwelt Roms, darunter hohe Prälaten, zu Anbetern hatte, ihre Liebe. Unbekümmert um die eifersüchtigen Nachstellungen eines Verwandten des Hauses Cesarini, der ihn sogar einmal ermorden lassen wollte, lebte er mit ihr auf dem vertrautesten und zärtlichsten Fuße, was ihn freilich nicht hinderte, gleichzeitig auch mit einer jungen Witwe und der fünfzehnjährigen Tochter eines Buchhändlers intime Verhältnisse anzuknüpfen und zu unterhalten. Aus diesem Schlaraffenleben, wie er selbst es nennt, während dessen er noch Zeit fand, einem Kameraden bei der abenteuerlichen Entführung einer Nonne aus einem römischen Kloster behilflich zu sein, riß ihn plötzlich eine unangenehme Begebenheit. Er hatte einen zu Händeln aller Art geneigten Kameraden, der den Kardinalbischof von Albano mit brutaler Gewalt zwang, das von ihm erlassene Verbot einer sonntäglichen Theateraufführung zurückzunehmen, mit seiner Autorität als Kommandant von Albano unterstützt. Die päpstliche Regierung beantragte die strengste Bestrafung, und das Ergebnis dieses Schrittes war, daß Friederich, der noch froh sein mußte, nicht vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, seiner Stelle enthoben und nach Genua zum dritten Bataillon seines Regiments versetzt wurde. So mußte er denn Rom und die Fürstin Cesarini, die ihm beim Abschied gestand, ein Pfand seiner Liebe zu besitzen, schweren Herzens verlassen.

Friederichs zweiter Aufenthalt in Genua, wo er alte und neue Bekanntschaften pflegte, war bemerkenswert durch eine Expedition gegen die nun auch in den italienischen Alpen immer dreister auftretenden Briganten, von denen er eine ganze Bande überraschte und gefangen nach Genua ablieferte. Bald konnte er jedoch der Regierung noch einen weit wichtigeren Dienst leisten. Durch eine Dame der Gesellschaft ins Vertrauen gezogen, gelang es ihm, eine furchtbare Verschwörung, durch welche mit Hilfe zahlreich herbeigeströmter Briganten sämtliche Generale und Offiziere im Theater ermordet, die Kasernen in Brand gesteckt und die Truppen überwältigt werden sollten, durch kluges Auftreten im Keime zu ersticken. Nicht lange darauf erhielt der noch nicht ganz Achtzehnjährige seine Beförderung zum Kapitän und gleichzeitig die ersehnte Rückversetzung zum ersten Bataillon in Civitavecchia. Noch ehe er aber hier eintraf, erfuhr er, daß dieses inzwischen bereits den Kirchenstaat verlassen habe und nach Neapel abmarschiert sei. Kaum hatte er hier das französische Liebhabertheater, das sogar vor dem Königlichen Hof spielte, zu neuem Flor gebracht, so mußte er an einem zweiten Feldzug gegen die Banditen Kalabriens teilnehmen, dessen geringe Ergebnisse übrigens nicht im Verhältnis zu den ungeheuren Strapazen standen, die er mit sich brachte. Anfangs Dezember 1807 nach Neapel zurückgekehrt, hoffte er zur Entschädigung für die ausgestandenen Mühsale auf ein angenehmes Weihnachtsfest und einen noch fröhlicheren Karneval, als er plötzlich mit noch sieben anderen Offizieren nach Genua kommandiert wurde, wo das Regiment ein viertes Bataillon formieren sollte, dem eine besondere Bestimmung — es handelte sich natürlich um Napoleons spanischen Feldzug — zugedacht war.

Über Rom, wo ihm die Fürstin Cesarini „mit triumphierendem Blick" einen von ihr zur Welt gebrachten Knaben zeigte, reiste

Friederich nach Genua, von wo er das neu gebildete Bataillon zunächst nach Marseille und über Toulouse nach Bayonne begleitete. Hier glückte es ihm, den schon lange gehegten Wunsch seiner Versetzung in ein französisches Regiment zu verwirklichen. Er wurde bei der dritten légion de réserve — so hießen die neuen, nach Spanien bestimmten Infanteriekorps — angestellt, in dem er die dritte Kompagnie des zunächst in Bordeaux liegenden zweiten Bataillons erhielt. Es war jetzt kein Geheimnis mehr, daß gegen Spanien marschiert wurde: am 13. Januar 1808 überschritt Friederich, dessen Legion zum sogenannten Observationskorps der Gironde gehörte, die Bidassoa und damit die spanische Grenze. Der Marsch führte über Vittoria, Burgos, Valladōlid, wo Friederich mit der Gattin eines bei der spanischen Leibgarde in Madrid stehenden Stabsoffiziers, einer feurigen Andalusierin, sein erstes Abenteuer auf spanischem Boden hatte, und über Segovia nach Madrid. Am 23. März zogen die Franzosen unter dem Oberbefehl Murats, des Großherzogs von Berg, in der spanischen Hauptstadt ein. Bei der Niederwerfung des blutigen Madrider Aufstandes vom 2. Mai wurde Friederich verwundet, als er einem armen Teufel von Bauern das Leben rettete. Bald darauf geriet ganz Spanien in Aufruhr, und als Napoleon seinen Bruder, den König Joseph von Neapel, zum König von Spanien ernannte, erklärte es Frankreich förmlich den Krieg. Besonders heftig war die Bewegung in Arragonien, wo Palafox als Generalkapitän die Schilderhebung leitete und Saragossa in Verteidigungszustand setzte. Zu dem Heer, das nun unter Verdier Saragossa zu belagern begann, stieß auch Friederichs Bataillon. Er selbst nahm tätigsten Anteil an dieser ersten Belagerung der Stadt, von der er eine lebensvolle Schilderung entwirft[1], die aber am 12. August

[1] Mem. 2. Bd. S. 360—378.

wieder aufgehoben werden mußte. Unmittelbar vor Barcelona, wohin seine sehr zusammengeschmolzene Legion jetzt beordert wurde, traf ihn bei einem Zusammenstoß mit katalonischem Landsturm ein Büchsenschuß in den rechten Schenkel. Die Verwundung war zwar nicht gefährlich, aber jetzt packte ihn auch die Terzana, das dreitägige Fieber, an dem er schon in Neapel gelitten, mit erneuter Gewalt, weshalb die Ärzte zu einem Aufenthalt in Südfrankreich rieten. In einer dunkeln Nacht schiffte er sich in einem kleinen Küstenfahrzeug ein und gelangte glücklich an die französische Küste. Nach kurzem Aufenthalt in Montpellier völlig hergestellt, erwirkte er, da seine Legion so gut wie vernichtet war, seine Versetzung zum 29. Infanterieregiment in Neapel. Ende September kam er hier an. Kurz vorher war auch Murat, den sein Schwager Napoleon zum König von Neapel ernannt hatte, aus Spanien eingetroffen und hatte als Joachim I. mit ungeheurem Pomp von seiner Hauptstadt Besitz genommen. Der König glaubte, seinen Regierungsantritt mit einer glänzenden Waffentat feiern zu sollen, und wählte dazu die Eroberung von Capri, das die Engländer seit drei Jahren besetzt hielten. Das Unternehmen, an dem auch Friederich hervorragenden Anteil nahm — Murat, der ihn schon in Madrid einmal angeredet hatte, erkannte ihn bei der Einschiffung am 3. Oktober 1808 wieder —, gelang vollständig und Friederich erhielt für seine dabei bewiesene Tapferkeit das Ritterkreuz des Ordens beider Sizilien und bald darauf auch das der französischen Ehrenlegion.

Im April 1809 bekam Friederichs Bataillon den Befehl, nach dem Kirchenstaat aufzubrechen, wo große Dinge im Gang waren. Napoleon hatte beschlossen, der päpstlichen Herrschaft ein Ende zu machen und ließ Rom am 1. Juni durch General Miollis besetzen. Der Papst Pius VII. sollte jetzt einen Akt der Entsagung auf seine weltliche Macht unterzeichnen und, falls er sich dessen

weigerte, einfach gefangen genommen werden. Am Abend des 5. Juli wurden alle in der Umgegend Roms liegenden Truppen, darunter auch Friederichs Bataillon — er selbst war Platzkommandant von Velletri — bei Albano versammelt und nach Rom auf den Monte Cavallo geführt. Dort wurde Friederich mit zwanzig auserwählten Grenadieren zu General Miollis befohlen, der ihm eröffnete, was betreffs des Papstes beschlossen war, sowie daß er an der Expedition teilzunehmen bestimmt sei. Es waren insgesamt acht bis zehn Offiziere, hundertzwanzig Mann und sechs Sappeurs; der Gendarmeriegeneral Radet hatte die Führung. Die hohen Gartenmauern wurden überstiegen und die inneren Türen durch die Sappeurs erbrochen. Dann verfügte man sich in das Gemach des Papstes, dem Radet die Abdankungsurkunde mit dem Beifügen überreichte, er werde im Weigerungsfalle gefangen abgeführt werden. Friederich hat diesen Vorgang in einer Abbildung in seinem „Welttheater", die auch in seine „Weltgeschichte in Bildern" überging, festgehalten. (S. unsere Nachbildung als Titelbild.) Da alles Zureden vergeblich war, ließ Radet ein Fenster nach der Straße einschlagen, den Papst und den Kardinal Pacca auf zwei Armstühlen anbinden und durch das Fenster auf die Straße hinablassen. Hier wurden sie in einen vierspännigen Wagen gesetzt, der, mit Radet auf dem Bock und von einer berittenen Eskorte umgeben, im Galopp auf der Straße nach Florenz davonfuhr und sie nach Savona brachte[1]. Friederich

---

[1] Über die Gefangennahme des Papstes hat der General Radet der französischen Regierung im August 1814 einen nachträglichen Bericht erstattet, der sehr farblos ist und nur zeigt, wie peinlich ihm der Auftrag gewesen war; er ist abgedruckt im Annexe II zum 2. Bd. der Mémoires d'un mort, S. 376—378. Wichtiger ist die Schilderung, die Kardinal Pacca in seinen Memoiren gibt: Memorie storiche del ministero, de' due viaggi in Francia e della prigonla nel forte di San Carlo in Fenestrella del Card. Bartolomeo Pacca, scritto da lui medesimo, e divise in tre parti, Quarta

wurde nun von Miollis dazu ausersehen, die Depeschen über das Geschehene dem Kaiser nach Schönbrunn als Kurier zu überbringen. Die ihm hierbei von Napoleon gewährte Audienz benutzte er, um ihm seinen Wunsch, zur kaiserlichen Garde versetzt zu werden, vorzutragen, jedoch ohne Erfolg: c'est bon, nous verrons, war des Kaisers frostige Antwort. Der Aufenthalt in Wien, wie die Rückreise über Venedig und Ravenna nach Velletri hatten Friederich wieder Gelegenheit zu einer ganzen Reihe von Liebeshändeln gegeben, die wir jedoch hier übergehen müssen.

Das Ende des Jahres 1809 brachte Friederich die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches: General Miollis, dem er inzwischen nähergetreten, sandte ihn nach Paris, das er noch nie gesehen hatte, um Lieferungen für die Truppen im Kirchenstaat abzuschließen, daneben aber hauptsächlich, um für die Ernennung des Generals zum Marschall von Frankreich tätig zu sein. Friederichs Aufenthalt in Paris dauerte bis Anfang September 1810 und brachte ihm eine Fülle der interessantesten Erlebnisse, die hier nicht einzeln aufgeführt werden können. Es sei nur erwähnt, daß die Vermählungsfeierlichkeiten Napoleons und seiner zweiten Gemahlin Marie Luise, an denen auch Friederich teilnahm, in diese Zeit fielen, wie er denn auch bei dem Fest des Fürsten von Schwarzenberg am 1. Juli, das einen so tieftragi-

edizione, Pesaro 1830, S. 92—99. Sie stimmt ganz mit der F.s überein, nur daß nach Pacca der Papst und er nicht auf Stühlen aus dem Fenster gelassen wurden, sondern über die Trümmer der eingeschlagenen Türen hinweg die Treppen herabstiegen. Paccas Memoiren sind ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: Historische Denkwürdigkeiten über Se. Heiligkeit Pius VII.... bei seiner gewaltsamen Wegführung nach Frankreich oder über das Ministerium und die Gefangenschaft des Kardinals Bartholomäus Pacca, von ihm selbst geschrieben, 2. Auflage, 3 Bde., Augsburg 1835 (auch unter dem Titel: Bartholomäus Paccas Memoiren, 1.—3. Bd.). Vgl. dort 1. Bd. S. 87—94. Eine französische Übersetzung des Paccaschen Berichtes siehe in dem oben zitierten Annexe II S. 378—383.

schen Ausgang nahm, zugegen war. Mit dem Fürsten von Isenburg traf er oft zusammen; er veranstaltete für dieses Original u. a. das bizarre und prächtige Nachtmahl, bei dem jeder Teilnehmer eine Totenrolle übernehmen mußte und das sogar Napoleons Befremden erregt haben soll. Daß er im übrigen in Paris, „frei von Vorurteilen, die das ohnehin so monotone Erdenleben noch langweiliger und unerträglicher machen, den Becher der Lust und der Freude in vollen Zügen bis auf den Grund leerte", wird nicht weiter verwundern. Wie immer, gehörten seine Bekanntschaften den verschiedensten Gesellschaftskreisen an. Namentlich die Theaterwelt war stark dabei vertreten; auch mit der seinerzeit in Rom aus dem Kloster entführten Nonne, deren Mann in Spanien stand und der er unversehens begegnete, schloß er vorübergehend eine „Interims-Ehe". Die an Rang am höchsten stehende Dame aber, mit der er hier und, von einem späteren Fall abgesehen, in seinem Leben überhaupt intim verkehrte, war Napoleons Schwester Pauline Borghese. Er war mit der an Temperament und Leidenschaft ihm ähnlichen Prinzessin dadurch bekannt geworden, daß er sie um Fürsprache für die Wünsche des Generals Miollis bei Napoleon bitten wollte. Diesen Zweck erreichte er freilich bei ihrer Einflußlosigkeit ebensowenig wie seine eigene Versetzung zur Garde. Dagegen versprach sie ihm, eine solche zu den Garden ihres Schwagers des Königs Murat bei diesem zu befürworten, und sie hielt Wort: Anfang September 1810 erhielt er das Patent als Kapitän bei der neapolitanischen Garde zu Pferd, den Cavalli leggieri.

Durch diese Ernennung kam Friederich bald in enge Beziehungen zu dem üppigen und glänzenden Hof Murats, der besonders das Theater mit ungeheurem Aufwand pflegte. Auf Wunsch der Königin Karoline organisierte Friederich ein italienisches Liebhabertheater, für das er nach und nach eine Anzahl deutsche Stücke

übersetzte, in erster Linie Schillers Fiesko, wobei ihn eine Hofdame, die schöne Marchesa Cavalcanti, unterstützte. Diese und eine andere Hofdame, die Herzogin von Atri, sowie er selbst spielten die Hauptrollen. Der König war entzückt und teilte ihn seinen Ordonnanzoffizieren zu, wodurch er von allem andern Dienst befreit wurde. Nun wurden auch Opern inszeniert, zunächst Figaro, in dem er die Titelrolle sang. Sein Stern war ersichtlich im Steigen: Murat beabsichtigte, ihm, sobald sich eine andere Stelle für den Oberintendanten der Theater Longchamps gefunden, dessen Posten zu übergeben. Endlich setzte er auch nach Überwindung vieler Schwierigkeiten und Intrigen seinen Lieblingsplan, die Aufführung des Don Juan, die erste in Italien, durch: sie erfolgte in hoher Vollkommenheit und mußte über hundertmal wiederholt werden. So kam es allmählich dahin, daß Longchamps nur noch dem Namen nach amtierte und Friederich der faktische Intendant der königlichen Theater war. Als solcher war er besonders darauf bedacht, Ballette für den kommenden Winter und den Karneval zu inszenieren, wobei der musikliebende König ihm stets durch Machtworte zum Sieg über die Intrigen übelwollender Gegner verhalf. Das Hauptstück sollte die „Nymphe der Donau" von Kauer werden, die er unter Einfügung vieler Opernmelodien zu einem auch äußerlich mit größtem Glanz ausgestatteten Ballett umgearbeitet hatte. Im Januar 1812 sollte die erste Aufführung stattfinden, die Hauptprobe, der Murat selbst beiwohnte, war glücklich abgelaufen, da stürzte am Tage vor der Aufführung eine auf Befehl des Königs vom Kriegsminister erlassene Order Friederich vom Gipfel des Glücks — er sollte eben Stabsoffizier und Adjutant des Königs werden — und aus allen seinen Himmeln herab: sie befahl ihm, binnen vierundzwanzig Stunden mit einem Detachement neapolitanischer und französischer Truppen nach Tarent abzumarschieren und dort

weitere Befehle zu erwarten. Zu spät sah er ein, daß er diesen tiefen Fall seinem unvorsichtigen Leichtsinn verdankte, den seine Feinde weidlich auszunutzen verstanden: sie hatten mit seinem immer zärtlicher gewordenen Verhältnis zur Herzogin von Atri die Eifersucht des Königs zu erregen gewußt, der sein Nebenbuhler bei ihr war und auch auf die erste Tänzerin, mit der Friederich gleichfalls in allzu großer Vertraulichkeit lebte, ein Auge geworfen hatte. So traurig, wie jetzt Neapel, hatte er noch nie eine Garnison verlassen.

In Tarent erfuhr Friederich, daß er nach Korfu zum zweiten Fremdenregiment versetzt sei, das zum Teil aus dem inzwischen aufgelösten Regiment Isenburg gebildet worden war. In Korfu blieb er etwa zweiundeinhalb Jahre, während deren er wieder manche höchst interessante Erlebnisse hatte, auf die hier jedoch nicht näher eingegangen werden kann, wie z. B. seine Sendung zu dem durch seine Grausamkeit berüchtigten, damals in Albanien allmächtigen Ali Pascha von Janina[1]. Allem Anschein nach muß er in Korfu auch einmal nach einer schweren Krankheit scheintot begraben worden sein. Er läßt diesen Vorfall zwar in seinen Memoiren einem befreundeten Kapitän begegnen, bemerkt aber gleichzeitig, es sei aller Grund vorhanden, zu glauben, daß der Verfasser der Denkwürdigkeiten selbst der Lebendigbegrabene war, womit denn auch die auffallende Angst, die Friederich wiederholt vor dem Lebendigbegrabenwerden äußert[2], übereinstimmen

[1] Vgl. über ihn: Ibrahim-Manzour-Efendi (eigentlich Samson Cerfbeer) Mémoires sur la Grèce et l'Albanie pendant le gouvernement d'Ali-Pacha, 2. éd., Paris 1828. F. hat eine Übersetzung dieser Memoiren in „Unsere Zeit", Außerordentl. Heft Nr. IV, Stuttgart 1826, gegeben.

[2] So in der ungedruckt gebliebenen Einleitung zu den Vierzig Jahren, s. unten S. 128 f. Vgl. auch Dämonische Reisen, S. 765 und die Erzählung „Die unwillkommene Erscheinung oder tragikomische Folgen der Asphyxie" im Phönix, 1825, Nr. 39—42.

würde. Auch an Abenteuern aller Art fehlte es nicht. Zweimal verhalf er Freunden zur Entführung ihrer Geliebten und er selbst bediente sich wieder mit Erfolg des Theaters, für das er ein prächtiges Ballett „Ludwig der Springer" bearbeitete, zur Durchführung einer Intrige mit der bald nachher auf tragische Weise im Mittelländischen Meer ertrunkenen Prima Ballerina Giuseppina Panzieri[1]. Endlich wurde Napoleons Sturz auch auf dieser abgelegenen Insel bekannt und führte am 20. Juni 1814 zur Übergabe Korfus an die Engländer.

Friederich kehrte nun mit der gesamten Besatzung nach Frankreich zurück. Bei Elba vorbeifahrend, sahen sie Napoleon auf den Mauern von Porto Ferrajo. Offiziere und Mannschaften brachten ihm begeisterte Huldigungen dar und Friederich meint, wenn Napoleon einige Winke gegeben, so hätte die ganze Mannschaft zu seinen Gunsten revoltiert[2].

In Paris lernte er die berühmte Sängerin Angelica Catalani kennen[3], mit der er öfter Duette sang, und begab sich von da über Straßburg nach Frankfurt. Am 18. Oktober 1814, dem ersten Jahrestag der Leipziger Schlacht, der hier feierlich begangen wurde, traf er nach fast neunjähriger Abwesenheit, mit fünfundzwanzig Jahren ein gereifter Mann, in der Vaterstadt ein. Hier fand er zu seinem Mißvergnügen, daß man „die alten Albernheiten, Spießbürgerlichkeiten und Erbärmlichkeiten aus der reichsstädtischen Rumpelkammer" wieder hervorholte, während gleichzeitig alles einen abgeschmackten Franzosenhaß affektierte, der sich namentlich durch das Tragen der altdeutschen Tracht äußerte. Als Napoleon im März 1815 wieder in Frankreich Fuß faßte,

[1] S. Bibliographie Nr. 1 und Nr. 91. Vgl. auch oben S. 23.

[2] Mem. 3. Bd. S. 220.

[3] Geboren am 10. Mai 1780 in Sinigaglia; vermählt mit dem Attaché und früheren Kapitän Valabrègue in Lissabon; am 12. Juni 1849 in Paris an der Cholera gestorben.

wollte freilich in Frankfurt niemand über ihn räsoniert haben! Für Friederich war Napoleons Rückkehr die Veranlassung, einen Entschluß über seine Zukunft zu fassen. Zunächst hatte er, da er nur beurlaubt war, nach Frankreich zurückkehren wollen. Aber seine Familie und mehr noch der landgräfliche Hof in Homburg, der ihn freundlich aufgenommen hatte, bestimmten ihn, nach Berlin zu reisen, um, mit den besten Empfehlungsschreiben an die Prinzessin Wilhelm, eine Tochter des Landgrafen Friedrichs V., versehen, eine Anstellung im preußischen Militärdienst nachzusuchen. Dieser Schritt entsprang übrigens zu einem guten Teil auch der Vorliebe, die er seit seiner Rückkehr für Preußen, dessen König und Heer gefaßt hatte und die um so mehr wuchs, je mehr er das Benehmen Napoleons und seiner Generale gegen Preußen verachten lernte. Nach längerem Warten in Berlin — seine Leidenschaft fürs Theater war von neuem erwacht, er war sogar wiederholt in einem großen Liebhabertheater, der „Urania", aufgetreten und dachte bereits wieder an den Schauspielerberuf — erhielt er seine Anstellung im Heer, freilich unter Zurücksetzung um einen Grad nur als Premierleutnant und zunächst ohne Zuteilung zu einer bestimmten Truppe; endlich aber traf die Order ein, im 17. Garnisonbataillon in Kolberg eine Kompagnie zu übernehmen[1].

Der nun folgende vierjährige Militärdienst in Preußen ist eine der wenigst interessanten und auch am wenigsten erfreulichen Episoden in Friederichs Soldatenlaufbahn. Nicht nur weil sie in die Zeit tiefsten Friedens fiel und er sich auf öden Garnisondienst beschränkt sah; er hatte auch aus dem neunjährigen Dienst in

[1] Die Rang- und Quartierliste der Königlich Preußischen Armee für das Jahr 1817, S. 225, führt ihn unter dem Namen „Friedrich" bei diesem Bataillon als den älteren von zwei Premierleutnants auf. Es gab 34 solcher Garnisonbataillone.

Napoleons Heeren militärische und sonstige Anschauungen mitgebracht, die denjenigen eines preußischen Offiziers damaliger Zeit diametral entgegengesetzt waren. So konnte er es nicht verstehen, daß der Offizier auf der Kommandantur nicht anklopfen, das Portepee zu tragen nicht unterlassen, auch seine Schärpe nicht zu Theateraufführungen verleihen dürfe. Solche Kleinigkeiten reizten ihn oft zu schonungsloser Kritik, was dann wieder Händel mit Kameraden und Unannehmlichkeiten mit Vorgesetzten zur Folge hatte. Auch das muß gesagt werden, daß seine verliebten Passionen jetzt immer dominierender wurden. Sagt er doch selbst ganz offen[1]: „Gestehen muß ich, daß, wenn ich jetzt meine geheimen Tagebücher durchsehe, mich selbst schaudert, so ein wilder Wüstling gewesen zu sein, da ich bisweilen einem ganzen Dutzend Frauen und Mädchen den Hof zugleich gemacht und wohl auch manche dereinst vielleicht schwer auf mir lastende Träne und wohl gar Verwünschungen hervorgerufen." Mit der Zeit geriet er in immer ernstere Konflikte mit der militärischen Disziplin. Zwar ein unverantwortlich leichtsinniger Streich, der die allerschlimmsten Folgen für ihn haben konnte, lief dank einem guten Einfall noch gnädig ab. Als Führer eines Rekrutentransportes zum Okkupationsheer in Frankreich hatte er sich in Stettin im Pharao ausrupfen lassen, schließlich auch noch die ganze ihm anvertraute Kasse verspielt und dachte schon an Selbstmord, um der unvermeidlichen Schande zu entgehen. Da kam ihm der Gedanke, im nahen Naugard als durchreisender Sänger der Wiener italienischen Oper ein Konzert zu geben. Gesagt, getan: er setzte über zweihundert Billette ab, erhielt sogar den Saal kostenlos und war gerettet. Weniger glimpflich lief ein Streit ab, in den er auf der Hauptwache mit dem wachthabenden Offizier über Dienstangelegenheiten geriet: er nötigte diesen, den Degen zu

[1] Mem. 3. Bd. S. 328.

ziehen, und die Folge war ein sechsmonatiger Festungsarrest. Ein Akt grober Disziplinwidrigkeit — er widersprach bei einer Parade auf offenem Markte dem ihm aufsässigen Kommandierenden, der ihn allerdings beim Defilieren zu Unrecht tadelte — führte, wenig rühmlich, das Ende seiner militärischen Laufbahn herbei. Er bekam wiederum sechs Monate Festungsarrest, nach dessen Ablauf er, des Soldatenlebens müde, seinen Abschied erbat und im Frühjahr 1819 erhielt.

III

Schriftstellerische Lehr- und Wanderjahre

Von Kolberg reiste Friederich nach Köslin, wo er bei einer wandernden Theatergesellschaft, die er in Kolberg kennen gelernt hatte, zweimal als Gast auftrat — das Publikum hätte sein Engagement gern gesehen —, sodann nach Berlin. Hier lieferte er, wie schon einmal bei einem früheren Aufenthalt, dem „Beobachter an der Spree", einem damals beliebten Volksblatt, eine Anzahl kleiner satirischer Beiträge, noch nicht ahnend, daß dies der Anfang seiner literarischen Laufbahn war. In Magdeburg lernte er den berühmten General Lazare Nicolas Marguerite Grafen Carnot (1753—1823) kennen, den Organisator der levée en masse in den Revolutionskriegen, der hier als Verbannter lebte. Carnots Bekanntschaft wurde von bleibender Wichtigkeit für Friederich; denn er gab ihm den Rat, ein Werk über die französische Revolution zu verfassen, da es an einem solchen, das mit Sachkunde und Unparteilichkeit geschrieben sei, noch gänzlich fehle. Friederich verhielt sich zwar im Augenblick gegenüber dieser Anregung noch ziemlich ablehnend, doch nahm er ein Heft mit Notizen und ein Verzeichnis mehrerer hundert historischer Schriften und Broschüren zur Revolutionsgeschichte dankbar von Carnot an. Zunächst beschränkte er sich auf die Ausarbeitung eines Planes zu dem Werk, dessen Ausführung ihm aber damals noch recht problematisch erschien. In Magdeburg lieferte er auch dem dort erscheinenden „Beobachter an der Elbe" einige Beiträge.

Von hier reiste er nach Bremen, um die Töchter seines Onkels Schulze, die dort verheiratet waren und deren einer, Henriette, er ja in seiner Jugend nahegetreten war, zu besuchen. Der Zufall fügte es, daß die berühmte Catalani, die er, wie erinnerlich, in

Paris kennen gelernt hatte, zur gleichen Zeit nach Bremen kam[1]. Friederich suchte sie sogleich auf und übernahm es, die Konzerte, die sie in Bremen geben wollte, zu arrangieren. Das erste fand in der Domkirche, das zweite im Theater und das dritte zum Besten der Armen in der Ansgarikirche statt. Beim zweiten, am 28. Juni 1819, hatte er sich vom Theaterdirektor als Belohnung dafür, daß er die Abhaltung des Konzerts im Theater unter Überwindung großer Schwierigkeiten durchgesetzt hatte, versprechen lassen, daß er der gefeierten Sängerin einen Empfang auf der Bühne ganz nach seinen eigenen Anordnungen bereiten dürfe. Friederich hatte dazu ein italienisches und ein deutsches Sonett verfaßt[2], die ihr die junge Schauspielerin Hauff auf einem Sammetkissen überreichte, nachdem das weibliche Chorpersonal im Genienkostüm sie unter einem dreifachen Tusch des Orchesters auf der Bühne empfangen hatte. Gleichzeitig ließ er, wie seinerzeit in Korfu[3], einige tausend Exemplare der Sonette auf das Publikum herabwerfen. Die Signora umarmte ihn tränenden Auges hinter der Szene, und er wich während ihres ganzen Aufenthaltes nicht von der großen Künstlerin, die hier, wie überall, unermeßliche Triumphe feierte. Sie muß auch in der Tat eine ganz phänomenale Erscheinung gewesen sein. Ihre Sopranstimme war von gewaltigem Umfang und von seltener Beweglichkeit und Klangstärke. Mit diesen wunderbaren Stimmitteln verband sie eine imponierende Schönheit und eine hohe wahrhaft königliche Haltung. —

Nach Frankfurt heimgekehrt, wo seine Familie gern seine Bewerbung um eine Stellung in der Stadtverwaltung gesehen hätte

---

[1] Das Porträt der Sängerin und ihre Unterschrift s. Abbildung 2.

[2] S. ihren Wortlaut unten S. 122 f.

[3] Dort hatte er im Jahr 1813 ein zu Ehren der Prima Ballerina Panzieri gedichtetes Sonett (Bibliographie Nr. 1) bei deren Benefizvorstellung in das Parterre, die Logen und auf die Bühne werfen lassen.

— man sprach damals von der Schaffung des Amtes eines Polizeidirektors —, konnte er sich hierzu ebensowenig entschließen, als eine Anstellung in Paris nachzusuchen, wohin er gereist war, um deshalb Umschau zu halten. Vielmehr machte er sich jetzt an die Ausarbeitung des geplanten Werkes über die französische Revolution, wofür er sich in Paris den größten Teil der ihm von Carnot empfohlenen und auch noch andere Literatur beschafft hatte. Er verhandelte auch schon, wiewohl vergeblich, mit verschiedenen Frankfurter Buchhändlern wegen des späteren Verlags. Natürlich besuchte er auch das Frankfurter Theater, das damals vorzügliche Kräfte hatte, regelmäßig und stand auch bald in intimem Verkehr mit dem Theaterpersonal.

Einstweilen mußte er sich aber doch eine unabhängige Existenz zu schaffen suchen, und da geriet er in Erinnerung an die früher von ihm gelieferten Zeitungsbeiträge auf den Gedanken, ein Wochenblatt zu gründen, in dem er namentlich auch die Übelstände der Frankfurter Verwaltung und Justiz geißeln wollte. Von keinem Geringeren als Börne ermutigt, der ihm jegliche Förderung versprach, bat er, da bei den Frankfurter Zensurverhältnissen an ein Erscheinen der Zeitschrift in Frankfurt nicht zu denken war, die hessische Regierung um die Erlaubnis, sie im nahen Offenbach herausgeben zu dürfen. Zunächst freilich beschäftigte ihn eine andere Angelegenheit fast ausschließlich: seine Teilnahme an dem Versuch, Napoleon aus der englischen Gefangenschaft auf St. Helena zu befreien, ein Versuch, der von der Gattin des vormaligen Königs Joseph von Spanien ausging, die damals als Gräfin von Survilliers in Frankfurt lebte. Wir kommen auf diese merkwürdige Geschichte in einem anderen Zusammenhange zurück.

Im Frühjahr 1821 entschloß sich Friederich nun zur Verwirklichung seines journalistischen Plans und begann damit eine Tätig-

keit, die ihn in den nächsten fünf Jahren neben der Arbeit an der Revolutionsgeschichte in erster Linie beschäftigte und ihn in rascher Folge an verschiedenen Orten und an einer Reihe von Zeitschriften tätig werden ließ. Er gab seiner ersten Zeitschrift, die jeden Sonnabend in Offenbach erschien, den Namen „Der Beobachter am Main und Rhein"[1] und ließ eine Vignette in Holz schneiden, die einen Januskopf und ein paar Satyrn darstellte, welche Steckenpferde geißeln[2]. Börne hielt sein Versprechen, die Zeitschrift fördern zu wollen, und lieferte nachstehendes jetzt ganz verschollenes Gedicht, das an der Spitze der ersten in 20000 Exemplaren gedruckten Nummer vom 7. April 1821 erschien:

Willkommen!

Der Vorhang rauscht, es öffnet sich die Szene,
Des neuen Dramas erster Akt beginnt;
Verklungen sind der Ouvertüre Töne —
Wenn sich das Stück nur Eure Gunst gewinnt!
Es spielt nicht aus der Dichtung weitem Leben,
Das Leben selbst hat ihm den Stoff gegeben.

Denn was der Tag Erheiterndes geboren,
Was Launiges der Zeiten Lauf gebracht:
Das hat zum lust'gen Inhalt sich's erkoren,
Wenn das Parterr' nur fleißig ihn belacht.
Die Galerie liebt komische Gestalten,
Und mancher Witz hat Logenrecht erhalten.

Doch welchen Namen soll das Kindlein führen?
Tauft's: „Den Beobachter am Main und Rhein"
Und laßt den Januskopf und die Satyren
Euch den Souffleur für Eure Rollen sein.

[1] Bibliographie Nr. 48.
[2] S. die Abbildung 18 auf S. 308.

Denn wißt, Ihr alle spielt im neuen Stücke.
Wohl mir, fällt das Entrée zu meinem Glücke.

Und daß darüber niemand sich beschwere,
Als sei von mir der Zweck der Kunst verletzt,
So diene jedermann hiemit zur Lehre:
Das Kriegs- und Heldenfach bleibt unbesetzt.
Die Helden mögen machen, was sie wollen,
Ich engagiere nur für leichte Rollen.

Natürlich erregte der „Beobachter", der manche Klatschgeschichten, aber auch ernsthafte, freilich mitunter stark satirisch gewürzte Aufsätze und daneben fortlaufende Theaterkorrespondenzen brachte, großes Aufsehen. Er machte, wie Friederich sagt, fast die halbe Stadt Frankfurt rebellisch, und dieser bezifferte seinen Jahresgewinn auf 6—7000 Gulden; freilich schuf er sich auch zahlreiche Feinde. Wir teilen weiter unten eine Reihe auch nichtpolemischer Aufsätze aus dem „Beobachter" mit, von denen namentlich „Hausen und das Forsthaus" und „Das Pfingstfest und der Wäldchestag" kleine Kabinettsstücke sind, und wollen hier nur noch einige Vorkommnisse erwähnen, die damals im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses standen und daher auch im „Beobachter" zur Sprache kamen: das Auftreten der Catalani in Frankfurt, den Plan eines Goethedenkmals und die philhellenische Bewegung.

Die Catalani, die schon im Herbst 1816 mit glänzendem Erfolg in Frankfurt konzertiert hatte[1], war zur Frühjahrsmesse 1821

[1] Am 12. und 14. August im Schauspielhaus; ein drittes Konzert am 19. mußte wegen Krankheit der Sängerin ausfallen; dafür gab sie im September noch zwei Konzerte im Saal des Roten Hauses auf der Zeil. Vgl. Extrablatt Nr. 1 zum „Frankfurter Staats-Ristretto" Nr. 273 vom 29. September 1816.

Abbildung 2

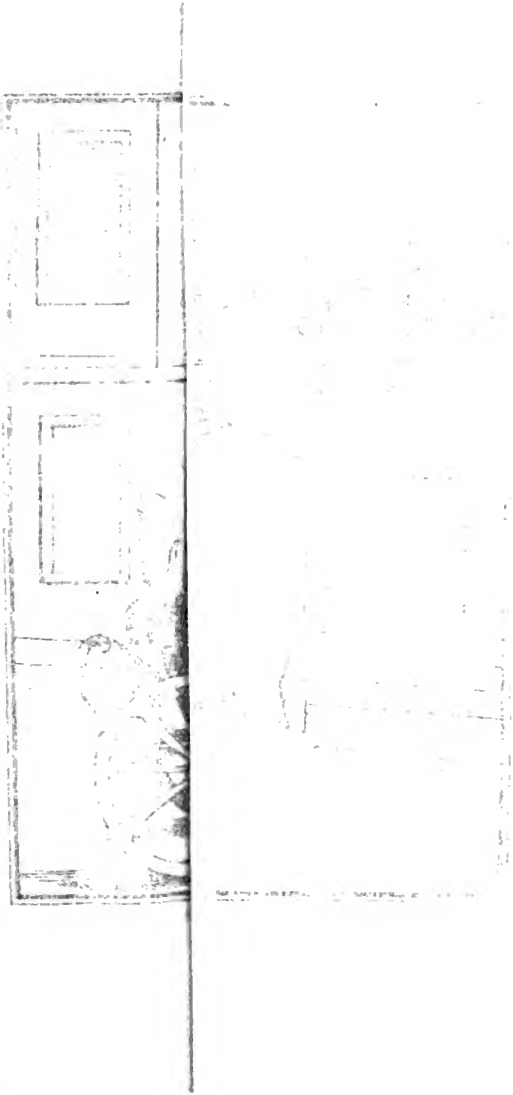
Angelica Catalani

Nach dem Kupferstich von Friedrich Wilhelm Bollinger



Angelica Catalani De Valabrègue





nach Frankfurt gekommen[1], um hier einige Konzerte zu geben. Nach Friederichs Darstellung geriet sie dabei in Mißhelligkeiten mit den Orchestermitgliedern, denen sie für das zweite Konzert (am 7. Mai) nur vier Gulden bewilligen wollte, da sie auf seinen Rat auch den Preis für den Konzertplatz von einem Dukaten auf vier Gulden herabgesetzt hatte. Weil jene jedoch für vier Gulden zu spielen sich weigerten, habe Friederich in aller Eile eine Anzahl Orchestermusiker nebst dem Kapellmeister aus Mainz herbeigeholt und unbemerkt in den Saal gebracht, worauf das Konzert, auf dessen Nichtzustandekommen die Frankfurter Künstler mit aller Sicherheit gerechnet hatten, glanzvoll verlaufen sei[2]. Im „Beobachter" druckte Friederich zunächst die beiden Sonette wieder ab[3], die er der Catalani 1819 in Bremen gewidmet hatte. Außerdem aber brachte er über den Vorfall mit dem Theaterorchester ein scherzhaftes Bild: „Einzug der Saitenharmonie-Tonkünstler von Zniam" — gemeint ist Mainz — „in das englische Haus"[4] und weiter mehrere Korrespondenzen aus scheinbar verschiedenen Federn, in Wirklichkeit aber wohl alle von ihm selbst, welche die Angelegenheit vom beiderseitigen Standpunkt aus polemisch-humoristisch behandelten[5]. —

[1] Mem. 3. Bd. S. 467 irrig: Herbstmesse.

[2] In ihren Lebenserinnerungen, Frankfurt a. M. 1872, S. 205 f., verlegt M. Belli-Gontard die Geschichte auf das Ende des Jahres 1827. Sie sagt: „Aus Kabale bekam sie das Theater-Orchester nicht. Am Tage ihres Konzertes gab man eine Oper, sie ließ sich von Mainz Musikbegleitung kommen, die fiel schlecht aus. Das Ganze war verfehlt." Die Datierung auf 1827 ist jedenfalls falsch.

[3] S. 81 f. in der Nr. 6 vom 12. Mai 1821. Die Texte s. unten S. 122 f.

[4] S. die Wiedergabe in Abbildung 3.

[5] S. 95 f.; 109—111; 126—128. F. traf die Catalani später noch in Stuttgart, wo sie am 21. Oktober 1826 sang. Er fand damals, daß ihre phänomenale Stimme seit den zwölf Jahren ihrer Bekanntschaft auch nicht das mindeste an Kraft, Stärke, Ausdruck und Klang verloren habe, vgl. Didaskalia 1826 Nr. 355 vom 1. Dezember.

Der Gedanke, Goethe in Frankfurt ein Denkmal zu errichten[1], war am 70. Geburtstag des Dichters, den 28. August 1819, durch Sulpice Boisserée angeregt worden und ein von diesem Tag datierter Aufruf enthielt bereits einen vollständigen Plan dazu. Darnach sollte auf der Mühlinsel des ehemaligen Schneidwalls ein mit Säulen umgebener Rundtempel mit Goethes Büste oder Statue errichtet werden; ein Marmorfries im Innern sollte Szenen aus „Hermann und Dorothea", deren Ausführung man Thorwaldsen übertragen wollte, darstellen; die Namen anderer Hauptwerke dachte man mit ehernen Buchstaben an den Wänden anzubringen. Goethe selbst äußerte seine „anerkennende Dankbarkeit" und saß Rauch zu einer Büste, deren Behandlung er „wirklich grandios" fand. Aber die Angelegenheit kam ins Stocken, als die Beiträge nicht reichlich genug flossen, und so sah man sich im Mai 1821 veranlaßt, den Aufruf von 1819 erneut und in erweiterter Form ergehen zu lassen[2]. Darin wurde mitgeteilt, der Senat habe bereits den Platz für das Denkmal geschenkt und „erfahrene Baumeister" — es waren Johann Friedrich Christian Heß, der Erbauer der Stadtbibliothek, und Friedrich Rumpf — hätten den Auf- und Grundriß zu dem Gebäude entworfen[3]. Inzwischen war aber Goethe selbst wieder bedenklich geworden. Es schien ihm fraglich, ob man das Denkmal nicht

[1] Vgl. Das Goethe-Denkmal in Frankfurt am Main, F. a. M. 1844, S. 1—10; Ph. Fr. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt am Main, F. a. M. 1862, S. 419 und Egger von Mollwald, Wie das erste Goethe-Denkmal in Deutschland zustande kam, in: Chronik des Wiener Goethe-Vereins, 9. Jahrgang 1894, Nr. 2—3, S. 5—10.

[2] Abgedruckt als Beilage zur „Frankfurter Ober-Postamtszeitung" Nr. 166 vom 15. Juni 1821.

[3] Wir geben ihn in Abbildung 4 wieder, darunter in Abbildung 5 die Zeichnung Anton Radls, welche die künstlerische Gesamtwirkung des Bauwerks zum Ausdruck bringen sollte, nach dem „Rheinischen Taschenbuch", Jahrg. 1822.



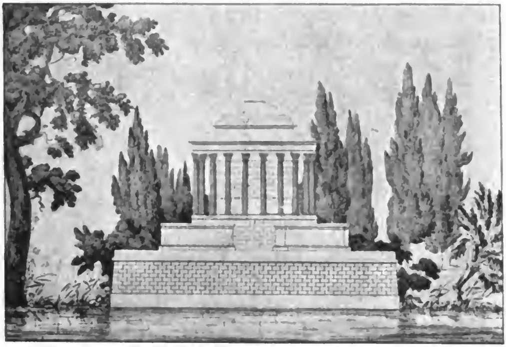
Abbildung 4

Entwurf zu einem Frankfurter Goethedenkmal
von Johann Friedrich Christian Heß und Friedrich Rumpf (1821)



Abbildung 5

Die Frankfurter Mühlinsel mit dem geplanten Goethedenkmal
Nach der Zeichnung von Anton Radl





besser mit der im Bau befindlichen Stadtbibliothek verbände; auch war er „über die ungeheueren Vorkosten, die eine solche Moles erfordern würde“, erschrocken und mochte nicht zurückhalten, daß ihm „vom Anfang an der abgelegene, feuchte Ort keineswegs gefallen wollte“. Dies und ein von Weimar ausgegangener neuer Denkmalsvorschlag verstimmte in Frankfurt. Von der bei Rauch bereits bestellten Büste für den geplanten Tempel und von diesem selbst war nun keine Rede mehr, vielmehr wurde jetzt bei Rauch eine Statue bestellt, die Platzfrage aber offen gelassen. Doch kam es, als der Künstler nach mehreren mißglückten Versuchen ein befriedigendes Modell geschaffen hatte, nicht zu seiner Ausführung, offenbar weil die gesammelten Mittel nicht hinreichten. Schließlich verwandte man jene zum Ankauf edler Weine für den Dichter! Goethe selbst aber schrieb am 13. August 1825 an Boisserée mit Beziehung auf eine neue Ausgabe seiner Werke, das vor Jahren beabsichtigte bedeutende Monument sei „durch architektonische Weitläufigkeiten vereitelt“ worden, wie denn auch das projektierte Marmorbild zu stocken scheine. „Lassen Sie uns das als Versuche betrachten, in welchen der gute Wille gewogener Landsleute sich auszusprechen den Anlaß nahm! Greifen wir mit Ernst und Einigung zu gegenwärtiger Gelegenheit: die schon angeregte Nation dahin zu bestimmen, daß sie eine Unternehmung begünstige, die aus meinen eigenen Materialien mir ein bleibendes Denkmal, wohlmeinend, zu errichten die Absicht hegt“ [1].

In dem Exemplar des „Beobachters“, das die Frankfurter Stadtbibliothek besitzt, befindet sich in dem leider gegen den Schluß sehr unvollständigen zweiten Jahrgang 1822 [2] ein Doppel-

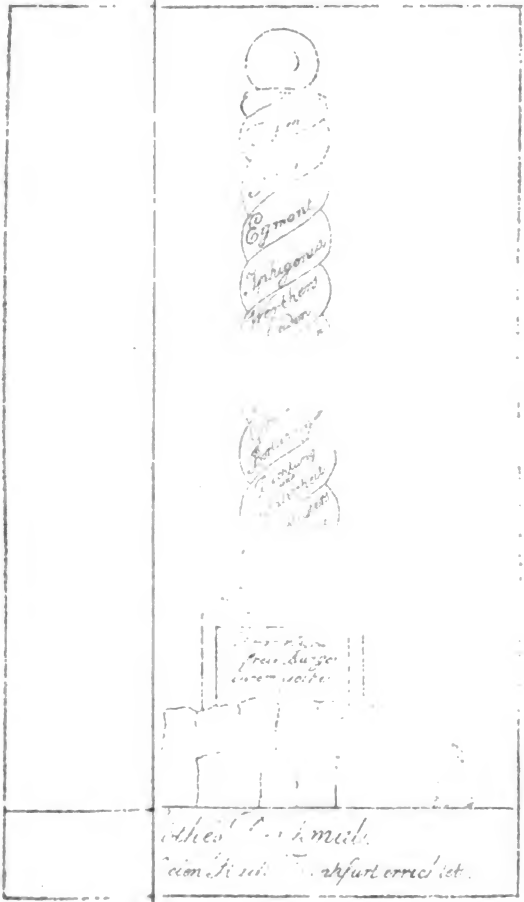
[1] Goethes Werke (Sophienausgabe), IV. Abt. Briefe, 40. Bd., Weimar 1907, S. 14.

[2] Ein weiteres Exemplar dieses zweiten Jahrgangs war überhaupt nicht aufzufinden.

blatt mit zwei Karikaturen auf das geplante Goethedenkmal[1]. Die eine, mit der Unterschrift „Göthes subscribirtes Denkmal", ist eine Nachbildung des Tempels; auf den Quadern des Sockels, auf den Säulen und auf der Kuppel sind die Namen der einzelnen Städte und Ortschaften mit den daselbst gesammelten Beiträgen verzeichnet, so Weimar mit 24000 fl., Frankfurt mit 13576 fl. 47 Kr., Offenbach mit 47 fl., Vilbel mit 2 fl. 48 Kr. Es ist leider nicht mehr festzustellen, ob die angegebenen Beträge der Wirklichkeit entsprechen. Die andere Karikatur, „Göthes Denkmal von der freien Stadt Frankfurt errichtet", besteht aus einer gewundenen Säule, deren Sockel mit der Aufschrift „Frankfurts freie Bürger ihrem Göthe" auf einem Untergrund von Felsen ruht. Auf der Säule selbst sind einzelne Werke Goethes verzeichnet, was einigermaßen an die im Aufruf von 1819 kundgegebene Absicht erinnert, die Namen seiner Hauptwerke an den Wänden des Tempels anzubringen. Leider fehlt gerade der begleitende Text zu diesen Karikaturen. Friederich wollte mit ihnen sicherlich einmal die Art und Weise, wie für das Denkmal überall gesammelt wurde, sodann die spärliche Beteiligung Frankfurts und die ganz unfaßbare Geringschätzung, mit der viele Frankfurter über ihren größten Mitbürger urteilten, geißeln. In seiner boshaften Weise spottete er darüber später in seinen Memoiren[2]: „Als seine Anhänger schon vor längerer Zeit ihm ein Denkmal hatten setzen wollen, hatte ein vornehmer Pietist sich geäußert, man solle nur gleich einen Blitzableiter darauf

[1] S. die Wiedergabe in Abbildung 6 und 7. Über F.s ablehnende Stellung „gegen ein so zusammengebetteltes Denkmal, das eher Frankfurts Schmach als dessen Ruhm verkünden mußte", vgl. Mem. 4. Bd. S. 67—69 und 123—125. Auch Börne verhielt sich abweisend gegenüber dem Denkmalsplan und Heine veröffentlichte sogar — zuerst im Berliner „Zuschauer" Nr. 82 vom 10. Juli 1821 — ein Spottgedicht „Das projektierte Denkmal Goethe's zu Frankfurt a. M.".

[2] Mem. 4. Bd. S. 67f. Vgl. unten S. 224 und S. 236 Anm. 1.


Egmont

setzen lassen, um den Zorn des Himmels abzuleiten. Auch war es kaum der Mühe wert, was in dem reichen Frankfurt an Geld zu diesem Zweck einging, und ein Bankier, dem man deshalb die Subskriptionsliste präsentierte, verweigerte einen Beitrag mit den Worten: ‚Der Mensch hat ä Buch geschriwwe, des is alles, und es is noch net ämol ä Hauptbuch‘." Und weiter: „Da Goethes Verehrer in Frankfurt keine hinlängliche Summe zu einem Denkmal für den großen Meister auftreiben konnten, so wurde seit Jahren von der Newa bis zum Seinestrand, zur großen Schande Frankfurts und Deutschlands, um Beiträge gebettelt, und noch sollten manche Jahre vorübergehen, bis ein solches endlich zustande kam, und das ein hoher Senat zu übernehmen oder in seinen Schutz zu nehmen förmlich sich weigerte; denn es lasteten noch einige tausend Gulden auf demselben!!!" Köstlich ist auch das von Friederich wiedergegebene Urteil eines Frankfurters über den Faust: „Sei Faust, von dem mer so viel Wesens macht, is dumm Zeug, das ka Mensch versteht, un gut for ä Poppespiel."

An anderer Stelle äußerte Friederich übrigens einmal[1], lieber als ein Denkmal für Goethe solle man „ein vollständiges vaterländisches Pantheon" mit den Büsten all der trefflichen Männer, die von hier ausgegangen sind, erbauen[2]. —

---

[1] In seiner „Wundermappe", 4. Bd., Frankfurt a. M. 1837, S. 356.

[2] Es mag hier erwähnt werden, daß Eduard Rüppell und Marquard Georg Seufferheld, die mit Heinrich Mylius im März 1840 der Stadtbibliothek das herrliche Marmordenkmal Goethes von Pompeo Marchesi schenkten, in der im Archiv des Frankfurter Goethemuseums aufbewahrten 9. Beitragsliste für das 1844 errichtete Denkmal vom Mai 1837 (Liste des Dr. med. Stiebel) je 11 Gulden zeichneten und zugleich die erwähnte Marmorstatue „zur Disposition des Unternehmens" stellten, wenn es gewünscht werde und sie zweckmäßig verwendet werden könne. Diese Bemerkung ist nachträglich wieder gestrichen worden. — Rüppell hat sich noch lange nachher sehr bitter über die ganze Denkmalsangelegenheit ausgesprochen, vgl. Schaumünzen, welche zum

Die philhellenische Bewegung[1], die besonders durch die Professoren Krug und Thiersch sowie die Freiherrn Hans von Gagern und von Dalberg ins Leben gerufen war und die Befreiung der Griechen vom türkischen Joch befördern sollte, fand auch in Friederich einen eifrigen Vertreter. Am 18. August 1821 veröffentlichte er im „Beobachter" einen Aufsatz[2] „Die Sache der Griechen betreffend", in dem er zur Bildung von Unterstützungsvereinen sowie zur Sammlung von Beiträgen aufforderte, mittels deren die sich meldenden Jünglinge in Trupps von vier bis acht Mann zunächst nach Korfu und von da bis Morea dirigiert werden sollten. Erfahrene und gediente Männer müßten vorausreisen, und er selbst werde „der erste sein, mit in jenen heiligen Kampf der Unterdrückten gegen ihre Tyrannen zu ziehen". Ja, er erklärte sich bereit, „die Redaktion des Beobachters am Main und Rhein gegen sehr annehmliche und billige Bedingungen abzugeben und die erhaltene Summe zu diesem Zweck zu verwenden". Der Aufsatz schloß mit einem warmen Appell an Frankfurts stets bewährten Wohltätigkeitssinn. Aber es kam weder zum Verkauf der Zeitung, noch zur persönlichen Beteiligung Friederichs am Befreiungskampf. „Der Erfolg unserer gedruckten Aufforderungen", so sagt er selbst, „war, daß sowohl Dalberg als ich von einer Menge Landstreicher überlaufen wurde[3], welche sich für gewesene Offiziere

Andenken von Bewohnern Frankfurts gefertigt wurden, in: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 7. Heft, Frankfurt a. M. 1855, S. 57ff.

[1] Vgl. darüber: Rob. F. Arnold, Der deutsche Philhellenismus, in: Euphorion hrsg. v. Aug. Sauer, 2. Ergänzungsheft, Bamberg 1896, S. 71ff. — Kurt Erler, Der Philhellenismus in Deutschland 1821—1829 (Leipziger Dissertation), Lucka 1896. — Aug. Heisenberg, Der Philhellenismus einst und jetzt, München 1913. — Werner Büchel, Der Philhellenismus in Deutschland 1821—1829 (Dissertation), Marburg 1917.

[2] In Nr. 20 S. 311—317. Über seine Tätigkeit für die Griechensache vgl. Mem. 3. Bd. S. 477—479.

[3] In Offenbach allein hatten sich, nach Erler S. 46, zweihundert Mann gemeldet.

ausgaben und von denen öfters einige so unverschämt wurden, daß man sie nur durch die ernstesten Maßregeln zurechtzuweisen vermochte." Man begreift, daß Friederichs und seiner Gesinnungsgenossen Eifer erlahmte und daß er sich schließlich resigniert von der Bewegung ganz zurückzog. In einer vom 18. Oktober 1821 datierten Erklärung im „Beobachter"[1] verwies er „alle die mutigen und braven jungen Leute, die sich an ihn gewandt, zur Geduld und bat, ihn ferner mit Anfragen und Schreiben zu verschonen, die nur dazu dienen könnten, seinen gerechten Schmerz zu erneuern, da er so viel guten Willen sehe und keinen Weg, ihn zu verwenden".

Im Frühjahr 1822 hatte Friederich, der bis dahin den „Beobachter" von Frankfurt aus redigierte, seinen Wohnsitz nach Offenbach verlegt. Hier fand er bald Gelegenheit, Wohltätigkeitssinn mit etwas Reklame zu vereinigen. In der Nacht auf den 13. Mai hatte nämlich in Bensheim an der Bergstraße ein furchtbarer Brand gewütet, was ihm den Gedanken eingab, zum Besten der Abgebrannten im Offenbacher Schauspielhaus mit Dilettanten eine musikalisch-dramatische Abendunterhaltung zu veranstalten und dabei u. a. ein von ihm verfaßtes und in Musik gesetztes Vaudeville „Der moderne Don Juan" mit einem Vorspiel „Die Schlacht bei Maida" zur Aufführung zu bringen[2]. Das Konzert fand am 5. Juli statt[3]; die berühmte Sängerin Canzi[4], die sich damals auf einem Triumphzug durch Deutschland befand, trug,

[1] Beilage zu Nr. 31 vom 3. November 1821 S. 501—503.

[2] Bibliographie Nr. 93.

[3] S. das Programm im „Beobachter" Nr. 79 vom Donnerstag 27. Juni 1822 S. 318. Die Konzertanzeige war auch im „Intelligenz-Blatt der freien Stadt Frankfurt", Nr. 57 vom 5. Juli, 2. Beilage, ergangen; ein Logenplatz kostete 1 fl. 12 Kr., ein Parterreplatz 48 Kr.

[4] Eigentlich Katharina Kanz, geb. 1805 in Baden bei Wien, eine Schülerin Salieris, 1830 mit dem Schauspieler Ludwig Walbach verheiratet, gestorben 1890.

vom Frankfurter Orchesterdirigenten Guhr begleitet, einige Arien vor und Friederich selbst sang die Titelrolle seines Stücks.

Im folgenden Herbst fand der „Beobachter" sein Ende. Friederich hatte zwar entsprechend der Bedingung, unter der ihm die Konzession erteilt worden war, nie eigentlich politische Artikel gebracht, dafür aber wiederholt Karikaturen, die an das Politische streiften. So hatte er denn auch einmal Metternich mit seinen „Helfershelfern" abgebildet, wie er auf einem großen Krebs ritt, der, rückwärts gehend, sich zuletzt am Rand eines tiefen Morasts befand[1]. Nun erfolgten Beschwerden von Wien und vom Bundestag, und eines Morgens wurde Friederich vom Amt in Offenbach eröffnet, daß der „Beobachter" auf höheren Befehl verboten worden sei. Der Offenbacher Buchdrucker Hauch, der den „Beobachter" gedruckt hatte, benutzte dessen Unterdrückung, um selbst unter dem Titel „Unterhaltungsblätter für gebildete Stände" ein neues Blatt erscheinen zu lassen. Er empfahl es unter Hinweis auf das Aufhören des „Beobachters" im „Privilegierten Offenbacher Frag- und Anzeige-Blatt" vom 11. Oktober 1822[2] und versandte es an Friederichs seitherige Abonnenten. Diese wollten jedoch nichts davon wissen, und als Friederich nun die „Didaskalia" gründete, fiel Hauchs Unternehmen vollends zusammen[3].

Friederich war nämlich nicht lange untätig geblieben. Er verband sich mit Johann Ludwig Heller, dem Herausgeber des „Frankfurter Journals", den er bewog, dieser bis dahin rein politischen Zeitung eine belletristische Beilage, die „Didaskalia", beizugeben, die vom 1. Januar 1823 ab erschien und bald großen

[1] Nach Mem. 3. Bd. S. 480. Leider war das Blatt nicht aufzufinden.
[2] In der Offenbacher Stadtbücherei.
[3] Vgl. Mem. 3. Bd. S. 381 f.

Anklang fand [1]. In ihr veröffentlichte er, neben Theaterkorrespondenzen aus Frankfurt, Darmstadt, Mainz und Wiesbaden sowie zahlreichen andern Artikeln, unter dem Pseudonym Karl Dehnert ein Bruchstück aus dem schon erwähnten „Modernen Don Juan" und unter dem Pseudonym August Stark — der beiden Namen scheint er sich sonst nicht mehr bedient zu haben — die ersten Fragmente aus seinen späteren Memoiren. Daneben korrespondierte er auch für das „Journal" selbst. Doch löste er sein Verhältnis als Leiter der „Didaskalia", wenn er ihr auch noch mindestens bis 1826 Beiträge und namentlich Theaterkorrespondenzen von auswärts lieferte und auch 1825 noch für das „Journal" schrieb, bereits im Herbst 1823 wieder auf. Er hatte nämlich schon in der Frankfurter Herbstmesse 1822 ein vollendet schönes junges Mädchen, Therese Peche, das vorher Choristin in Prag war, als Schlangenbändigerin in Tourniaires bekannter Menagerie kennen gelernt, dann auf einer Reise in Bonn wieder angetroffen, dem Elend entrissen und, ihre stimmlichen Anlagen erkennend, im Gesang und in der Schauspielkunst auszubilden begonnen. Zuletzt brachte er sie bei der Kölner Bühne an [2] und dies veranlaßte ihn jetzt, selbst nach Köln überzusiedeln. Auf dem Weg dahin

---

[1] Bibliographie Nr. 49. Die Ankündigung erschien in Nr. 336 des Frankfurter Journals vom 2. Dezember 1822.

[2] Therese Peche (1806—1882; 1840 mit dem Franzosen Vimal de Jauzat vermählt) ging bald zum Schauspiel über und glänzte von 1830 bis 1867 am Wiener Hofburgtheater. Ihre von F. mitgeteilte abenteuerliche Jugendgeschichte hat sie später als erfunden bezeichnet. Vgl. über sie C. von Wurzbach, Biographisches Lexikon, 21. Teil, Wien 1870, S. 412 ff.; Jos. Kürschner in: Allgemeine Deutsche Biographie, 25. Bd., Leipzig 1887, S. 305; Rud. Krauß, Das Stuttgarter Hoftheater von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Stuttgart 1908, S. 199. F. veröffentlichte über seine Begegnung mit ihr schon in der „Didaskalia" von 1824, Nr. 174 bis 205, eine ganze Artikelserie in Briefen unter dem Titel „Die falschen Cirkasserinnen oder die wahren Schwestern von Prag, Schlangenmädchen genannt".

fuhr er zuerst nach Aachen, wo Ringelhard, der Kölner Theaterdirektor, Vorstellungen gab, und übernahm es aus Gefälligkeit für ihn, der keinen Sänger für die Partie des Don Juan hatte, diese zu singen. Der Tag der Aufführung war schon bestimmt, als Friederich vor dem Auftreten gewarnt wurde, da einige Artikel, die er über Aachener Prellereien gegenüber den Fremden ins „Journal" geschrieben, bekannt geworden waren und man sich verschworen hatte, ihn auszuzischen. So hielten er und Ringelhard es für geratener, auf die Vorstellung und damit auf sein Auftreten zu verzichten.

In Köln übernahm Friederich die Redaktion des „Verkündigers am Rhein"[1], die er aber schon vom 1. Januar 1824 an mit derjenigen einer bedeutenderen Zeitschrift, der „Colonia"[2], vertauschte, die ihn übrigens vielfach mit der Zensur in Konflikt brachte. Von beiden Blättern ist aus der Zeit seiner Tätigkeit an ihnen nichts auf uns gelangt. Zugleich war er als Mitarbeiter bei dem im Erscheinen begriffenen „Rheinischen Konversations-Lexikon"[3] tätig. Den Höhepunkt seines Kölner Aufenthalts bildete aber der im Jahre 1824 besonders glanzvoll gefeierte Karneval, an dessen Vorbereitung er auch als Ausschußmitglied teilnahm. Die Idee, die dem Fest zugrunde lag, war die Ankunft der Prinzessin Venetia und ihre Verlobung mit dem in Köln residierenden König und Helden Karneval: den letzteren stellte Kaufmann Zanoli, die Prinzessin Venetia der junge Simon Oppenheim dar. Friederich selbst befand sich als Fürst Ypsilantis — ein Nachklang seiner philhellenischen Begeisterung — an der Spitze der griechischen Gesandtschaft. Er überreichte dem König Karneval das Kreditiv der neugriechischen Regierung und erbat in deren

[1] Bibliographie Nr. 50.
[2] Ebenda Nr. 51.
[3] Ebenda Nr. 42.

Namen ein Regiment „Funken" — Altkölner Stadtsoldaten — als Hilfstruppen gegen die Osmanen, das ihm auch huldreichst gewährt wurde [1].

Aber auch in Köln war Friederichs Bleiben nicht lange. Da ihm seine Tätigkeit an der „Colonia" wie am „Konversations-Lexikon" zu wenig abwarf und eine Denunziation der ihm übelwollenden Polizei, die ihn in Berlin als Demagogen verdächtigte, ihm den Aufenthalt verleidete, verließ er Köln noch im Laufe des Jahres 1824, um vorerst von Mainz aus ein belletristisches Blatt, den „Phönix", zu redigieren, das der Eigentümer der „Mannheimer Zeitung", Courtin, herauszugeben sich entschlossen hatte, um letzterer mehr Absatz zu verschaffen [2]. Im „Phönix", der dreimal wöchentlich erschien und in dem er namentlich die Theater- und sonstigen Verhältnisse Frankfurts mit derber Satire behandelte [3], brachte er auch wieder Fragmente aus seinen Memoiren, wie die Entführung der Nonne in Rom und den Versuch der Befreiung Napoleons; auch druckte er die bereits veröffentlichten Szenen aus seinem „Modernen Don Juan" wieder ab. Letzterem gab er gleichzeitig in dem komischen Lust- und Liederspiel „Die Kirchweihe oder die Rückkehr aus Griechenland" eine selbständige, auf philhellenischem Hintergrund spielende

[1] Vgl. unten S. 260 ff. den Abdruck der von Rauscher in seiner Bearbeitung gestrichenen Beschreibung des Karnevals in Mem. 3. Bd. S. 508—512. Einen noch ausführlicheren Bericht hat F. über ihn in der „Didaskalia" 1824 Nr. 72—75 erstattet, an dessen Schluß er sagt, er habe den berühmtesten Karnevals Italiens, in Mailand, Rom und Venedig, und Murats glänzenden Festen in Neapel beigewohnt, erinnere sich aber keines so imposanten Anblicks, wie der Vereinigung der beiden Karnevalszüge auf dem Kölner Neumarkt. S. auch unsere Abbildungen 16 (Held Karneval) und 17 (Prinzessin Venetia).

[2] Bibliographie Nr. 52.

[3] Vgl. unten den teilweise dem „Phönix" entnommenen Aufsatz „Neu-Abdera und sein Theater".

Fortsetzung[1]. Im „Phönix" bediente er sich jetzt des auch in der Folge von ihm zumeist gebrauchten[2] Pseudonyms „Karl Strahlheim", nachdem er schon früher in der „Didaskalia" dem Helden einer Erzählung „Der Schloßgeist" sowie dem Träger der Titelrolle seines „Don Juan" den Namen Strahlheim beigelegt hatte; im „Phönix" hieß letzterer nunmehr „Arnheim". Später in Frankreich fügte er den Namen Strahlheim seinem Familiennamen auch im bürgerlichen Leben hinzu und unterzeichnete mit dem nachstehenden Namenszug[3]:

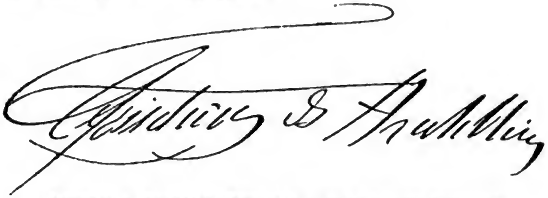


Abbildung 8. Namenszug Friederichs: C. Friederich dit Strahlheim.

Infolge eines Zusammenstoßes mit einem österreichischen Offizier aus Mainz ausgewiesen, siedelte er nun nach Mannheim über; aber auch hier blieb er nicht sehr lange. Den „Phönix" redigierte er nur noch bis zum Schluß des ersten Jahrgangs 1825 und wandte sich dann nach Stuttgart, wo er für sein historisches Werk, an dem er stets weiterarbeitete[4], eher als in Mannheim

[1] Bibliographie Nr. 3 und 94.

[2] Es ist unmöglich, bei all den vermutlich von F. herrührenden pseudonymen und anonymen Artikeln seine Autorschaft sicher festzustellen, doch lassen viele ohne weiteres seinen charakteristischen Stil erkennen.

[3] Nach einem Brief an Osiander vom 7. Oktober 1853.

[4] Um diese Zeit schrieb er auch in auswärtige Blätter, so in den „Constitutionnel" und das Stuttgarter „Morgenblatt", vgl. Bibliographie Nr. 53 und 54.

einen Verleger zu finden hoffte. Bevor es jedoch zu dessen Erscheinen kam, gründete er auch hier wieder ein belletristisches Wochenblatt: „Das Dampfboot, Unterhaltungsblatt für die gesunde Vernunft"[1]. Auch in diesem brachte er wieder Fragmente aus seinen Memoiren und druckte auch die schon wiederholt veröffentlichten Szenen aus seinem „Don Juan" wiederum ab. Daneben war er als Übersetzer tätig, indem er zunächst eine schon in Mannheim begonnene Übertragung der Memoiren der Miß Harriette Wilson aus dem Englischen beendete[2] und eine solche der Memoiren des Bischofs von Pistoja und Prato, Szipio von Ricci, aus dem Französischen folgen ließ[3]. Ein Abenteuer, das Friederich um diese Zeit mit einer sehr jungen schönen Dame hatte, mag hier nicht unerwähnt bleiben, da diese offenbar den allerhöchsten Kreisen angehörte. Sagt er doch selbst[4], es würde einen „Weltskandal" gegeben haben, wenn er sich auf die ihm von ihr wiederholt und dringend vorgeschlagene Entführung nach Frankreich oder England eingelassen hätte. Die französische Bearbeitung seiner Memoiren weiß denn auch — ohne Quellenangabe — zu berichten[5], es sei die Prinzessin Pauline von Württemberg, die spätere Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Nassau, gewesen, die ihn mit ihrer Liebe beglückte.

Und nun sollte auch Friederichs Wunsch sich erfüllen, sein großes historisches Werk, aus dem inzwischen eine Geschichte der ganzen neueren Zeit geworden war, gedruckt zu sehen. Sein Hauswirt, Emanuel Schweizerbart, ein früherer Hofgürtler, bot ihm die nötigen Geldmittel an, um es im Selbstverlag[6], dessen stiller

[1] Bibliographie Nr. 55.
[2] Ebenda Nr. 34.
[3] Ebenda Nr. 35.
[4] Mem. 3. Bd. S. 535.
[5] Mémoires d'un mort, 1. Bd. S. Xf.
[6] Unter der Firma: Expedition des Werkes „Unsere Zeit".

Teilhaber jener zunächst wurde, erscheinen zu lassen. Das Werk [1], das sich großen Absatzes und lebhaften Beifalls erfreute — Friederich gibt den Gesamtertrag des Unternehmens auf über 100000 Gulden an und zog sich später mit einer Abfindung von 40000 Gulden von letzterem zurück [2] — führte den Titel „Die Geschichte Unserer Zeit"; es war mit zahlreichen Abbildungen geschmückt und umfaßte dreißig Bände; weitere dreizehn außerordentliche und sieben Supplementhefte enthielten ausschließlich Übersetzungen von Denkschriften und andere urkundliche Beilagen. Man muß staunen, was Friederich, der weder eine fachmännische Ausbildung als Historiker, noch akademische Bildung überhaupt genossen hatte, hier geleistet hat. Das Werk ist mit großem Fleiß zusammengetragen, lesbar und in gutem Sinn populär geschrieben, und man kann auch von ihm sagen, was eine Kritik [3] von seiner Fortsetzung „Das Jahr 1830" [4] rühmt: „Die Darstellung der wichtigsten Ereignisse und Bestrebungen ist gedrängt, lebendig und — sehr freisinnig, ohne jedoch etwa übertrieben zu sein."

Die Herausgabe seines „Dampfbootes" stellte Friederich ein, sobald das Erscheinen seines Geschichtswerkes gesichert war: die 19. Nummer vom 16. Juli 1826 war die letzte dieser Wochenschrift. Doch fand er neben seiner Hauptarbeit noch Zeit, nicht nur eine Art Almanach unter dem Titel: „Denk an mich, ein Neujahrsgeschenk für den gesunden Menschenverstand auf das Jahr 1827" [5], das wieder ein größeres Fragment aus seinen Memoiren enthielt, herauszugeben, sondern auch die beiden Bände

[1] Bibliographie Nr. 4.

[2] Wohl im Juni 1830, da von da an die Buchhandlung E. Schweizerbart erscheint (vgl. O. A. Schulz, Adreßbuch für den deutschen Buchhandel, Leipzig 1839, S. 91), in deren Verlag auch die letzten Bände herausgegeben sind.

[3] Leipziger Literatur-Zeitung 1833 Nr. 29 vom 2. Februar, S. 231.

[4] Bibliographie Nr. 7.

[5] Ebenda Nr. 5.

von Guizots Geschichte der englischen Revolution ins Deutsche zu übersetzen [1] und mit einem von ihm selbständig verfaßten dritten Bande [2] zu vervollständigen. Und nicht genug! Er unternahm gleichzeitig auch noch die Herausgabe einer historisch-topographischen Enzyklopädie, die er unter dem Titel „Das Weltall, ein geographisch-statistisch-naturhistorisches Handwörterbuch mit Berücksichtigung des Wissenswürdigsten aus der Weltgeschichte" [3] im Kommissionsverlag seines jüngeren Bruders, des Frankfurter Buchhändlers Karl Friederich, vom Jahre 1828 an erscheinen ließ, die aber, als dieser 1834 starb, noch lange nicht vollendet, mit dem 16. Bande ihr Ende fand.

Man hat den Eindruck, daß in Friederichs Leben während seines Stuttgarter Aufenthaltes ein Wendepunkt in der Richtung eingetreten ist, daß er jetzt zielbewußt die Bahn eifriger schriftstellerischer Tätigkeit verfolgte; wie er selbst sagt [4], vernünftig genug, um einzusehen, daß es unpassend sein würde, den bisherigen etwas leichtsinnig tollen Lebenswandel fortzusetzen. Damit hing denn wohl auch sein Entschluß, sich zu verehelichen, zusammen. Am 2. Juli 1828 wurde er, nachdem er am 18. Juni den Frankfurter Bürgereid geleistet, mit seiner noch nicht sechzehn Jahre alten Braut Johanna Juliane Friederike Scherr, Tochter des königlich württembergischen Plankammer-Registrators und Expeditors Matthäus Scherr und dessen Gattin Anna Rosine Friederike geborenen von Reischle, in Stuttgart getraut. Leider wissen wir über seine Frau sonst nicht das mindeste; auch in seinen Memoiren hat er sie niemals erwähnt [5]. Wir finden nur wieder-

[1] Bibliographie Nr. 36.

[2] Ebenda Nr. 6.

[3] Ebenda Nr. 43.

[4] Mem. 4. Bd. S. 1.

[5] Dagegen ist unter der „Madame Friederich", die er in seinen „Dämonischen Reisen" S. 615 in einem Wohltätigkeitskonzert zum Besten der

holt in Schriftsätzen seines noch zu erwähnenden großen Prozesses die Bemerkung, daß sie später in Paris durch mühsames Erteilen von Musikunterricht auf Kosten ihrer Gesundheit ihre Existenz fristete.

Pariser Hausarmen die große Arie aus dem Tod Jesu von Graun vortragen und in einem vierstimmigen Madrigal von Palestrina mitwirken läßt, natürlich seine Gattin zu verstehen.

IV

Wieder in der Heimat

Nach Beendigung der Drucklegung seines großen Geschichtswerkes, im Frühjahr 1831, verließ Friederich Stuttgart, wo er auch Hauff näher getreten war, um zunächst in Frankfurt, bald aber in dem benachbarten damals hessen-darmstädtischen, seit 1866 preußischen Rödelheim, das jetzt in Frankfurt eingemeindet ist, seinen Aufenthalt zu nehmen. Hier erwarb er auch ein Landhaus. Die in Rödelheim verlebte, an äußeren Ereignissen arme Zeit der nächsten elf Jahre bedeutet in schriftstellerischer Hinsicht einen Höhepunkt von Friederichs Tätigkeit. Zunächst begann er mit der Herausgabe einer ernsten Zeitschrift, der Monatsschrift „Alles für Alle oder Universal-Chronik unserer Zeit" (vom zweiten Jahrgang an: „Allgemeine Weltchronik unserer Zeit") [1], die in den Jahren 1832 bis 1835 erschien und zweifellos als das reifste Produkt seiner journalistischen Schriftstellerei zu bewerten ist. Wir geben aus ihrem vielseitigen und gediegenen Inhalt weiter unten eine Anzahl Proben. Eine andere Zeitschrift, die er 1834 herausgab[2], während er die Redaktion von „Alles für Alle" vorübergehend in andere Hände gelegt hatte, ist leider nicht auf uns gekommen.

Zwei große Werke, die Friederich von 1834 an gleichzeitig nebeneinander erscheinen ließ, die jedoch heutzutage, wie alle seine Schriften, nur noch mit der größten Schwierigkeit zu beschaffen sind, bewegten sich auf den Gebieten der Erdkunde und der Geschichte. Das geographische Werk war „Die Wundermappe oder sämtliche Kunst- und Natur-Wunder des ganzen Erd-

[1] Bibliographie Nr. 57.
[2] Ebenda Nr. 58.

balls [1], wovon Europa mit elf und Asien mit zwei Bänden herauskamen. Das historische war „Das Welttheater oder die allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Jahr 1840“ [2] in sechs Bänden, deren erster einen Überblick über die Sagengeschichte der alten Völker enthält, ein Gebiet, das Friederich besonders anzog. Beide Werke, die „Wundermappe“ und das „Welttheater“ waren mit vielen hundert schönen Tafeln ausgestattet. Beide weisen, ohne als besonders tief und gelehrt gelten zu wollen, die gleichen Vorzüge: sorgfältige Zusammenstellung und gute gemeinverständliche Darstellung auf, welche die „Geschichte Unserer Zeit“ kennzeichnen. Daneben bearbeitete Friederich mehrere Monographien: den Text zu Tanners „Zwölf Ansichten der Residenz- und Kur-Stadt Homburg vor der Höhe und ihrer Umgebungen“ [3] — zur gleichen Zeit auch ohne Tafeln, aber wörtlich gleichlautend erschienen als „Historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Residenz- und Kur-Stadt Homburg vor der Höhe und ihrer Umgebungen“ [4] — ferner die nicht mehr aufzufindenden: „Die heilige Geschichte“, „Histoire sainte“ und „Historisch-mythologisch-geographische Jugend-Bibliothek“ [5]. Vier andere Werke aus dieser Periode: „Napoleon Bonapartes vollständige Lebensbeschreibung“, „Universal-Mythologie“, „Allgemeine Geschichte der letzten fünfzig Jahre 1789—1840“ und „Weltgeschichte für die reifere Jugend“ [6] sind großenteils anderen Werken Friederichs wörtlich entnommen, worüber das Nähere aus unserer Bibliographie zu ersehen ist.

---

[1] Bibliographie Nr. 8.

[2] Ebenda Nr. 9.

[3] Ebenda Nr. 10.

[4] Ebenda Nr. 11.

[5] Ebenda Nr. 13, 14 und 17. Die „heilige Geschichte“ ist das einzige Werk F.s, das er unter seinem wirklichen Namen erscheinen ließ.

[6] Ebenda Nr. 15, 16, 18 und 19.

Schließlich verdankte in der gleichen Zeit noch ein freilich nicht vollendetes und leider auch nicht mehr auffindbares Werk seine Entstehung der Neigung Friederichs zur Bearbeitung enzyklopädischer Sammelwerke: es war das „General-Lexikon oder vollständiges Wörterbuch alles menschlichen Wissens“ [1].

Wie vorher in Stuttgart, so hatte Friederich auch in Frankfurt für seine Werke einen eigenen Verlag eingerichtet. Die Erlaubnis hierzu wurde ihm am 29. September 1831 erteilt, nachdem er dargetan hatte, daß er durch Privatstudien in wissenschaftlichen Fächern die zur Betreibung einer Buchhandlung erforderlichen Kenntnisse erworben und in Stuttgart die Schweizerbartsche Verlagshandlung, deren Teilhaber er auch gewesen sei, eingerichtet habe [2]. Friederichs Firma hieß anfangs „Verlagsmagazin für Literatur und Kunst“, seit 1835 „Komptoir für Literatur und Kunst“.

Es ist hier der Ort, in Kürze des tiefeingreifenden Konfliktes zu gedenken, in den Friederich für seine ganze fernere Lebenszeit durch sein Frankfurter Verlagsgeschäft verwickelt wurde [3]. Er war nie ein guter Rechner gewesen und zum Kaufmann fehlte ihm, wie jede Neigung, so auch die Befähigung und die Erfahrung. Nun war er durch die Ausgaben für den Erwerb und den Ausbau seines Rödelheimer Gutes, durch die beträchtlichen Auslagen, die der Vertrieb seiner Werke und namentlich die kostspielige Herstellung der Tafeln erforderte, und nicht am wenigsten auch durch den Aufwand, den er zu treiben pflegte, derartig in Geldverlegenheiten geraten, daß er einen kapitalkräftigen Teilhaber für sein Geschäft suchen mußte. Diesen glaubte er schließlich in

[1] Bibliographie Nr. 44.

[2] Die Akten darüber im Frankfurter Stadtarchiv.

[3] Vgl. zum Folgenden Mem. 4. Bd. S. 153ff., ferner Dämonische Reisen S. 521ff. und 754ff.

der Person des Handelsmanns und Spezereihändlers Johann Konrad Reuß[1] gefunden zu haben, den er unter Übergabe aller Fonds und Ausstände zuerst mit einem Drittel, dann mit der Hälfte des von ihm auf jährlich 20 000 Gulden geschätzten Reingewinns am Geschäft beteiligte. Wieviel Kapital Reuß in dieses einschoß, ist nicht ersichtlich. Es kam jedoch bald zu ernsten Streitigkeiten und zum offenen Bruch zwischen beiden. Reuß, dessen Haut Friederich, auf seinen „stadtkundigen Wucher" anspielend, nicht eben geschmackvoll mit einem Rhinozerosfell verglichen hatte, klagte mit Erfolg gegen ihn wegen Beleidigung; eine Forderung aber, die er als Major der Stadtwehr von Friederich erhielt, lehnte Reuß mit der spaßhaften Begründung ab: „Ich bin ka Major for zu fechte odder zu schieße, ich tu den 18. Oktober mei Schuldigkeit bei der Parad'." Schließlich kam es dahin, daß Reuß sich weigerte, die vertraglich vereinbarten monatlichen Zahlungen an Friederich zu leisten.

Hierdurch in Verlegenheit gebracht, mußte sich Friederich nach anderweiten Einnahmen umsehen. Der Gesellschaftsvertrag verpflichtete ihn, alle Werke seiner Feder dem gemeinsamen Verlag, dem Komptoir, zu übergeben; sollte Reuß die Drucklegung eines solchen ablehnen, so konnte Friederich anderweit darüber verfügen. Hierauf gestützt, schlug er Reuß die Herausgabe verschiedener Schriften vor und übertrug sie, als dieser, wie erwartet, ablehnte, der Pforzheimer Buchhandlung Dennig Finck u. Co. Es waren die schon erwähnten: „Historisch-mythologisch-geographische Jugendbibliothek", die „Allgemeine Geschichte der letzten fünfzig Jahre 1789—1840" und die „Weltgeschichte für die reifere Jugend und das nichtgelehrte Publi-

[1] Er war 1813 freiwilliger Jäger, später Kommandant des freiwilligen Jägerbataillons der Stadtwehr und seit 1844 Oberst und Kommandant der gesamten Stadt- und Landwehr; er starb 1862.

kum"[1]. Hierbei hatte Friederich ganze Partien aus dem im Verlag des Komptoirs erschienenen „Welttheater" wörtlich abgedruckt, was er als Autor des letzteren für völlig zulässig hielt, während es freilich rechtlich als zweifelhaft erscheinen konnte, ob er einen solchen Abdruck ohne die ausdrückliche Zustimmung seines Geschäftsteilhabers Konrad Reuß, der die Hälfte des Verlagsrechts besaß, vornehmen durfte. Andrerseits machte Friederich mit Grund geltend, daß wenigstens die „Geschichte der letzten fünfzig Jahre" im wesentlichen seiner „Geschichte unserer Zeit" entnommen war, auf die Reuß gar kein Anrecht hatte. Jedenfalls bestritt aber dieser die Berechtigung der Auffassung Friederichs und klagte, als die ersten Lieferungen in Pforzheim herauskamen, beim Frankfurter Polizeiamt wegen Nachdrucks[2]. Das Polizeiamt gab die Klage an das Polizeigericht als an die zuständige Behörde weiter und dieses verfügte am 29. Dezember 1841 die Beschlagnahme der erschienenen Lieferungen sowie Aktenversendung nach Pforzheim, damit der dortige Verleger wegen Nachdrucks in Strafe genommen werden könne. Bei diesem Vorgehen hatte sich nun aber der Vorsitzende des Polizeigerichts, Senator Dr. Leonhard Reuß, zwei grobe Verstöße gegen die elementarsten Rechtsgrundsätze zuschulden kommen lassen: einmal amtierte er nämlich ganz ruhig in der Sache, obwohl er ein naher Verwandter des Klägers Konrad Reuß war und sich als solcher hätte für befangen erklären müssen, und dann fand er es nicht einmal für nötig, den des Nachdrucks beschuldigten Friederich auch nur zu vernehmen! Wir müssen darauf verzichten, den erbitterten, aber erfolglosen Kampf zu schildern, den Friederich von da an sein ganzes Leben lang um Aufhebung der Beschlagnahme und mehr noch um Rückgabe

[1] Bibliographie Nr. 17—19.

[2] Die Akten des ganzen Rechtsstreits im Frankfurter Stadtarchiv.

der ihm von Reuß widerrechtlich vorenthaltenen Gelder und um einen billigen Ersatz des erlittenen Schadens führte. Während sein Pforzheimer Verleger in Baden längst in letzter Instanz freigesprochen war, zeigten das Frankfurter Appellationsgericht, wie auch der Senat, an die sich Friederich abwechselnd immer wieder und in immer heftigeren Eingaben wandte, nur wenig Bereitwilligkeit, ihm zu seinem Recht zu verhelfen. Nachdem er mit vieler Mühe die Zuweisung eines Armenanwalts erreicht hatte, weigerten sich zwei Anwälte nacheinander, in dieser Eigenschaft für ihn aufzutreten, und ein dritter, der es übernahm, vernachlässigte seine Pflicht aufs gröblichste und tat zuletzt überhaupt nichts mehr für Friederich. Die Sache kam nicht voran und blieb, nachdem Friederich, wie wir sehen werden, von Frankfurt nach Paris übergesiedelt war, trotz aller von dort aus unternommenen Schritte schließlich stecken. Eine letzte geharnischte Drohung Friederichs mit der Öffentlichkeit, in der er allerdings jedes zulässige Maß überschritt, hatte zur Folge, daß das Appellationsgericht am 5. Februar 1849 beschloß: „Es ist dieses den hiesigen öffentlichen Behörden Hohn sprechende und die gröbsten Beleidigungen der hiesigen Stadtwehr und einzelner Personen enthaltende Schreiben dem Einsender zurückzusenden und wird die Kanzlei angewiesen, fernere Schreiben des Herrn Friederich genannt Strahlheim ohneröffnet zurückgehen zu lassen". So war ihm jede Möglichkeit, sein Recht weiter zu verfolgen, mit einem Federstrich abgeschnitten. Eine Beschwerde beim Senat gegen diese offensichtliche Justizverweigerung blieb ebenso erfolglos, wie eine solche, die er noch nach Jahren, im Jahre 1854, an die Deutsche Bundesversammlung richtete.

Doch wir sind der Zeit weit vorangeeilt und kehren zu dem Augenblick der Beschlagnahme der in Pforzheim verlegten Schriften zurück. Friederich befand sich jetzt — um die Wende des Jahres

1841 — tatsächlich in größter Verlegenheit, da er aus dem Geschäft keine Gelder mehr erhielt, der Pforzheimer Verlag die Honorarzahlungen einstellte und andere Buchhandlungen von ihm angebotene Manuskripte vorerst ablehnten. So faßte er denn den Entschluß, Frankfurt den Rücken zu kehren und nach Paris überzusiedeln, wozu ihm der französische Gesandte beim Bundestag Alleye de Cyprey schon früher geraten hatte. Um sich die Mittel dafür zu verschaffen, sah er sich genötigt, vor seiner Abreise Haus und Hof, Mobilien und Bibliothek mit großem Verlust zu veräußern. Von Haß gegen Reuß und von Zorn über die Vaterstadt und ihre Behörden erfüllt, verließ er jetzt im Mai oder Juni 1842 Frankfurt für immer.

V

In Paris und Havre

In Paris, wo Friederich wenige Tage, nachdem Ludwig Philipps Sohn, der vortreffliche Herzog Ferdinand Philipp von Orléans am 13. Juli 1842 tödlich verunglückte, angekommen war, verbrachte er die nächsten fünf Jahre. Hier fand er alsbald Eintritt in die ersten Kreise der Gesellschaft. Er verkehrte in den Salons von Thiers, dessen „Konsulat und Kaiserreich“ er einen Augenblick zu übersetzen dachte, wovon er aber wieder abkam, von Guizot, Fleury Panckoucke, Jakob (James) von Rothschild und, durch Chateaubriand eingeführt, der Madame Récamier. Teils durch diese Salons, teils durch seine literarischen und journalistischen Arbeiten, nicht zuletzt aber durch die Musik, kam er in nähere Beziehungen zu den hervorragendsten Größen der literarischen, politischen und musikalischen Welt des damaligen Paris. Es seien nur die Namen von Béranger, Lamartine, Viktor Hugo, Balzac, Alexander Dumas d. Ä., Eugen Sue, der Georges Sand, von Lamenais, Montalembert, Viktor Cousin, dann von Michel Chevalier, Louis Blanc, Emil Girardin, Granier de Cassagnac, Jules Janin und Jacques Arago, endlich von Chopin, Thalberg und Kalkbrenner genannt, um einen Begriff von dem Reichtum des geistigen Lebens, das sich ihm hier eröffnete, zu geben. Von den Salons, die er besuchte, wie von den Notabilitäten, mit denen er Verkehr hatte, gibt er in seinen Memoiren eingehende und auf scharfer Beobachtung beruhende Zeichnungen. Von den in Paris lebenden Deutschen hielt er sich im allgemeinen fern. Er entwirft eine drastische, aber sehr ungünstige Schilderung ihres Auftretens, ihres oft mehr als lächerlichen, linkischen, dabei den Franzosen gegenüber oft kriechenden Benehmens und meint, ihr Umgang sei weder ersprießlich noch

angenehm, da sie „trotz aller Manie, sich möglichst bald zu französieren, doch gerade dasjenige vom Deutschen behalten, was am unausstehlichsten ist". Auch Heine mied er, dessen Auftreten gegen Börne ihm zuwider war[1]. Er selbst trat französischer Anmaßung und französischer Unwissenheit stets mit Festigkeit entgegen, so wenn er einmal Lamartines Behauptung, das linke Rheinufer gehöre Frankreich von Rechts wegen und dieses müsse es wieder haben, mit den Worten abfertigte: „Mein Herr, Sie sind ein großer Dichter und folglich auch großen Illusionen unterworfen, wie alle Poeten."

Im Jahre 1845 machte Friederich in angenehmer Gesellschaft eine größere Reise auf der Seine bis nach Rouen und von da bis nach Havre. Er hat dieser Reise außer in seinen Memoiren[2] auch im „Ausland"[3] eine eingehende und mit vielen historischen Daten versehene Beschreibung gewidmet. Sie gab ihm auch die Veranlassung zu einer abermaligen Aufenthaltsänderung. Die paradiesischen Höhen von Ingouville, einem Vorort von Havre, hatten es ihm angetan. Er gesteht, mit Ausnahme von Neapel, Genua und Korfu nichts Schöneres gesehen zu haben, als den Blick von diesen Höhen, an denen sich amphitheatralisch die prächtigsten Villen, Landhäuser, Gärten und Parks erheben, auf Havre, seine Bassins und die sich hier in das Weltmeer ergießende Seine, zumal in einer sternhellen Sommernacht, wo sich der Mond in den Fluten der Seine und den Wellen des Ozeans spiegelt und neben den vielen tausend Lichtern und Laternen Havres, der Bassins und der Schiffe leuchtet. Im Frühjahr 1847 zog er endgültig nach Ingouville.

Die schriftstellerische Tätigkeit Friederichs war auch nach seiner

---

[1] Vgl. hierzu unten S. 186 ff. seine Ansicht über die Streitsache der beiden.
[2] 4. Bd. S. 379—427.
[3] Bibliographie Nr. 61.

Übersiedelung nach Frankreich eine sehr vielseitige und bedeutende. Wir erwähnen zunächst seine Beziehungen zur Journalistik[1]. Den Versuch, ein deutsches belletristisches Wochenblatt in Paris zu gründen — leider kennen wir dessen Titel nicht —, mußte er schon nach sechs Monaten wieder aufgeben. Als Korrespondent schrieb er in den „Constitutionnel", für den er schon in Deutschland korrespondiert hatte, in Girardins „Presse", von der er sich jedoch bald wieder zurückzog, da dieser von einer Regierung — wohl der englischen — subventioniert wurde, deren „stupide Politik und rohe Brutalität" Friederich in den Tod verhaßt war, sodann in die „Epoque" über die deutsch-katholische Angelegenheit und in L'Herminiers angesehenes „Portefeuille" über deutsche Zustände im allgemeinen, namentlich über die der freien Städte und besonders der Stadt Frankfurt. Für das Stuttgarter „Ausland" lieferte er von 1844 bis 1846 außer über seine Seine-Reise schöne Beiträge über die Jonischen Inseln, sodann für das Feuilleton eines von ihm leider nicht genannten Journals im Département Seine inférieure einen Roman „Fausts Leben und Taten", der später auch noch als illustriertes Werk erscheinen sollte, worüber wir aber weiter nichts wissen.

Auch als Übersetzer finden wir ihn wiederum tätig, indem er 1845 Alexander Dumas' Ludwig XIV. und 1846 die beiden Werke von Boucher über die Jesuiten und von Lurine und Brot über die Klöster ins Deutsche übertrug[2]. Dagegen blieb[3] eine Übersetzung seines alten Lieblingswerkes, des Cramerschen „Adolf von Dassel" für Dumas, der sie weiter bearbeiten wollte und schon damit begonnen hatte, ebenso Stückwerk, wie ein französischer Faust, den Jacques Arago mit ihm schreiben wollte. Die

[1] Bibliographie Nr. 53 und 59—64.
[2] Ebenda Nr. 37—41.
[3] Vgl. zum folgenden ebenda Nr. 70—72.

Ideen der beiden Franzosen waren so exzentrisch und von den seinigen abweichend, daß er alsbald das Unfruchtbare einer gemeinsamen Arbeit erkannte. Andrerseits wollte Béranger, für den er Gedichte von Langbein und Corvin in französische Prosa übersetzte, sich nicht mehr an deren Übertragung in Verse wagen, obwohl er die Sujets allerliebst fand.

Auf ein von ihm, wie wir sahen, mit Vorliebe gepflegtes Gebiet, das enzyklopädische, kam Friederich in Paris gleichfalls zurück, indem er mit dem Buchhändler Fleury Panckoucke ein umfassendes historisch-geographisch-mythologisch-naturwissenschaftliches Werk plante[1], das mit einigen tausend Abbildungen geschmückt werden sollte. Es waren auch schon mehrere Zeichnungen fertig, da ließ Panckouckes plötzlicher Tod (1844) die Sache schon im Beginn scheitern. Ähnlich erging es ihm mit einem umfassenden Werk, das er 1846 unter Mitwirkung des Advokaten Benjamin Vignerte, der ihm auch in seiner Frankfurter Rechtssache zur Seite stand, über die damaligen Zustände Deutschlands zu schreiben begann[2]. Er hatte ihm den Titel „Mouvement politique, religieux, littéraire, industriel et social de l'Allemagne" gegeben und — wohl im Andenken an eine frühe Homburger Jugendliebe — als Pseudonym „Conradin de Brandenstein" gewählt. Schon waren mehrere Lieferungen erschienen, da geriet der Verleger Degetau, ein junger Däne, in Zahlungsschwierigkeiten und das Werk konnte nicht fortgesetzt werden[3].

Hatte Friederich so einige Fehlschläge zu verzeichnen, so entstanden andrerseits in dieser Periode seiner schriftstellerischen

---

[1] Bibliographie Nr. 73.

[2] Ebenda Nr. 20.

[3] Ein „recht phantastisches Werk" über den Friedhof Père Lachaise, das er 1845 ausarbeitete (Bibliographie Nr. 74), wollte er erst später veröffentlichen, vgl. Mem. 4. Bd. S. 435; wir wissen jedoch nichts weiter darüber.

Tätigkeit zwei Hauptwerke, die ihm für immer einen Platz in der Literatur sichern: die „Dämonischen Reisen" und die vier Bände seiner Memoiren: „Vierzig Jahre" und „Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten".

Die „Dämonischen Reisen in all: Welt"[1], die Friederich 1847 in Tübingen anonym und fingiert als „nach einem noch ungedruckten französischen Manuskript bearbeitet" herausgab, sind ein phantastisches, trotz mancher Geschmacklosigkeiten jedoch hervorragendes, halb politisch, halb utopistisch gefärbtes Werk, auf welches bereits unlängst einer vo:. uns hingewiesen hat[2]. Der ehemalige Heidelberger und Göttinger Student Michel Stürmer, der, in die demagogische Bewegung verwickelt, nach Paris geflohen, von da in die Fremdenlegion geraten war und zuletzt in Madrid als Tagelöhner im Schweiße seines Angesichts arbeiten mußte, zertrümmert eines Tages mit einem Hieb seiner Hacke eine in der Erde verborgene Phiole und befreit dadurch den seit fast anderthalbhundert Jahren in diese gebannten Asmodi. Sie schließen Freundschaft und führen nun gemeinsam eine Reihe von Luftreisen nach den wichtigsten Hauptstädten Europas, in die Hölle und in die Sternenwelt aus. Unter wechselnden Verkleidungen nehmen sie bald aktiven Anteil an der Politik, insbesondere an den parlamentarischen Verhandlungen verschiedener Staaten, bald besuchen sie die Ausschußsitzung einer ausbeuterischen Aktiengesellschaft, eine geheime Beratung der Jesuiten in Rom, die Redaktion der Times, die berühmtesten Spielhöllen Deutschlands, ein Stiergefecht, Opernvorstellungen und Maskenbälle. Überall nehmen sie Gelegenheit, die Schlechtig-

[1] Bibliographie Nr. 21.

[2] Vgl. Liebmann, Der Verfasser der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten" in: Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge, 7. Jahrgang, Leipzig 1915/16, Beiblatt Sp. 340—348.

keit und Bosheit der Menschen im privaten und öffentlichen Leben zu züchtigen. Bei den Fahrten in die Hölle veranlassen sie deren hervorragendste Insassen, wie Philipp II., Maria Stuart, Elisabeth, Richelieu, Ludwig XIV. und Napoleon, eingehende Bekenntnisse abzulegen. Der kluge und erfahrene, stets auf den Grund der Dinge sehende Asmodi belehrt den guten, nicht sehr weltläufigen und in allerhand Vorurteilen befangenen deutschen Michel — denn dessen Bild ist Michel Stürmer — über den Wert oder Unwert der Republiken und der modernen Konstitutionen, über Freiheit und Gleichheit, Preßfreiheit und gerechte Verteilung der Steuerlasten, über die Vorzüge des Zellensystems, über die Berechtigung der Todesstrafe. Auch die Frage des Lebendigbegrabenwerdens, die Friederich stets so lebhaft beschäftigte, wird erörtert. Asmodi zeigt Michel aber auch das traurige Bild der Zerrissenheit Deutschlands infolge der Kleinstaaterei, das Fehlen jeder Vaterlandsliebe, die Vergötterung des Ausländischen, das Übergewicht Englands und Frankreichs. Insbesondere wird die Politik Englands, die kein mächtiges Deutschland dulden will und die Völker Europas aufeinander hetzt, in einem scharf umrissenen Bild, das noch heute und gerade heute Gültigkeit hat, gezeichnet. Vortrefflich ist auch die Schilderung der allgemeinen Kulturzustände um die Mitte des 19. Jahrhunderts, ferner der prophetische Ausblick auf das Jahr 1946 [1], der die gegenwärtige Weltlage überraschend vorausahnt, und äußerst eindrucksvoll das „Offene Schreiben des deutschen Michels an seine werten Landsleute jeder Farbe, jedes Standes, jeder Partei, jeder Religion und jedes Bundesstaates".

Natürlich spielt in den phantastischen Gesichten dieses Buches auch Frankfurt eine große Rolle. Es erscheint unter dem Namen

[1] S. unten S. 149ff.

der von den beiden wiederholt besuchten und von Friederich mit beißendem Hohn und Spott überschütteten, im Herzen Afrikas gelegenen Maulwurfs-Republik „Al-Quitschi-Quatschi", mit ihren beiden alljährlich wechselnden regierenden „Bimbus" (Bürgermeistern), ihrem auf Lebenszeit gewählten, aus den drei Bänken der „Schmuli, Schumli und Schawellen" (Schöffen, Senatoren und Ratsverwandten) zusammengesetzten Senat, endlich den „Schlimmiehlen" und „Pentachorden" (Gesetzgebendem Körper und Ständiger Bürger-Repräsentation). Auch die Streitsache mit Reuß wird weidlich ausgebeutet[1], wobei namentlich zwei Schriften als angeblich erschienen angekündigt werden:

„Groß- und Heldentaten des berüchtigten Dietrich Harpax Rummelpuff, Wucherer en gros und Bankier en détail, Exhaupt einer Schmugglerbande. Aus absonderlicher Hochachtung dem Handelsmann C[onrad] v[ulgo] D[ietrich] R[euß] zu F[rankfurt] gewidmet. Winterthur und Zürich 1847", und:

„Beraubung eines Frankfurter Bürgers durch einen Erzgaumer und seinen Vetter, mit polizeilicher Hülfe. Dem Senator L[eonhard] R[euß] gewidmet. Zürich und Winterthur 1847".

Schließlich wird in dem Schreiben eines Cleophas Wahrlieb[2] in Darmstadt an Michel, das dieser dem Frankfurter Senat vorliest, in den er mit Asmodi gewaltsam eingedrungen war, die ganze Angelegenheit nochmals im Zusammenhang erörtert.

Erfreulicher und interessanter, als diese im Grunde ziemlich wohlfeilen Äußerungen unversöhnlicher Erbitterung, sind ver-

[1] S. 521 ff.

[2] S. 754 ff. Das Pseudonym „Wahrlieb" hat F. auch sonst wiederholt gebraucht.

schiedene, in das Werk eingestreute, phantastisch ausgeschmückte Schilderungen neuer technischer Erfindungen, über die an anderer Stelle im Zusammenhang zu reden sein wird. —

Friederichs Memoiren, die er zunächst in dem dreibändigen Werk „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten", Tübingen 1848 und 1849 [1], und dann in dem Nachtragsband „1830—1845. Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten", Tübingen 1854 [2], anonym herausgegeben hat, sind von berufenen Kennern längst als eines der hervorragendsten Werke der Memoirenliteratur überhaupt eingeschätzt worden. Und erst in jüngster Zeit haben Friedeberger [3], Feldhaus [4], Leitzmann [5] und Holzhausen [6] erneut auf sie hingewiesen. Nicht das erotische Moment, das in diesen Erinnerungen allerdings reichlich, ja überreichlich zur Geltung kommt, macht ihre Bedeutung aus, vielmehr die mit außerordentlicher Lebhaftigkeit und Plastik erzählten Erlebnisse des jungen Offiziers in den napoleonischen Kriegen, erst im Dienste eines deutschen Duodezfürsten, dann Napoleons und schließlich Murats, in Italien, Spanien und Korfu. Nicht minder aber fesseln seine sitten- und kulturgeschichtlich bedeutsamen Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit, an dem Friederich, wie kaum ein zweiter, teilgenommen hat, unser Interesse und lassen uns nicht los. Freilich darf man seine Memoiren nicht als eine untrügliche Geschichtsquelle ansehen. Im

---

[1] Bibliographie Nr. 22.

[2] Ebenda Nr. 27.

[3] „Krieg und Frieden vor hundert Jahren" in: Das literarische Echo, 17. Jahrgang, Berlin 1915, S. 1419—1427.

[4] In: Geschichtsblätter für Technik, Industrie und Gewerbe, 2. Bd., Berlin 1915, S. 186 f.

[5] S. oben S. 30 Anm. 1.

[6] „Aus den Weltkriegen vor hundert Jahren" in: Westermanns Monatshefte, 60. Jahrgang, 120. Bd. 2. Teil, Braunschweig 1916, S. 230—232.

Gegenteil, sie bieten der Kritik manchen Anlaß zum Einsetzen. Doch wird man hier billig unterscheiden müssen zwischen verzeihlichen Irrtümern, namentlich in den Zeitangaben[1], die Friederich bei der späteren Zusammenstellung seiner Denkwürdigkeiten aus seinen alten, abwechselnd deutsch, französisch und italienisch geführten Tagebüchern unterliefen, und Ausschmückungen oder Erfindungen, die ihn und seine Memoiren interessanter machen sollten. Einiges sei hier hervorgehoben. So gibt Friederich gleich anfangs den Tag seiner Geburt unrichtig an. Nicht am 14. Juli 1789, „denselben Tag und zur selben Stunde, als die Kanonen bei der Erstürmung der Bastille zu Paris donnerten", sondern — nach dem amtlichen Taufbuch — am 5. Dezember 1789 war er geboren. Ebenso ist die amüsante Erzählung seiner Taufe wohl ganz frei erfunden; jedenfalls konnte sein Urgroßvater Franz Varrentrapp, der damals schon drei Jahre tot war, nicht daran teilnehmen. Übrigens war letzterer auch nicht der Schwager von Friederichs Großvater Johann Konrad Wenner, sondern dessen Schwiegervater, und dieser war hinwiederum ebensowenig Schöff, wie sein Sohn Johann Friedrich Wenner 1813 nach der Flucht des Großherzogs von Frankfurt provisorisch an die Spitze der Verwaltung der Stadt trat[2]. Daß Friederichs Besuch bei Goethe aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt nicht, keinesfalls aber in der von ihm geschilderten Weise stattgefunden hat, wurde bereits erörtert. Schwierigkeit macht die Erzählung des Beginnes seines Feldlebens. Fest steht, daß der Abmarsch des Regiments Isenburg aus Toul erst nach dem 10. März 1806 stattgefunden haben kann, da es nach dem vorhandenen Protokoll an diesem

[1] Dahin gehört, wenn er (Mem. 1. Bd. S. 169) die Heirat seines Onkels Johann Friedrich Wenner, die am 8. Juni 1804 stattfand, sechs Wochen nach dem Tod seiner kleinen Schwester Auguste (6. September 1800) erfolgen läßt.

[2] Mem. 3. Bd. S. 240. Über Johann Friedrich W. vgl. Ph. Fr. Gwinner, Kunst und Künstler S. 540f.

Tag in Toul den Fahneneid leistete. Dann ist aber die Zeitspanne von da bis zur Schlacht bei Maida — 4. Juli 1806 — zu kurz, um in ihr alles, was Friederich zwischen diesen beiden Daten an Erlebnissen erzählt, unterzubringen. Man könnte vielleicht annehmen, daß er Ereignisse aus seinem zweiten Aufenthalt in Genua versehentlich in den ersten verlegte oder aber — er hat an dem kalabrischen Feldzug und namentlich an der Schlacht bei Maida nicht teilgenommen, was aber doch andrerseits wieder nicht recht wahrscheinlich ist. Jedenfalls ist die Sache nicht aufgeklärt.

Eine unzweifelhafte Ausschmückung hat sich Friederich hinsichtlich des Testaments seiner Großmutter erlaubt[1], wenn er sagt, sie habe ihm ein besonderes Vermächtnis von 2000 Talern zugewendet, und zwar habe im Testament gestanden, „weil er kein Komödiant geworden sei". In Wirklichkeit[2] betrug jedoch sein Legat nur 500 Gulden, während sein jüngerer Bruder Franz 1000 und seine Schwester Johanna Maria 2000 Gulden erhielten, und der Passus vom „Komödianten" steht überhaupt nicht im Testament. Ähnlich verhält es sich mit dem Theaterdiener in Köln, dessen er während seines dortigen Aufenthaltes in den Jahren 1823 und 1824 mit dem Beifügen erwähnt: „Robert Blum!" Nun war der bekannte Robert Blum allerdings Theaterdiener in Köln; wir wissen aber[3], daß er erst am 1. Oktober 1830, also zu einer Zeit, da Friederich Köln schon vor sechs Jahren verlassen hatte, dort als Theaterdiener eintrat. Friederich muß es also wohl, wenn nicht ein sehr unwahrscheinlicher Gedächtnisfehler vorliegt, interessanter gefunden haben, mit dem nachmals so bekannt gewordenen Robert Blum statt mit einem beliebigen anderen als Theaterdiener zu tun gehabt zu haben.

[1] Mem. 3. Bd. S. 383.
[2] Originaltestament vom 23. Mai 1817 im Frankfurter Stadtarchiv.
[3] Vgl. Hans Blum, Robert Blum, Leipzig 1878, S. 62.

Aber noch bleibt ein wichtiges Problem hinsichtlich der Glaubwürdigkeit Friederichs zu erörtern, nämlich das der versuchten Befreiung Kaiser Napoleons aus der Gefangenschaft in St. Helena [1] mittels eines Unterseebootes und der Teilnahme Friederichs an diesem Unternehmen. Friederich hat die interessante Erzählung zuerst in seinem „Phönix“ [2] und dann in seinen Memoiren [3] mitgeteilt. Im „Phönix“ wird kein Name genannt, „da fast alle dabei interessiert gewesenen Personen noch am Leben sind“; auch spricht er von sich selbst nur als von einem Kapitän in der dritten Person. In den Memoiren hingegen nennt er die Namen und tritt selbst als Ausführender auf. Aber auch sachlich bestehen zwischen den beiden Darstellungen erhebliche Unterschiede. Hören wir zuerst die Memoiren.

Bei der Gräfin Survilliers [4], der Gattin des als amerikanischer Bürger in Point Breeze bei Trenton, New Jersey, lebenden Exkönigs Joseph von Spanien und früheren Königs von Neapel, die sich damals mit ihren beiden Töchtern Zenaïde und Charlotte länger in Frankfurt aufhielt, lernte Friederich den General Gourgaud kennen. Dieser war eben von St. Helena gekommen

[1] Über verschiedene andere Pläne, Napoleon zu befreien, die, wohl auf Anregung oder unter Teilnahme seines Bruders Joseph, alle von Getreuen in Amerika ausgingen, vgl. Lord Rosebery, Napoleon, the last phase, London 1900, S. 102—105; P. Frémeaux, Napoléon prisonnier, Paris o. J., S. 180f.; G. L. de St. M. Watson: A Polish exile with Napoleon, London and New York 1912, S. 287—290; A. Fournier, Napoleon I., 3. Aufl., 3. Bd., Wien und Leipzig 1913, S. 370.

[2] Erster Jahrgang, Mannheim 1825, Nr. 1—6.

[3] 3. Bd. S. 441—444, 451 und 470f.

[4] Julie Marie geb. Clary, Tochter eines reichen Seifenhändlers in Marseille und Schwester der Königin Désirée von Schweden, geb. 1779, gest. 1849. Sie lebte von 1816 bis 1820 in Frankfurt, von wo sie nach Brüssel zog. Zu ihrem Frankfurter Aufenthalt vgl. E. Mentzel, „Briefe einer Nichte Napoleons I. an eine Frankfurterin“ in: Alt-Frankfurt, Vierteljahrschrift für seine Geschichte und Kunst, 4. Jahrgang 1912, S. 123—129.

und regte den Plan an, Napoleon zu befreien. Nach längeren Beratungen einigte man sich dahin, daß Friederich mit Hilfe und im Namen eines reichen Londoner Verehrers Napoleons, des Chefs eines Handelshauses, ein Schiff ausrüsten, mit diesem nach Ostindien und von da, einen Bankerott vorgebend, nach St. Helena fahren sollte. Hier sollte er sich bei dem Gouverneur Hudson Lowe melden, unter dem Vorwand einer Krankheit auf der Insel bleiben und eine Taverne einrichten, um so mit dem Militär, womöglich auch mit mißvergnügten Offizieren, bekannt zu werden und, im Besitz eines Anhangs, jemand aus Napoleons Umgebung einzuweihen zu suchen. An dem zur Ausführung des Plans bestimmten Tag sollten alle Posten mit gewonnenen Soldaten besetzt und schließlich Napoleon in der Nacht mit Stricken in eine bereitgehaltene Fischerbarke hinabgelassen und auf ein zu diesem Zweck möglichst nahe der Insel kreuzendes amerikanisches Kauffahrteischiff gebracht werden. Über diesen Plan wurde nun zunächst mit einem Lord C....[1], einem enthusiastischen Verehrer Napoleons, verhandelt, den Friederich mehrmals in Paris traf. Der Lord billigte zwar den Plan im allgemeinen, fand aber die Entführung Napoleons mittels einer Barke allzugefährlich. Er riet zur größten Vorsicht und hoffte, noch ein anderes Mittel zu finden, das unfehlbar zum Ziel führen werde. Als solches hatte er dann zunächst einen Luftballon vorgeschlagen, an dem ein Schiffchen befestigt sein sollte, das zwei Menschen trüge und auch im Wasser zu gebrauchen wäre. Aber er selbst verwarf diesen Gedanken alsbald wieder als unausführbar und geriet nun auf die Idee, ein mehrere Schuh tief unter dem Wasser

[1] Nach freundlicher Mitteilung von Prof. Paul Holzhausen-Bonn wäre etwa an Lord Clavering zu denken, dessen Gattin, eine Französin, eine Verehrerin Napoleons war; an sie richtete dieser die „Briefe vom Kap der Guten Hoffnung".

gehendes Boot, also ein richtiges U-Boot, mit Raum für acht bis zehn Mann konstruieren zu lassen. Es wurde in Amerika bei einem geschickten Mechaniker bestellt und war in Arbeit, nachdem das Modell dazu schon in London angekommen war und vollkommen befriedigt hatte. Man konnte mittels eines Räderwerkes die Maschine beliebig tiefer oder höher unter die Oberfläche des Wassers bringen und durch Einhaken das weitere Sinken oder Steigen des Bootes verhindern, so daß es in der erreichten Lage mit ruderartigen Rädern ziemlich schnell horizontal fortbewegt werden konnte. Friederich war schon im Begriff, nach London zu reisen, wo ein Schiff mit Waren, wie sie England nach Ostindien exportiert, beladen werden sollte, während Lord C.... bereits nach Amerika gefahren war, um eine Anzahl Schiffe, die abwechselnd vor St. Helena kreuzen und sich ablösen sollten, zu mieten und ehemalige französische Marineoffiziere, die sie befehligen sollten, zu gewinnen. So war alles vorbereitet, als die Nachricht von Napoleons am 5. Mai erfolgten Tod alle Pläne und Vorkehrungen zunichte machte.

Im „Phönix" erzählt Friederich die Vorbereitungen genau, wie später in den Memoiren; nur läßt er den „Kapitän", d. h. sich selbst, mit Lord C.... nicht in Paris, sondern in London zusammentreffen und gibt noch die interessante Mitteilung, daß die Verschworenen in ihren Briefen Napoleon „Charles", St. Helena den „Park" und Longwood das „Landhaus" nennen wollten. Die im Mai 1820 angetretene Reise des Kapitäns nach London dehnt sich dann aber nach dem „Phönix" zu einem langen Aufenthalt aus, während dessen er sich die nötigen Kenntnisse erwirbt, um die Rolle eines Großkaufmanns spielen zu können, der Lord aber nicht einen amerikanischen, sondern einen englischen Mechaniker mit der Konstruktion des Bootes beauftragt, der denn auch schon nach sechs Wochen ein Modell liefert, das der Lord

und der Kapitän zu ihrer vollsten Zufriedenheit in einer Badewanne ausprobieren. Nun tritt eine neue Person auf, die in den Memoiren fehlt, ein mit dem Lord verwandter Esquire, der in dessen Auftrag am 4. August 1820 mit dem Mechaniker nach Philadelphia reist, wo auf Grund des Modells nun das eigentliche Boot gebaut werden sollte. Ende Januar 1821 traf Nachricht vom Esquire ein, daß in Amerika alles vortrefflich stehe. Anfang April kam er selbst nach London zurück, teilte mit, daß das Boot im Juni fertig sein werde, und fuhr dann mit dem Kapitän, der unterdessen wiederholt zur Gräfin Survilliers und nach London zurückgereist war, Anfang Mai 1821 nochmals zu dieser, um Bericht zu erstatten und sich zu verabschieden. Hierauf begaben sich beide nach Liverpool, wo die Befrachtung des großen nach Ostindien bestimmten Schiffes noch einige Zeit erforderte. Der Tag der Abreise des Esquires nach Amerika, um die nötigen Schiffe und deren Führer zu beschaffen, und des Kapitäns nach Ostindien war festgesetzt, da ereilte sie zwei Tage zuvor die Kunde vom Tode Napoleons. So der „Phönix“.

Die beiden Fassungen der Erzählung weichen nicht nur in zahlreichen Einzelheiten, sondern namentlich darin voneinander ab, daß nach dem Bericht der Memoiren die Tätigkeit Friederichs im wesentlichen eben erst beginnen sollte, als die Nachricht von Napoleons Tod eintraf. Nach der Darstellung im „Phönix“, die übrigens auch gegenüber der knapperen der Memoiren viel mehr ins einzelne geht und einen etwas ausgeschmückten Eindruck macht, hätte Friederich dagegen in der Befreiungsangelegenheit bereits nahezu ein ganzes Jahr auf Reisen und in England verweilt, als er in Liverpool die Todesnachricht erfuhr. Dies ist nun aber im höchsten Grad unwahrscheinlich, wenn man erwägt, daß Friederich gerade damals mit den Vorbereitungen

für die Herausgabe seines „Beobachters" beschäftigt war. Am allerwenigsten dürfte er in der Ferne gewesen sein, als dessen erste Nummer am 7. April 1821 erschien. So wird man jedenfalls die Befreiungsgeschichte des „Phönix" als nicht einwandfrei bezeichnen müssen, während ihre Fassung in den „Memoiren" an sich wohl glaubhaft erscheinen könnte. Die Frage ist nur, ob die ganze Erzählung von dem Unterseeboot überhaupt Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen darf. Da ist es nun sehr bemerkenswert, daß wir in der Tat auch noch von andrer Seite von einem Unternehmen, Napoleon mit einem unter See gehenden Fahrzeug zu befreien, Kunde haben. Walter Scott erzählt in seiner Biographie Napoleons [1], ein gewisser Johnstone, ein aus Newgate entflohener ungewöhnlich verwegener Schmuggler, der seinerzeit Nelsons Schiff zum Angriff auf Kopenhagen gesteuert hatte und einem Gerücht zufolge auch einmal Napoleon bei Vlissingen gefangen nehmen und in seinem Boot entführen wollte, sei der Unternehmer des Befreiungsversuchs gewesen. Ein Schiff, das eine Zeitlang

[1] The life of Napoleon Buonaparte, Emperor of the French, 9. Bd., Paris 1827, S. 313f. Auf Scott stützt sich, vielfach wörtlich, der Aufsatz „Ein historisch merkwürdiges Unterseeboot" im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" Nr. 146 vom Sonntag 29. Mai 1910, Zweites Morgenblatt. Auch die Notiz in Hermann Franks Artikel „Das Unterseeboot, ein geschichtlicher Rückblick" in: Prometheus, Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft hrsg. von Otto N. Witt, 17. Jahrgang, Berlin 1906, S. 226, daß 1821 auf der Themse das 100 Fuß lange Unterseeboot eines amerikanischen Kapitäns erschienen sei, der Napoleon damit befreien wollte und hier, etwas abweichend, Johnson heißt, dürfte auf Walter Scotts Erzählung zurückgehen. Daß Fulton, an den Liebmann früher dachte (a. a. O. Sp. 344), nicht der Erbauer des vom Lord C.... bestellten Unterseebootes gewesen sein kann, da er schon am 24. Dezember 1815 gestorben war, hat bereits Feldhaus unter Bezugnahme auf die eben erwähnte Notiz im Prometheus dargetan, s. Geschichtsblätter für Technik, Industrie und Gewerbe, 2. Bd., Berlin 1915, S. 186f.; vgl. dazu auch Graf Karl v. Klinckowstroem, ebenda, 3. Bd., Berlin 1916, S. 35.

unter das Wasser versenkt und durch die Loswickelung von Gewichten nach Belieben wieder in die Höhe gebracht werden konnte, sollte das Mittel zu seiner Ausführung sein. Man glaubte, das Schiff werde, wenn man es den Tag über unter Wasser halte, der Beobachtung durch die britischen Kreuzer entgehen und sich, wenn es bei Nacht wieder in die Höhe gebracht werde, der Insel nähern können, ohne entdeckt zu werden. Der Bau des Bootes sei auch wirklich auf einer Themsewerft begonnen worden, allein die britische Regierung habe es, da die Eigenartigkeit seiner Konstruktion ihren Verdacht erregt hatte, weggenommen.

Beruht diese Erzählung, was jetzt nach fast hundert Jahren wohl kaum mehr endgültig festzustellen sein dürfte, auf Tatsachen[1], so ergeben sich zwei Möglichkeiten. Entweder war Johnstones Boot das vom Lord C.... bestellte, dann würde Friederichs Erzählung erheblich an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn auch Einzelheiten, wie daß das Boot in Amerika gebaut worden sei[2], preisgegeben werden müßten. Oder es hat, sei es Johnstone selbst, sei es ein anderer, der diesen in seine Dienste nahm, den Plan, Napoleon mit diesem Boot zu befreien, selbständig gefaßt; dann müßte man mit der Annahme rechnen, daß Friederich von diesem Plan gehört und in Anlehnung daran die ganze Geschichte seines eigenen Befreiungsversuches frei erfunden hätte.

Wie dem nun aber auch sein und wie man sich zu Friederichs

[1] Rosebery (a. a. O. S. 102) macht sich über W. Scotts Erzählung, der er so wenig wie den Berichten über andere Befreiungsversuche Glauben schenkt, lustig. Er bemerkt dann noch: „Another submarine vessel was being constructed on, it appears, the ‚Sommariva system', at Pernambuco, whence most of these legends are launched." Über das „Sommariva-System" war nichts zu ermitteln.

[2] F. erzählt übrigens noch (Mem. 3. Bd. S. 471), das auf Bestellung des Lords C.... in Amerika gebaute Schiff sei dort noch lange ein Gegenstand der Neugierde gewesen und von vielen Reisenden besichtigt worden.

Ausschmückungen überhaupt im einzelnen stellen mag, wir wissen jetzt, daß es gar nicht in seiner Absicht lag, in seinen Memoiren nur geschichtlich streng erweisliche Tatsachen zu berichten. Denn wir kennen nunmehr seine bis jetzt ungedruckte Einleitung[1] zu ihnen, nach welcher er dem Werk ursprünglich den Titel gegeben hatte: „Wahrheit und Dichtung oder Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten". Die Anfangsworte des Titels „Wahrheit und Dichtung" sind dann bei der Drucklegung, vermutlich weil sein Verleger Osiander aus Ängstlichkeit den Vergleich mit dem gleichnamigen Werk eines Größeren scheute, sehr zum Schaden Friederichs weggeblieben. Sie benehmen jeden Zweifel darüber, daß er außer wirklich Erlebtem nebenher auch — Erdichtetes geben wollte[2].

Der Nachtragsband zu den „Vierzig Jahren", der unter dem Titel: „1830—1845. Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten" im Jahr 1854 erschien, ist in mancher Hinsicht anders geartet, als das voraufgegangene Hauptwerk. Es sind die Erlebnisse des gereiften Mannes und Schriftstellers. Aber auch dieser Band hat einen besonderen Reiz für den Leser durch die Schilderung der Pariser Sitten, Zustände und Salons, wie durch die scharfgezeichneten Silhouetten aller der hervorragenden Männer in Politik, Literatur und Kunst, mit denen Friederich dort zusammentraf. Freilich muß der Leser im ersten Drittel des Bandes auch die ganze Schilderung der unerquicklichen Fehde, die jenem den Aufenthalt in Frankfurt verleidet hatte, und die Ergießungen seines unbarmherzigen Spottes über die Vaterstadt und ihre vielfach rückständigen Einrichtungen mit hinnehmen.

[1] Abgedruckt unten S. 126ff. Siehe das Faksimile in Abbildung 11.

[2] F. hat übrigens bezeichnenderweise schon beim allerersten Abdruck eines Bruchstücks seiner Memoiren (Didaskalia 1823 Nr. 5), der unter dem Pseudonym „August Stark" erfolgte, den Zusatz beigefügt: „Ein Roman und keiner".

Aber diese maßlosen und keineswegs immer begründeten Ausfälle hatten denn auch für Friederich noch ein unangenehmes gerichtliches Nachspiel[1]. Am 28. November 1853[2] klagte der Handelsmann Wilhelm Rieger[3] beim Polizeigericht wegen der schweren Verletzungen seiner Ehre, die in den „Fünfzehn Jahren“ enthalten seien. Dieses gab die Klage mit dem Bemerken, daß die Schrift auch schwere Schmähungen und Verleumdungen von Behörden enthalte, an das Appellationsgericht weiter, das am 7. Dezember die Beschlagnahme der inkriminierten ersten Lieferung und die Einleitung der Untersuchung gegen Verfasser, Drucker und Verbreiter verfügte. Der als Verfasser festgestellte Friederich wurde am 16. Februar 1854 durch Vermittelung des Staatsprokurators in Havre nach Frankfurt vorgeladen, „um sich wegen Verspottung der Religion und Schmähung der hiesigen Regierung, auswärtiger Regierungen, sowie öffentlicher Behörden, öffentlicher Anstalten und Privatpersonen zu verantworten“. Am 11. Mai antwortete Friederich hierauf, er sei nicht der Verfasser des Buchs, sondern nur der Herausgeber, indem ihm das Manuskript von einem alten Kriegskameraden vermacht worden sei (!). Er könne mit bestem Willen nicht kommen, da er die Mittel dazu nicht habe, indem der „übelberüchtigte“ Konrad Reuß noch immer im Besitz seines Vermögens sei. Er sei aber bereit zu kommen, wenn man ihm die Mittel für Reise und Aufenthalt bezahle und ihm seine persönliche Freiheit und spätere ungehinderte Abreise garantiere. Ohne sich hierauf weiter einzulassen, fällte das Appellationsgericht als Kriminalgericht am 23. Juni 1854 das Urteil, daß die Beschlagnahme der ersten

[1] Akten im Frankfurter Stadtarchiv.

[2] Die drei Lieferungen des Werks erschienen sämtlich noch im Jahr 1853; der Haupttitel trägt die Jahreszahl 1854.

[3] Er war der Lotteriekollekteur, von dem F. Mem. 4. Bd. S. 101 erzählt. Vgl. auch Dämonische Reisen S. 88.

Lieferung nicht nur aufrechtzuerhalten, sondern diese zu konfiszieren sei; die weitere Untersuchung gegen Friederich solle jedoch „bis auf dessen Betreten dahier“ beruhen. Friederich appellierte nicht gegen das Urteil, sondern nahm dessen Ausfertigung beim Tribunal in Havre, dem man sie zugesandt hatte, entgegen. Damit blieb die erste Lieferung der „Fünfzehn Jahre“ für das Gebiet der freien Stadt konfisziert; das Oberamtsgericht Tübingen hatte die von Frankfurt angeregte Einleitung einer Untersuchung gegen den Verleger Osiander bereits am 23. Dezember 1853 glatt abgelehnt. —

Mit den Dämonischen Reisen und den Memoiren hat die literarische Produktivität des jetzt Sechzigjährigen im wesentlichen ihren Höhepunkt erreicht. Eine kleine polemische Broschüre: „Wahrhaftige Geschichte und elendigliches Ende des kommunistischen Ochsen und des sozialistischen Esels“, die er unter dem bezeichnenden Pseudonym „Adolf von Dassel“ zuerst 1851 englisch und französisch, dann 1853 deutsch erscheinen ließ[1], fällt zeitlich noch vor die Vollendung der „Fünfzehn Jahre“. Die Broschüre wurde in London, wo er sich während der Weltausstellung des Jahres 1851 und auch sonst öfter und länger aufhielt, auf den Straßen in mehreren tausend Exemplaren verkauft. Sie bekämpft nach Friederichs Art die sozialistische und die kommunistische Lehre in derb satirischer Weise. Er zeigt sich darin mit den einschlägigen Verhältnissen des Auslandes gut vertraut und stellt, obwohl er sonst England nichts weniger als liebt, doch dessen Arbeiterbevölkerung das interessante Zeugnis aus: „Die englischen Arbeiter, die einzigen, mit denen“ — im Sinne der kommunistischen Agitatoren — „was anzufangen war, waren zuerst durch Owen und die Chartisten verführt, haben sich aber schnell wieder losgerissen. Diese Insulaner wissen zu bestimmt,

[1] Bibliographie Nr. 23, 24 und 26.

was sie wollen und was ihnen nützt, sind geschworene Feinde aller Hirngespinste und begnügten sich, als man ihnen etwas weniger Arbeit auferlegte und sie besser als bisher behandelte."

Die „Weltgeschichte in Bildern, Auszug aus dem geschichtlichen Prachtwerke Das Welttheater von C. Strahlheim"[1] kommt nicht weiter in Betracht. Sie enthält eine Anzahl Abbildungen aus dessen sechstem Band mit kurzen Erklärungen, erschien 1852 im Verlag des „Komptoirs", dem ja Friederich längst feindlich gegenüberstand, und wurde von jenem vermutlich nur aus Geschäftsspekulation herausgegeben, um für Restbestände des „Welttheaters" Reklame zu machen. Auch die erst nach seinem Tode erschienenen Titelauflagen von Werken Friederichs oder von einzelnen Bänden solcher[2] gewähren kein besonderes Interesse.

Was Friederich sonst bis an sein Lebensende schrieb, ist, soviel wir sehen, alles ungedruckt, teilweise auch unvollendet geblieben[3]. Mehrfach verwertete er hierbei die ihm bereits geläufige Verbindung der Politik mit phantastischen Elementen (Faust, Asmodi); so in den „Infernalischen Reisen", welche die „Dämonischen Reisen" fortsetzen sollten, von denen aber nur das Vorwort und eine längere Einleitung vorhanden sind, und im „Faust des XIX. Jahrhunderts oder den Geheimnissen der Hölle". Letzteres Werk, dessen Herausgabe er ursprünglich in drei Sprachen und in London plante und von dem 1856 außer der Einleitung bereits eine Anzahl von Kapiteln fertig waren, war damals der Drucklegung nahe; diese unterblieb aber, wie es scheint, im letzten Augenblick, da Osiander bedenklich geworden war. Weitere Werke, die Friederich sämtlich als im Manuskript

[1] Bibliographie Nr. 25.

[2] Ebenda Nr. 28—31.

[3] Zum Folgenden vgl. die Nummern 75—82 unserer Bibliographie. Als Quelle diente uns F.s Korrespondenz mit seinem Verleger Osiander in Tübingen, jetzt in der Frankfurter Stadtbibliothek.

vollendet bezeichnet hat, waren: „London während der Ausstellung“; „Infamien der österreichischen Regierung und ihrer Beamten“; „Frankreich und die Franzosen“; „Die Prostitution zu Paris“; „Die Franzosen in Deutschland“. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Schriften, die der fleißige Mann alle, jedoch erfolglos, Osiander in Tübingen zum Verlag anbot, samt und sonders verloren gegangen zu sein scheinen. Am meisten gilt dies aber von einer weiteren, freilich vielleicht nicht ganz vollendeten Fortsetzung seiner Memoiren: „Die letzten zehn Jahre aus dem Leben eines Toten“. Er besprach darin u. a. die englischen und Londoner geselligen Zustände „auf eine sehr pikante Weise“, ferner die Pariser Februarrevolution und die Londoner Weltausstellung von 1851; von Frankfurt sollte darin keine Rede mehr sein. Nach einem Brief an Osiander vom 20. April 1856 war er schon ziemlich weit damit vorangeschritten, aber auch von diesem seinem letzten, gewiß hochinteressanten Werk ist nur der Titel auf uns gekommen.

Mit dem Jahr 1856 verliert sich jede weitere Spur von Friederich. Wir wissen nur, daß er am 1. Mai 1858 in Havre als Witwer gestorben ist[1].

---

[1] Den liebenswürdigen Bemühungen des Herrn Rudolf Lismann, Mitleiters des Ausschusses für deutsche Kriegsgefangene (Frankfurt), verdanken wir einen Auszug aus dem amtlichen Sterberegister von Havre.

VI

Friederichs Persönlichkeit

Die Persönlichkeit und der Charakter des merkwürdigen Mannes, der uns in diesem Buch beschäftigt, tritt schon aus dem, was wir bisher über seinen Lebensgang und sein Werk sagten, hinreichend deutlich hervor. Doch mag es nicht unangebracht erscheinen, sein Charakterbild noch mit einigen Strichen zu vertiefen und als ganzes darzustellen.

Nach seiner religiösen Richtung war Friederich weder Atheist — „ein wirklicher Gottesleugner", sagt er einmal, „kann nur ein Narr oder ein ausgemachter Dummkopf sein" — noch Materialist, sondern Rationalist. Die religiösen Anschauungen, die er den General Menou, den französischen Gouverneur von Venedig, in einem Tafelgespräch entwickeln läßt[1], sind zweifellos seine eigenen: „Es gibt und muß ein allmächtiges Wesen geben, das alles, was da ist, erschaffen hat, welches das Gute belohnt und das Böse unfehlbar bestraft, wie wir schon hienieden täglich wahrzunehmen Gelegenheit haben, das wir also lieben, verehren und fürchten sollen." Noch kürzer sprach er sich dem Philosophen Cousin gegenüber so aus[2]: „Es gibt einen allmächtigen Schöpfer, dessen Wesen und Absichten zu ergründen keinem Sterblichen möglich ist." In einem Aufsatz: „Was ist Religion?" sagt er mit edler Wärme[3]: „Religion ist eine Gotteskraft, der menschlichen Natur verliehen zur immerwährenden Erinnerung an ihre höhere Zukunft; ein Strahl vom reinsten Himmelslichte, der durch die Dämmerung des Erdenlebens dringt; ein stilles Be-

---

[1] Mem. 2. Bd. S. 458—462.

[2] Ebenda 4. Bd. S. 284—286.

[3] In: Alles für Alle, 4. Jahrg. 2. Bd., Frankfurt a. M. 1835, S. 438 bis 440.

wußtsein der inneren Würdigkeit, die keine äußere Macht uns geben kann, sie heiße Glück oder Ruhm; ein süßes Einverständnis mit dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, dem Geber alles Guten und dem Beförderer aller Glückseligkeiten im Himmel und auf Erden; ein unerschütterlicher Glaube an die Mitwirkung und an den Beistand des unsichtbaren Geistes zur unbegrenzten Veredlung und Beseligung aller geistigen Naturen." Die Lehre von der Unsterblichkeit wollte er nicht direkt ablehnen; er meinte jedoch, es sei ebenso töricht, für die Fortdauer und Unsterblichkeit unseres eigenen Ich, als dagegen zu streiten. Überhaupt hielt er „alle spekulative Philosophie, alle metaphysischen Forschungen für unnütze Zeitverschwendung, für verlorene Mühe, in Summa für Narrheit". Gänzlich abweisend aber verhielt er sich gegen Kirche und Priester und „all' den religiösen Unsinn, den Aberglaube, Dummheit, Pfaffenkniffe und Herrschsucht von jeher erdacht und erfunden haben, um die Menschen nach ihren Gelüsten zu gängeln". Andrerseits war er jedoch weit davon entfernt, andere in ihren abweichenden religiösen Anschauungen zu stören oder gar zu kränken.

Betrachten wir Friederich von der ethisch-moralischen Seite, so bedeutet für ihn den Mittelpunkt, um den sich alles bei ihm dreht, die Frau. Zwar der käuflichen Liebe hat er nie gehuldigt: das hatte er, dem alle Frauen entgegenflogen, nicht nötig. Im übrigen hat er, wie wir sahen, seine Eroberungen wahllos in allen Ständen der menschlichen Gesellschaft gemacht. Man hat ihn wiederholt mit Casanova verglichen, ja einen „neuen Casanova" genannt. Doch nicht ganz mit Recht, wie schon Kasimir Edschmid[1], Hans Friedeberger und Paul Holzhausen[2] gezeigt

[1] Im Feuilleton der Frankfurter Zeitung Nr. 232 vom 22. August 1915, Erstes Morgenblatt.

[2] Vgl. zu den beiden letzteren oben S. 91 Anm. 3 und 6.

haben. Zwar ist Casanova und Friederich gemeinsam die Unzahl ihrer galanten Abenteuer und die unverhüllte Offenheit, mit der sie darüber berichten; gemeinsam auch, daß sie keine „Trauer der Vereinsamung" kennen, sondern sich über den Verlust einer Frau alsbald bei einer anderen zu trösten wissen. Aber die Zeiten und der nationale Gegensatz scheiden beide. Casanova gehört ganz zum Schlag des ancien régime und ist ganz Romane, Friederich ist der Typus des modernen napoleonischen Truppenoffiziers deutscher Herkunft. Und mehr noch! Casanova ist bei allem Zynismus ideal und sentimental gerichtet: mancher früheren Geliebten hat er die zärtlichste Erinnerung geweiht, mit mancher noch lange korrespondiert. Friederich hingegen ist der brutale Draufgänger, der keine Treue kennt; „aus den Augen, aus dem Sinn" bezeichnet er selbst als sein Motto und meint: „Das ewige Einerlei tötet und wenn es auch toujours perdrix ist, sobald der Reiz der Neuheit vorüber ist, und macht jeder ewigen Liebe ein Ende." Freilich bewahrte ihn diese Philosophie auch davor, jemals der blinde Sklave eines Weibes zu werden. „Sind die Schäferstunden vorüber," sagt er einmal, „muß der Mann wieder ganz Mann und Herr über das Weib sein, von dem er dann nur um so mehr geliebt, geachtet und vergöttert wird."

Friederichs Charakter war durchaus ehrenhaft. Tapfer und energisch als Soldat, war er zugleich menschlich mitfühlend, wie die Verteidigung des armen alten Bauern beim Madrider Aufstand beweist, dem er ohne Rücksicht darauf, daß er dabei selbst verwundet wurde, das Leben rettete. Seine Überzeugung vertrat er stets mit Festigkeit und war jederzeit der unerschrockene Verteidiger seiner Ehre. Daß er die Worte nicht auf die Wagschale legte und in der Wahrnehmung seiner wirklichen und vermeintlichen Rechte, wie im literarischen Kampf häufig die zulässigen Grenzen überschritt, ja oft maßlos wurde, wissen wir bereits.

Seine intellektuellen Fähigkeiten waren hervorragend und wir haben schon darauf hingewiesen, wie sie es ihm ermöglichten, noch in reiferen Jahren den Mangel einer höheren Bildung auszugleichen. Dabei war er unermüdlich fleißig und man darf ihm wohl glauben, wenn er einmal sagt[1], er wünsche weiter nichts zu tun zu haben, als reiten, fahren, sich putzen, Weibern und Mädchen den Hof zu machen und sie dann doch alle anzuführen — was ihm nämlich alles vorgeworfen worden war. Leider müsse er aber um drei Uhr morgens aus den Federn und sich die Finger lahm schreiben, wenn er nachmittags reiten oder fahren wolle. Eigenartig war seine fast kindlich naive Neigung, sich oder vielmehr seine Schriften selbst zu loben; wir haben mehrere bezeichnende Beispiele davon[2]. Daß er nicht selten ganze große Partien eines Buches wörtlich in einem anderen wieder verwendete, wurde schon erwähnt; in unserer Bibliographie wird es im einzelnen nachgewiesen.

Bei der Beurteilung von Friederichs politischen Ansichten muß in erster Linie seiner Stellung zu Napoleon gedacht werden. Es geht zu weit, wenn Holzhausen[3] von ihm den „fanatischen Glauben des Troupiers an seinen Feldherrn und Kaiser verlangt, jene unbedingte Hingabe in den Tagen des Glücks und des Unglücks, einen heroischen Personenkult, der auch unter den deutschen Hilfstruppen des Empire ziemlich allgemein verbreitet war". Wohl war auch Friederich einst, wie er selbst bestätigt, ein blinder Verehrer Napoleons. Aber er war zu kritisch veranlagt, um es dauernd zu bleiben. Seine für alles Geschichtliche geschärften Augen und

---

[1] Beobachter am Main und Rhein, 2. Jahrg., Offenbach 1822, S. 27 Anm. 3.

[2] So wenn er in den Dämonischen Reisen S. 430 sagt: „Das einzige Buch über Napoleon, das wenigstens das Verdienst der Unparteilichkeit und Unbefangenheit hatte, ist das von Strahlheim."

[3] A. a. O. S. 231.

seine historischen Studien ließen ihn seinem früheren Helden gegenüber den richtigen Abstand gewinnen und zu dem, man darf wohl sagen, objektiven und unparteiischen Urteil gelangen, wie er es in dem von uns mitgeteilten Aufsatz[1] und auch sonst ausspricht[2]. Er betont ausdrücklich, daß er als Soldat Napoleon „mit der Parteilichkeit und Anhänglichkeit ergeben war, die der Krieger für einen Feldherrn hat, dessen Ruhm oder Allgewalt er im verjüngten Maßstab teilt oder zu teilen wähnt und unter dem ihm die Aussicht auf ein glänzendes Glück und die Befriedigung des Ehrgeizes winkt", daß er aber „nicht zu jener Klasse von Leuten gehört, die an einem einmal gefaßten, wenn auch noch so unsinnigen Vorurteile, wie die Schnecke an ihrem Hause, kleben bleiben und es ihr ganzes Leben mühsam mit herumschleppen". Aber wenn auch weit entfernt, aus Napoleon einen Götzen zu machen, ließ er ihm Gerechtigkeit widerfahren, wo er Großes vollbrachte. So bewundert er in Napoleon, den ein anderer Zeitgenosse einmal den „Abgott und Abscheu der verhängnisvollen Zeit, die wir alle durchlebten", genannt hat[3], den großen Feldherrn, den er freilich Cäsar und Friedrich dem Großen nachstellt; aber als Politiker steht er ihm tief unter der Mittelmäßigkeit und als Menschen findet er ihn geradezu klein.

In dem Maße nun, als Friederich Napoleon mit kritischerem Auge zu betrachten lernte, wuchs seine Begeisterung für Friedrich „den Einzigen", für Preußen, sein Verdienst um Deutschlands

---

[1] Vgl. S. 141 ff. Ähnlich, vielfach wörtlich, in einer buchhändlerischen Anzeige seines Napoleonswerkes in den Umschlägen der Lieferungen 6 ff. des zweiten Hauptteils (Asien) seiner „Wundermappe".

[2] Vgl. Unsere Zeit, 11. Bd. S. 88 Anm. und ebenda 27. Bd. S. 400 bis 402; Mem. 2. Bd. S. 489 f.; 3. Bd. S. 243 f.

[3] C. A. Böttiger in: Vorerinnerung zu C. F. van der Veldes „Prinz Friedrich" (Sämtliche Schriften van der Veldes, 4. Bd., Dresden und Leipzig 1830, S. VII).

Befreiung und für alles Preußische, insbesondere auch, trotzdem er selbst in ihm gescheitert war, für das preußische Heer. Bei dem Anblick der Prinzessin Wilhelm, sagt er, war man von Ehrfurcht und Hochachtung durchdrungen, während die „neugebackenen" Prinzessinnen der Familie Bonaparte auch nicht die mindeste Achtung einzuflößen imstande waren. Und während Napoleon seinerzeit nur ein unheimliches und unangenehmes Gefühl in ihm erregt hatte, war er von Blücher, der einmal in Berlin einige Worte mit ihm sprach, ganz begeistert. Friederich war — und er blieb es immer — ein guter deutscher Patriot. Schon als napoleonischer Offizier hatte er es stets abgelehnt, für einen Franzosen angesehen zu werden. Was er in den Dämonischen Reisen Asmodi zur Wahrung des deutschen Standpunktes dem Ausland, besonders Englands „eigennütziger Krämerpolitik", gegenüber in den Mund legt[1], das war seine eigene innerste Überzeugung.

Den Krieg hielt Friederich[2] für einen Überrest der Barbarei und empfiehlt, indem er seiner Zeit — und, trotz Haager Schiedsgericht, leider auch der unsrigen — weit voraneilt, daß die Völker ihre Streitigkeiten mittels Übereinkunft durch ihre gesetzmäßig gewählten Vertreter und, wenn dieses nicht zum Ziel führt, durch die Entscheidung eines Völkergerichtshofs erledigen sollen.

Die „Abgeschmacktheit und Unmöglichkeit" der Lehren des Sozialismus und Kommunismus lehnte er schroff ab und hielt[3] „diese Absurditäten für die größten Feinde der wahren Freiheit"; erhielten sie auch nur momentan die Oberhand, so würde die

[1] In dem bereits S. 89 angeführten temperamentvollen „Offenen Schreiben des deutschen Michels an seine werten Landsleute jeder Farbe, jedes Standes, jeder Partei, jeder Religion und jedes Bundesstaates", S. 597 ff.

[2] Alles für Alle, 4. Jahrg. 1. Bd., Frankfurt a. M. 1835, S. 113 im Aufsatz „Das Weltbürgertum". Vgl. den Abdruck unten S. 151 ff.

[3] Auf dem Umschlage seiner oben S. 102 angeführten Broschüre.

schrecklichste Tyrannei und Sklaverei herrschen, die die Welt je gesehen. Ebenso verwarf er alles Extreme in der inneren Politik, namentlich jedes Demagogentum. Er huldigte, ohne gerade von den neuen Staatsverfassungen allzuviel zu halten, einem gemäßigten Liberalismus. Die unten mitgeteilten Aufsätze aus seiner Feder geben hierüber näheren Aufschluß. Nur von den Privilegien des Adels [1] und anderen Vorrechten im Staat, von Titulaturen [2] und Prädikaten wollte er nichts wissen. Über die wichtigsten Fragen der inneren Verwaltung hatte er sich ein unbefangenes selbständiges Urteil gebildet und es ist überraschend, was er da alles in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat: Staatshaushalt, Pädagogik, Dienstbotenfrage, Kalenderreform, endlich Allopathie, Homöopathie und Wasserheilkunde.

Großes Verständnis und einen weit vorausschauenden Blick zeigte er für technische Dinge aller Art. Die Entwicklung des Eisenbahnwesens und der Anwendung der Dampfkraft überhaupt, dann die Aeronautik und namentlich das Problem der lenkbaren Luftschiffe interessierten ihn ganz besonders. In seinen Dämonischen Reisen, aber auch anderwärts, entwickelt er Ideen, die zwar teilweise einen utopistischen, bald barocken, bald scherzhaften Einschlag haben, wie die Erfindung der Wettermacher-Dampfmaschine, des Generalcalorifère, der Schlacht-, Garküchen-, Kleider-, Schuh-, Wagen- und Möbel-Dampfmaschinen-

[1] F. bemängelt übrigens (Wundermappe, 4. Bd., S. 259) auch schon die bloße Verleihung des Adels an einen so großen Künstler, wie Albrecht Dürer, als „eine ebenso unnötige als unwichtige Handlung, da ihm der wahre und wirkliche Adel vom Schöpfer verliehen war und er also des papierenen wahrlich nicht bedurfte". In der Sache selbst irrt hier jedoch F., indem Dürer von Kaiser Maximilian I. nicht geadelt wurde, sondern lediglich einen Wappenbrief erhalten haben soll, vgl. M. Thausing, Dürer, 2. Aufl., 2. Bd., Leipzig 1884, S. 169 f.

[2] Köstlich ist der Vorschlag, den Totengräber „Versenkungsrat" zu nennen.

fabrik, teils aber auch geniale Vorahnungen künftiger Erfindungen oder Möglichkeiten sind. So diejenige der X-Strahlen, die Erfindung einer Dampfdresch- und einer Dampfschreibmaschine, vor allem aber — schon 1826! — die der lenkbaren Eil-Dampf-Luftschiffe[1]. Über Mainz läßt er zwei Luftschiffe einander begegnen — wir geben hier das interessante Bild wieder[2]

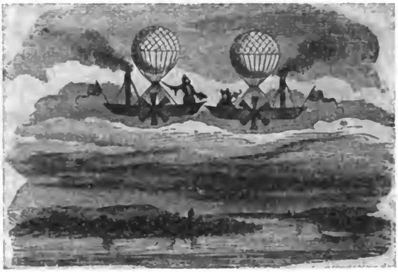
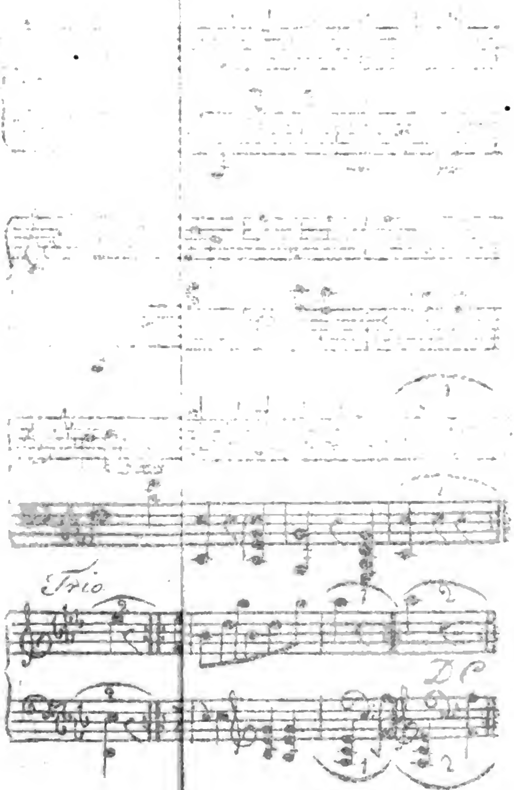


Abbildung 9. Zwei Luftschiffe über dem Rhein bei Mainz.

— welche auf die Überreste der Eisenbahn von Frankfurt nach Mainz und der Befestigungen dieser letzteren Stadt herabschauen, die durch die Einführung der Luftschiffe überflüssig geworden sind. Und man glaubt in die Gegenwart des Weltkrieges versetzt zu sein, wenn er uns große Kriegsluftschiffe, welche mit zwanzig Sturzkanonen und vier Sturzmörsern bestückt sind, und ferner eine Luftschlacht zwischen den Vereinigten Staaten und Japan vorführt, in der eine kaiserlich amerikanische Luftflotte die Hauptstadt Yeddo (Tokio) durch einen Feuer-, Bomben- und Raketenregen aus tausend Fuß Höhe in wenigen Minuten vernichtet.

[1] In: Das Dampfboot, Stuttgart 1826, S. 31. Vgl. unten S. 204f.
[2] Nach der Darstellung in den Dämonischen Reisen S. 172.


Trio
D C

Welche Bedeutung die Schauspielkunst und die Musik in Friederichs Leben hatten, ist bereits des näheren dargelegt. Man kann unbedenklich sagen: Die Veranlagung des so vielseitig begabten Mannes für Musik und Theater und die Erfahrungen im Bühnenwesen, die er sich auf Liebhaber- und öffentlichen Theatern als Mitwirkender, als Regisseur und Dirigent erworben hatte, waren so erheblich, daß er — selbst nach heutigen Begriffen — gewiß einen vortrefflichen Theaterintendanten, wozu er ja auch in Neapel schon auf dem besten Wege war, abgegeben hätte. Später konnte er freilich seine Kenntnisse auf diesem Gebiet nur als Theaterkritiker nutzbringend verwerten. In der Musik war es besonders Mozart, den er, wie in der Literatur Schiller, über alles verehrte. So wie er Schiller als erster ins Italienische übersetzte[1] — denn die erste bekannte italienische Übersetzung des Fiesko und des Don Carlos von Pompeo Ferrario ist erst 1819 erschienen — so hat er auch Mozarts Don Juan in Italien eingeführt und hat ihm zu glanzvollem Erfolg verholfen. Seine eigene musikalische Produktion[2] galt hauptsächlich Militärmärschen, Tänzen und Balletten. Von zwei Liederspielen: „Der moderne Don Juan" und die „Kirchweihe" hat er, wie schon berichtet, das erstere zu einem wohltätigen Zweck im Jahr 1822 in Offenbach zur Aufführung gebracht und dabei die Titelrolle gesungen. Erhalten hat sich nur der „Frankfurter Favorit-Walzer", den wir im Faksimile wiedergeben[3], eine naive Komposition der Biedermeierzeit im Tempo des Ländlers. —

Es bleibt uns nur noch übrig, einen kurzen Blick auf Friederichs Stellung zu seiner Vaterstadt Frankfurt und auf diejenige der Frankfurter zu ihm zu werfen. Seine Mißstimmung gegen Frank-

---

[1] Bibliographie Nr. 69.
[2] Ebenda Nr. 83—94.
[3] Abbildung 10.

furt rührte nicht erst aus der Zeit her, in welcher er in den Streit mit Reuß geraten war. Sie war alten Datums. Die ganze Altfrankfurter Art[1], das was er als „Krämergeist" so oft und so scharf gegeißelt hat, war ihm von Jugend auf im innersten zuwider. Dies steigerte sich, als er mit weitem geistigen Horizont von seinen Weltfahrten nach Frankfurt zurückgekehrt war und finden mußte, daß die weltgeschichtlichen Ereignisse der Zwischenzeit an den alten engen Verhältnissen in Frankfurt, dem alten Kastengeist, den Mißbräuchen bei den Stellenbesetzungen und überhaupt in der Verwaltung nichts oder nur wenig geändert hatten. So begann er denn schon mit seinem „Beobachter" eine scharfe Opposition gegen den Frankfurter „Augiasstall"; ja die

[1] Das übertrieben gesteigerte Selbstbewußtsein des Altfrankfurter Bürgers wird durch Mitteilungen eines unverdächtigen Zeugen, des Schauspielers Friedrich Hassel, treffend gekennzeichnet. Er erzählt (in: Die Frankfurter Lokalstücke auf dem Theater der freien Stadt 1821—1866, Frankfurt a. M. 1867, S. 14f.), am Abend des 13. August 1821 vor der Aufführung des nachher zu solcher Berühmtheit gelangten Lokalstücks von Karl Malß „Die Entführung oder der alte Bürgerkapitän" habe ihm ein Freund angekündigt, die Schauspieler würden ausgepfiffen werden, ein andrer Freund habe ihm aber tröstend zugerufen: „Sei nortzt" (nur) „ruhig! Eich gilts net! Awwer deß Stick werd dorch und dorch ausgepiffe! Mir leide es emol net, deß mer sein Uhz mit der Bergerschaft dreibt!" Und als vollends der Charakterdarsteller und Lokaldichter Leonhard Meck es wagte, in seiner „Erbin von Bockenheim" einen reichen eheschenen Bankier seiner Köchin, der eine ungewöhnlich große Erbschaft zugefallen war, einen Heiratsantrag machen, aber mit dem Hinfälligwerden der letzteren alsbald wieder zurückziehen zu lassen, da fand das Publikum dies bei der Aufführung am 15. März 1837 durchaus nicht nach seinem Geschmack und ließ das Stück glatt durchfallen. „In gewissen Regionen" — so erzählt Hassel a. a. O. S. 76f. — „wurde das Ganze als ein grober Mißgriff schonungslos verurteilt. ‚Laßt euch genügen an eueren Hampelmännern' — Herr Hampelmann, wollener und baumwollener Warenhändler, war die Hauptfigur der unter dem Namen „Hampelmanniaden" bekannten Frankfurter Lokalpossen — ‚Weißbindern und Schustern; mit denen treibt Spaß, soviel ihr wollt, aber — Respekt vor dem Bankier!'"

Absicht, sein Teil zu dessen Reinigung beizutragen, war zugestandenermaßen die eigentliche Veranlassung zur Gründung des Blattes. Auch später, besonders im „Phönix", setzte er seine satirischen Angriffe auf Frankfurt, das er mit Vorliebe abwechselnd u. a. Neu-Abdera, Groß-Kairo oder Quaglia titulierte, auf seine Verfassung und seine Behörden fort. Den Höhepunkt erreichten sie aber in seinen Dämonischen Reisen und in den Memoiren, in denen er die immer rückständiger gewordenen öffentlichen Zustände[1] und die vielfach verfehlten Maßnahmen der Frankfurter Regierung — man denke nur an ihren grotesken Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Großbritannien und Irland vom 13. Mai 1832[2] — schonungslos an den Pranger stellte. Freilich hatte er schon frühe die Genugtuung, daß man ihn fürchtete. „Ja, wann mer ebbes Dummes schwätzt oder ebbes Albernes mächt, dann setzt der's gleich in sei Blatt" — läßt er die vornehmen Damen sagen[3], die sich versteckten, wenn sie ihn von ferne kommen oder reiten sahen. Aber er bedachte nicht, wie er selbst zugibt[4], daß eine derartige Kritik eine Stadt in Aufruhr bringen müsse, „wo Klatschsucht und Kleinstädterei eine so große Rolle spielen, daß sich jedermann um das bekümmert, was der andere zu Mittag speist, und wo, wenn man am Bockenheimer Tor niest, man am Allerheiligentor Prosit sagt". So durfte er sich nicht wundern, daß er sich zahlreiche und erbitterte Feinde schuf. „Das ist ein gottloser, gottvergessener Höllenbraten," so

[1] Im Jahr 1832 verbot die Frankfurter Zensur den „Wilhelm Tell".

[2] Gesetz- und Statutensammlung der freien Stadt Frankfurt, 5. Bd. S. 35 ff. Der Vertrag wurde in wesentlichen Bestimmungen am 29. Dezember 1835 wieder aufgehoben, ebenda S. 209 ff. Zur Geschichte des Vertrags vgl. R. Schwemer, Geschichte der freien Stadt Frankfurt a. M., 2. Bd., Frankfurt a. M. 1912.

[3] Mem. 3. Bd. S. 467.

[4] Ebenda S. 454.

läßt Friederich seine Mitbürger ihn schon im Jahre 1821 beurteilen[1] — „dem nichts heilig ist; es ist eine Schande, daß der Unmensch ein Frankfurter Kind ist. Er hat schon als Kind nichts getaugt und wollte mit aller Gewalt ein Komödiant werden, war nach Weimar zum Goethe durchgegangen, der auch nicht viel besser ist und unserer Stadt eben keine große Ehre bringt mit seiner Komödien- und Romanschreiberei; und da haben ihn seine Eltern unter die Soldaten und gar unter die Franzosen stecken müssen, dann ist er wieder bei den Preußen gewesen und is so ä Franzos, ä Preuß, ä leichtsinniger Galgenstrick, aber kei ehrbarer Frankfurter. Heiraten tut er auch nit und kei Stell will er auch nit, damit er das luftige Leben recht fortführen kann, und steckt immer mit den Komödiantinnen zusammen[2]." Ist das auch nach Friederichs Art eine Mischung von Scherz und Ernst, so läßt es doch deutlich genug die gegen ihn damals herrschende Grundstimmung erkennen. Zuletzt hatten seine Landsleute — und wer wollte es ihnen übelnehmen? — nichts mehr für ihn übrig, am allerwenigsten die Behörden, und man darf sich nicht gerade wundern, daß sie sich seiner später nur widerwillig oder gar nicht annahmen, als er ihre Hilfe anrief. Ein Verdienst hat sich Friederich bei alledem doch um Frankfurt erworben, nämlich durch die Einschaltung längerer Partien in Frankfurter Mundart in seine Dämonischen Reisen[3]: denn jeder solcher Beitrag aus alter Zeit ist von Wert.

Das Gesamtbild, das Friederich selbst von sich entworfen

---

[1] Ebenda S. 463f.

[2] Man glaubt unwillkürlich ein Echo dieser Stimme zu hören, wenn erst unlängst in einem Artikel von F. gesagt wurde: „Wir Frankfurter haben wenig Grund, auf ihn stolz zu sein, da er zwar ein Frankfurter Kind, aber sonst ein unglaublicher Wüstling, Aufschneider, Schuldenmacher, Bohémien usw. war." (!)

[3] So S. 57; 302ff.; 326ff.; 763f.

hat[1], wird wohl zutreffen: „Voll Feuer, Geist und Leben, von sehr interessantem Äußeren, wohlgewachsen, voller Talent und Kenntnisse, ein Todfeind aller Vorurteile, sehr galant, ein trefflicher Reiter, ebenso guter Tänzer als Schütze und Fechtmeister, der Liebling der Damen." Wir können noch hinzufügen: ein großes Talent, das an das Geniale heranstreifte.

Neuere Beurteiler, auch im übrigen wohlwollende, haben geglaubt, Friederich in die Klasse der „Abenteurer" einreihen zu sollen. Gewiß, er hat, namentlich in seinen jungen Jahren, viele Abenteuer erlebt. Aber ihn deshalb kurzweg zum Abenteurer zu stempeln, ist nicht angängig und tut einem Mann bitteres Unrecht, der nach einer sturmbewegten Jugend noch vier Jahrzehnte ernsthaft und erfolgreich literarisch tätig war. Noch ungerechter und unmotivierter ist das Urteil Veit Valentins[2], der ihn „ziemlich anrüchig und jedenfalls völlig unzuverlässig" nennt und der Meinung ist, in der oben mitgeteilten Äußerung, daß Damen der Gesellschaft, die ihn von weitem kommen sahen, sich versteckten, einer Äußerung, deren Humor er nicht verstanden hat, stelle sich „ebensosehr der beschränkte Horizont des Spießbürgertums, wie die Zuchtlosigkeit (!) des damaligen Literatentums geringer Sorte" dar. Und wenn schließlich Kasimir Edschmid Friederich „den tollsten Burschen, den Frankfurt neben Goethe hervorgebracht hat," nennt[3], so ist dies ebenso gegenüber Goethe unangemessen und ungehörig, wie hinsichtlich Friederichs unzutreffend. Ganz im Gegensatz zu diesen abfälligen Urteilen steht die Wertung, die Paul Ferdinand Schmidt, im wesentlichen

---

[1] S. unten in: Autobiographisches S. 134f.

[2] Frankfurt am Main und die Revolution 1848/49, Stuttgart und Leipzig 1908, S. 44.

[3] Westdeutsche Fahrten in: Frankfurter Zeitung Nr. 219 vom 9. August 1916, Erstes Morgenblatt.

in Übereinstimmung mit uns, dem „schärfsten und rücksichtslosesten Beobachter Frankfurts" schon vor mehreren Jahren angedeihen ließ[1].

Es ist ein unsagbar trauriges Verhängnis, daß ein Mann wie Johann Konrad Friederich, freilich nicht ohne eigene Schuld, zu keiner ihm gemäßen Stellung im Leben und in der Welt gelangen konnte, daß er sogar dem Armenrecht verfiel und schließlich, wie wir wohl annehmen müssen, in Hunger und Kummer gestorben ist, ein Vergessener! Wir hoffen, ihn seiner unverdienten Vergessenheit entrissen zu haben!

[1] Frankfurt a. M., auch unter dem Titel: Stätten der Kultur, Bd. 2, Leipzig o. J., S. 110ff.

Zweite Abteilung

Aus Friederichs Werk

Vorbemerkung

Die von Friederich selbst herrührenden Anmerkungen sind durch die Chiffre (Fr.), die von den Verfassern dieses Werkes beigefügten durch die Siglen (EL) gekennzeichnet.

I
Gedichte

Meiner entschlafenen Auguste[1]

Ausgerungen hast du, kleiner Engel,
Ach, dein Kampf war heiß und schwer!
Aber nun entledigt aller Mängel,
Ruhst du sanft, und Fried' ist um dich her.

Nur das Fallen stiller, heißer Zähren
Deiner abgehärmten Mutter ruft
Dich, — wär's möglich — noch zurückzukehren,
Zu entreißen dich der Totengruft.

Rein und unschuldsvoll zurückgegeben,
Wie du kamst, in seine Vaterhand,
Schlummerst du, nach kurzem Erdenleben,
Mit der Menschen Torheit unbekannt.

Aus: Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten, 1. Band, Tübingen 1848, S. 168 f. Von Rauscher in allen Auflagen weggelassen.

---

[1] Auguste Jakobäa, geboren am 6. April 1800 und, nur fünf Monate alt, am 6. September 1800 gestorben, war das vierte Kind von F.s Eltern; ihr Zwillingsbruder Franz starb am 15. Juli 1823 unverheiratet in Metz. (EL)

Zwei Sonette an Angelica Catalani

Bremen, 28. Juni 1819

Al alto merito della Signora Angelica Catalani, l'Unica!

T'anima un nume: la fastosa arena
Freme di plausi al tuo leggiadro aspetto,
Giunge per te la melodia terrena
Della celeste ad uguagliar l'effetto.

Hai di Venere il cinto, in su la scena
Sei Tersicore ai moti, Erato al detto.
L'anima bella di virtude hai piena,
Di fuoco avvivator del nostro affetto.

Sciolse Saffo ai suoi il canto armonioso,
E fama ancor ne rumoreggia il vanto,
Ma non vinse Faon, non l'ebbe sposo.

Resister di tua voce al dolce incanto
Or qual nuovo Faon può baldanzoso,
Se tu prima, tu sola imperi al canto!

An Angelica Catalani

Du hast die Herzen alle tief bewegt
Und jedes Leid der Erde mild bezwungen;
Wenn kaum die süßen Töne ausgeklungen,
Den ersten Hauch die Luft gen Himmel trägt.

Wer hat so hohen Reiz in dich gelegt,
O schönes Ziel der reichsten Huldigungen?
Hat an der Wieg' ein Engel dir gesungen?
Cäcilia früh, die Heil'ge, dich gepflegt?

O frage nicht; du schaust die goldnen Sterne —
Wer mäße jede Bahn und jede Ferne?
Sie aber wandeln ewig, ohne Säumnis.

So fühlen wir der Geister sel'ges Wehen;
Sie nah'n uns auf der Menschheit heil'gen Höhen
Und bleiben doch uns ewig ein Geheimnis.

Aus: Der Beobachter am Main und Rhein, 1. Jahrgang, Offenbach 1821, Nr. 6 vom Sonnabend, 12. Mai, S. 81 f. — Vgl. Bibliographie Nr. 2.

Vier Sonette

Theodor Körner

Vereint geführet hast du Schwert und Leier,
Mit tapfrer Hand das Heldenschwert geschwungen,
Dir ew'gen Lorbeer in das Haar ersungen,
Und nimmer sinket deines Namens Feier.

Der Dichtergeist, ihn fesseln keine Schranken,
Und keine Macht kann seine Freiheit rauben;
Er schwelgt im süßen Hoffen, schönen Glauben,
Im unermeßnen Reiche der Gedanken.

Du standest hoch erhaben da vor allen;
Da küßte dich der bleiche Todesengel
Und führte dich aus diesem Tal der Mängel.

O weinet, Musen, denn er ist gefallen,
Verstummt die Lieder, die so zart erklangen,
Und ew'ge Todesnacht hält ihn umfangen.

Raffael

Es stieg ein Engel zu der Erde nieder.
Von lichter Himmelsglorie umgeben,
Durchwandelt' er das niedre Erdenleben,
Und seiner Lipp' entquollen Seraphs Lieder.

Und er schuf mit zaubrischen Gewalten
Die Mutter mit dem holden Gnadenkinde
Und, daß er mit dem Vater uns verbinde,
Des Himmels lichtumhüllte Glanzgestalten.

Nicht heimisch werden konnte er hienieden;
Er sehnte sich nach seinem Himmelsfrieden,
Verklärte uns den vielgeliebten Meister!

Und als er nun das große Werk vollendet,
Da kehrte er zu dem, der ihn gesendet,
Zurück ins Land der reinen, sel'gen Geister.

Mozart

Er faßt die Seele oft durch Cherubimgesänge,
Das Leben sucht er mit der Liebe zu versöhnen.
Läßt mächtig er die allgewalt'gen Donner tönen,
Dann wird dem Herzen oft des Busens Raum zu enge.

Oft lispelt er so sanft wie Zephir mit den Rosen,
Mit süßem Liebeslaute fesselt er die Herzen
Und mischt die süße Lust so schmelzend mit den Schmerzen;
Dann braust er stürmend durch der Elemente Tosen.

Bei seinen Tönen fühlt man sich der Erd' entweichen,
Und keiner, keiner wird den Meister je erreichen;
Durch alle Zeiten werden seine Lieder tönen.

Zu schön, zu schön hat er für diese Welt gesungen,
Drum hat er frühe mit dem Leben ausgerungen
Und weilet droben nun im Reich des ewig Schönen.

Angelica Catalani

Der Zauberklang der sanften Philomele
Entströmet ihren schöngeformten Lippen,
So kühn ersteiget sie die höchsten Klippen
Und fesselt schnell der Hörer Ohr und Seele.

Natur und Kunst, sie hat sie schön vereinigt,
Verliehen ward ihr seltne Göttergabe.
Dem Duldenden ist ihre Stimme Labe;
Sie heitert den, den tiefe Schwermut peinigt.

Und tausend Ruhmeskränze, ihr gewunden,
Bezeichnen ihres Lebens schönste Stunden,
Und herrlich stehet sie in dem Getümmel.

Gleich Seraphstönen ihre Lieder klingen.
Wie Angelica, so müssen Engel singen,
Sonst ist die Erde schöner als der Himmel.

Aus: Der Beobachter am Main und Rhein, 2. Jahrgang, Offenbach 1822, Nr. 47 vom Donnerstag 18. April, S. 195 f. — Obwohl mit den Initialen K. H. unterzeichnet, sind die Sonette zweifellos von Friederich.

II

Autobiographisches

Ungedruckte Einleitung zu den Vierzig Jahren aus dem Leben eines Toten[1]

Wahrheit und Dichtung
oder
Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten
(1790—1830)

Aus den hinterlassenen Denkschriften eines ehemaligen
französisch-preußischen Offiziers;
herausgegeben von
Adolph von Dassel

Warum ob der Zukunft sorgen!
Lebe heute nicht für morgen;
Wen das Leben nicht besticht,
Zittert vor dem Tode nicht.

Vorrede

Keine. — Dagegen wird es um so weniger an Nachreden fehlen.

Einleitung

Ein jovialer wilder Lebemann, der das Sprichwort: „Lustig gelebt und selig gestorben" vollkommen bewährt hat und der vertrauteste Freund des Herausgebers dieser Denkwürdigkeiten in Leid und Freud, dessen langjähriger Kriegs- und Friedensgefährte war und gegen diesen große Verbindlichkeiten und Verpflichtungen hatte, die er zu seinem Leidwesen während seinen Lebzeiten nicht mehr abtragen konnte, übergab ihm auf

[1] Vgl. Bibliographie Nr. 22. Das Faksimile dieser Einleitung s. Abbildung 11. (EL)

~~lustigen~~ und [illegible]
über den Wolkenstürmen
jetzt selbvergnügt, den zweig
~~[illegible]~~
~~und nicht genug gelebt und [illegible]~~
~~Eitelkeit aller [illegible] Dinge [illegible]~~
~~[illegible]~~

Aber fürder aber, [illegible]
lange und lustig genug gelebt, [illegible]
[illegible] als
ein Klaglied über die Eitelkeit
doch hören wir ihn selbst

eben bearbeitet zu werden [illegible]
[illegible] die [illegible] zu kleine [illegible]
[illegible] grosse Gestalten stellt. – ~~[illegible]~~
~~[illegible]~~
~~[illegible]~~
~~[illegible]~~ – [illegible] wollten [illegible]

~~[illegible]~~ [illegible]
[illegible] mit dem Kunstgenuss und werden
und erhalten, mit dem ewigen Wechsel
aller irdischen Dinge wandert . . .

Der Herausgeber

seinem Sterbebette ein dreifach versiegeltes Paket mit den Worten:

„Nur eins, mein teurer Adolph, erschwert mir mein Sterbestündchen und das Hinscheiden in eine hoffentlich bessere Welt, nämlich mich von dir trennen zu müssen, ohne mich meiner schweren Schuld gegen dich entledigen zu können. Du hast redlich alles Mißgeschick und oft den letzten Bissen Brot und den letzten Taler mit mir geteilt, hast mir so manchmal aus großen Kalamitäten und Schwulitäten geholfen. Wieviel Dank bin ich dir nicht schuldig und dazu noch ein bedeutendes Kapital, das du mir so ganz ohne alle Zinsen und à fonds perdu liehest! Dir nicht gerecht werden zu können, drückt mein zartes Gewissen. Hier, nimm das einzige Gut, über das ich nebst meinen Waffen, einigen Büchern und ein paar alten Lumpen von Kleidern und Wäsche noch verfügen kann."

Bei diesen Worten nahm der Sterbende ein dickes Paket unter seinem Kopfkissen hervor und fuhr mit immer schwächer werdender Stimme fort: „Nimm, es ist mein Vermächtnis an dich; es enthält zwar keine englischen Banknoten, keine preußischen Tresorscheine noch österreichische Metalliques, aber doch Papiere, die mir sehr teuer sind und aus denen du vielleicht einigen Nutzen ziehen kannst; wenigstens werden sie dir einige Unterhaltung und mancherlei Erinnerung gewähren. Es ist alles, was ich dir zu geben vermag; hätte ich Krösus' Schätze oder die Reichtümer sämtlicher Brüder Rothschilde, kein anderer würde sie erhalten wie du, aber so ... Du weißt, um mein Letztes hat mich noch ein niederträchtiger Schurke gebracht[1] ... Du kennst mein so sehr bewegtes Leben: obgleich ich weder Minister noch ein berühmter Feldherr, ja am Ende gar nichts mehr, nicht einmal Senator oder Bürgermeister von Frankfurt war, so sind meine

[1] Anspielung auf F.s früheren Geschäftsteilhaber Konrad Reuß. (EL)

Tagebücher doch nicht so ganz ohne Interesse. — Mache du den Gebrauch davon, den du für gut findest, und es soll mich noch im Grabe oder in jener Welt freuen, wenn sie dir von einigem Nutzen sind . . . Ach, ich war in meinem Leben ein großer Sünder, habe wenig gebeichtet und Buße getan, aber doch alle meine Sünden niedergeschrieben, um vielleicht manches Menschenkind dadurch zu warnen und von einem wüsten Leben abzuhalten. — Aber — wie wird mir — mit einmal — ich finde mich — sehr — schwach — es geht — zu Ende — mit — mir. — Lebe wohl — mein — treuer — Freund — auf ein — fröhliches — Wiedersehen — über — den — Sternen — ewig — dein — bis — —"

Und weg war der letzte Atemzug und die Seele meines Freundes entflohen. —

Ich schenkte ihm noch eine Träne und ließ ihn nach zweimal vierundzwanzig Stunden und weil es Gebrauch und Gesetze so wollen — er wäre lieber verbrannt worden — beerdigen, nachdem ich ihm vorher noch die Pulsadern hatte öffnen lassen, um ihn vor dem schrecklichsten der Schrecken, dem Lebendigbegraben, zu bewahren, das einzige, was auch ich noch auf dieser Welt fürchte.[1] Wir hatten öfters über diesen Gegenstand gesprochen und es längst unter uns abgemacht, daß derjenige, der den andern überleben würde, ihm diesen Liebesdienst erzeigen solle, uns durch einen Schwur dazu verpflichtet und nicht begreifen können, wie die Menschen, die bei sonstigen oft so nichts bedeutenden Dingen so pienzig[2]-vorsichtig sind, bei einem so hochwichtigen Gegenstand so leichtsinnig verfahren; denn was kann schrecklicher sein, als unter der Erde verscharrt, wenn auch nur auf Sekunden,

---

[1] F. hat seiner Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden, die auf ein eigenes Erlebnis in Korfu (vgl. Mem. 3. Bd. S. 165—167 und oben S. 51) zurückzuführen ist, wiederholt drastischen Ausdruck verliehen. (EL)

[2] Dialektisch für verzärtelt, empfindsam, weinerlich. (EL)

wieder zu erwachen und zum Bewußtsein zu kommen? — Sollten sich nicht alle Menschen zur Verhütung eines so furchtbaren Zustands solidarisch verbinden? —

Drei Tage, nachdem ich meinen Freund begraben hatte, eröffnete ich das mir übergebene Paket und fand in demselben einige Dutzend, teils in französischer, teils in italienischer und deutscher Sprache geschriebene Tagebücher, die ich durchblätterte und der Mühe wert hielt, sie bestens zu ordnen und, da sie gar manche nützliche Belehrung und interessante Tatsachen enthielten, auch durch den Druck der Öffentlichkeit zu übergeben. Der Verstorbene hatte die abenteuerlichsten und seltsamsten Schicksale gehabt, gar mancherlei erlebt und sich oft in den gefährlichsten und entsetzlichsten Situationen befunden, aus denen ihn nur ein halbes Wunder retten konnte. Er war mit so manchen berühmten Personen aus den ewig denkwürdigen Zeiten von 1790 bis 1830 in nähere Berührung gekommen, teilt auch noch manche wenig oder nicht bekannte aber merkwürdige Faktas aus jenen Zeiten mit und erzählt sie nicht ohne Humor und Witz. Ebenso berichtet er die Ereignisse seiner Kinder- und Flegeljahre, seinen Eintritt in die große Welt, die Feldzüge in den Kriegs- und Liebesdiensten seines an äußerst interessanten Begebenheiten so reichen Lebens in den ansprechendsten Schilderungen. Bald schwelgte er im Überfluß und Übermaß des Vergnügens, in Saus und Braus, unbekümmert, was der nächste Tag bringen würde; bald erduldete er Entbehrungen aller Art, litt Hunger und Durst, ertrug Mangel und Verbannung. Er hat das menschliche Elend, den Dünkel, den Egoismus, den Übermut, die Eitelkeit, den Ehrgeiz, das Vorurteil, die Habsucht, den Betrug, die Schurkerei, Niederträchtigkeit und Heuchelei in allen Gestalten und unter allen Larven kennen gelernt und endlich über die Nichtigkeit des irdischen Schattenspiels an der Wand ebenso mitleidig gelächelt, als über

die spekulativen Philosophen, die ihr Leben hinbringen, das ergründen zu wollen, was nimmermehr ein Sterblicher ergründen wird, über die Narren und Geizhälse, die es damit zubringen, zusammenzuscharren, um prächtig — begraben oder von lachenden und spottenden Erben beerbt zu werden, und über den Wolkenstürmer, dem die Erde zu klein schien und der jetzt halbvergessen zwischen sechs Brettern fault.

Am Ende aber stimmte er, freilich als er lange und lustig genug gelebt, alles mit- und durchgemacht und manchen Teufelsstreich verübt hatte und alt und matt war, mit dem weisen Salomon ein Klaglied über die Eitelkeit aller irdischen Dinge an und ... Doch hören wir ihn selbst.

Der Herausgeber

Aus der Originalhandschrift F.s, jetzt im Besitz der Stadtbibliothek Frankfurt a. M., bisher in dem des Herrn Hofbuchhändlers Karl Koehler (Osianderſche Buchhandlung) in Tübingen.

Ein Traum[1]

Es war der neunundzwanzigste des Monats März, der sich in diesem Jahr durch eine nur im Sommer gewöhnliche Wärme

---

[1] Um diese Erzählung zu verstehen, dient es zu wissen, daß das jetzige Gasthaus zum Isenburger Hof in Offenbach ehemals das Wohnhaus und Eigentum der eben so geistreichen Schriftstellerin als vortrefflichen Gattin, Mutter und Freundin, der bekannten Frau Sophie von La Roche, war. In dem an dieses Haus stoßenden Garten empfing sie häufige Besuche von Deutschlands ersten Gelehrten, worunter Goethe und vorzüglich ihr Jugendfreund, der unsterbliche Wieland, war, der ihr treuer Ratgeber bis in das späteste Alter blieb und sich stundenlang mit ihr in einer Laube dieses Gartens, die Wielandsgrotte genannt, von geistigen und literarischen Arbeiten unterhielt. Später schrieb Hr. Doktor Pfeilschifter und nach ihm der ebenso geistreiche als geniale Doktor Börne die durch die Zeitumstände unterdrückte Zeitschrift „Die Zeitschwingen" in diesem Haus. Jetzt wird der Beobachter am Main und Rhein darin redigiert, und der Redakteur bewohnt einige Zimmer dieses Gasthauses. (Fr.)

auszeichnete. Ich hatte eben ein Paket Briefe mit der Abendpost erhalten, die mancherlei Beiträge für den Beobachter enthielten, worunter, wie gewöhnlich, der größte Teil durchaus ungenießbar war. Nachdem ich sie durchgesehn, steckte ich sie zu mir und ging, um den erfrischenden Abend zu genießen, in den an das Wohnhaus anstoßenden Garten. Nachdem ich die verschiedenen Gänge mehrmals durchlaufen hatte, setzte ich mich in die hinterste Laube des Gartens, wo die ehemalige Wielandsgrotte war, und verlor mich in mancherlei Betrachtungen. Die vorübereilenden Wolken erblickend, fiel mir die vorübereilende Zeit ein, und dies führte meinen Geist auf die Vergänglichkeit alles Irdischen. Jetzt fiel mir ein, wieviel tausendmal Sophie von La Roche wohl diese Wege gegangen sei, daß in eben diesem Garten ihre herrlichsten Gedanken vielleicht reiften, von wie manchen Freuden und bittern Leiden der herrlichen Frau dieser Garten und diese Wohnung wohl Zeugen waren, daß sie hier ihren Gatten verloren und hier die Nachricht von dem Tode ihres vielgeliebten Sohnes Franz empfangen, den sie zu betrauern nie aufgehört hatte, daß sie hier das schöne Bild der Resignation und ihr letztes Werk ‚Melusinens Sommerabende' geschrieben, mit einer Vorrede Wielands, der auch 35 Jahre früher die Vorrede zu ihrem ersten Werke, der Geschichte des Fräuleins von Sternheim, geschrieben hatte.[1] Hier wurde vielleicht durch gegenseitige Mitteilungen von

[1] Marie Sophie von La Roche geb. Gutermann von Gutershofen (1730 bis 1807), Gattin des kurmainzischen Hofrats, späteren kurtrierschen Kanzlers Max von La Roche, der 1789 in Offenbach starb, Großmutter von Clemens Brentano. Ihr Sohn Franz starb als junger Forstbeamter 1791. Die angezogenen Werke sind: Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen. Hrsg. von C. M. Wieland. Leipzig 1771. — Schönes Bild der Resignation, eine Erzählung. Leipzig 1795f. — Melusinens Sommerabende, hrsg. von C. M. Wieland. Halle 1806. (EL)

Wieland, Goethe und andern großen Gelehrten der Stoff zu manchen herrlichen Geistesprodukten gefunden und erweckt. Ich selbst hatte als Knabe von vierzehn Jahren das Glück, der Verewigten vorgestellt zu werden und ihre Bekanntschaft zu machen, und jetzt fiel mir ein, daß, als ich ihr damals meinen festen und unwandelbaren Willen mitteilte, Schauspieler werden zu wollen, sie mir sagte: „Ich kann Ihnen hier weder zu- noch abraten; wenn eines meiner Kinder diesen Entschluß gefaßt hätte, wüßte ich nicht, was ich dabei tun würde; indessen ist es mir lieb, daß dieses nicht geschehen ist."[1] Ein Jahr später, als ich zum Regiment des Fürsten von Isenburg abging (mein früherer Vorsatz wurde durch mancherlei Umstände vereitelt), welches damals in Mainz formiert wurde, nahm ich Abschied von der Trefflichen, und ihre letzten Worte waren: „Sie betreten jetzt die große Weltbühne. Ich wünsche Ihnen dazu alles nur mögliche Glück; es soll mich freuen, wenn ich höre, daß Sie Ihre Rolle gut spielen; das Schicksal spielt wunderlich mit uns Menschen, leben Sie wohl und seien Sie glücklich." Hier trocknete sich die würdige Frau eine Träne. Ich sah sie nie wieder, der schnelle Abmarsch des Regiments erfolgte bald darauf, und in Italien erfuhr ich ihren Tod. Alle diese Bilder der Vergangenheit schwebten jetzt lebendig vor meiner Phantasie, das erste Viertel des neuen Mondes wurde sichtbar, und ich entschlief in der Laube mit dem Gedanken und dem Wunsch: möchtest du doch etwas von dem hohen Geiste der Vollendeten, die hier früher wandelten, erben, möchten sie dich schützend und belohnend bei deinen Arbeiten umschweben und dir so heil- und glückbringend beistehen!

Eine halbe Stunde mochte ich wohl bereits geschlafen haben, da war es mir, als ob ich durch sanfte, kühlende Luft wieder geweckt würde, doch war es mir unmöglich, aufzustehen, denn ich

[1] F. erwähnt diese Äußerung Sophiens auch in Mem. 1. Bd. S. 170. (E.)

befand mich in einem höchst sonderbaren, nicht zu beschreibenden Zustand: Ich konnte nicht unterscheiden, ob ich wache oder träume; nur meine Augen schienen offen zu sein, denn ich blickte umher und sah die alten hohen Pappeln und die buschigten Hecken wieder, die früher in diesem Garten gestanden. Es war alles hell erleuchtet, doch war es weder das Licht der Sonne und des Tages, noch das von Kerzen- und Fackelschein; nie hatte ich einen ähnlichen Glanz gesehen, und obgleich er jedes andere Licht an Strahlenglanz und Schimmer weit übertraf, so blendete er doch nicht die Augen, sondern teilte ihnen vielmehr eine wohltuende Empfindung mit. Jetzt schien es mir, als bewegten sich zwischen den Gebüschen weiße, ätherische Gestalten, die mir hin und wieder freundlich zunickten und sogar winkten, doch vergebens versuchte ich aufzustehen, ich konnte kein Glied bewegen. Drei dieser Gestalten näherten sich mir, und eine leise Ahnung gab mir ein, es sei Sophie von La Roche mit ihrem Gatten und Freunde. Träume sind bizarr — ich redete die Verblichenen an und bat um Beiträge für den Beobachter, indem ich ihnen erklärte, daß, wenn solche Geister Arbeiten lieferten, diese Zeitschrift bald die erste Deutschlands werden dürfte. Mit sanfter Stimme erklärte mir die mittlere Gestalt, daß dies nicht in ihrer Gewalt stünde, allein sie wolle mir folgenden guten Rat geben: „Zuerst befleißige dich und suche immer mehr und mehr den Geist der besten klassischen Schriftsteller aller Nationen aufzufassen und zu studieren, und dasjenige nachzuholen, was du in 15 Jahren Kriegsdienst versäumt hast; dann aber wende dich an deinen Landsmann, den eigentlichen Gründer der deutschen Literatur, er wird dir mit Rat und Tat beistehen; doch aber laß das Schwert noch nicht ganz einrosten, es dürfte eine Zeit kommen, wo du es wieder mit Ehre und Ruhm gegen Leier und Feder vertauschen könntest; es liegen weltumfassende Begeben-

heiten in der Zeiten Hintergrund, deren Enthüllung nicht mehr sehr ferne sein wird." Jetzt hörte ich mich mit einem Male laut bei meinem Namen rufen; ich taumelte auf, und siehe da, mein Wirt Hr. Z. stand vor mir und sagte: „Mein Gott, wo stecken Sie denn? wir suchen Sie überall und wollen das Haus zuschließen, es ist schon 11 Uhr vorbei." Ärgerlich, aus meinen schönen Träumen geweckt zu werden, denn ich hätte gar zu gerne noch mehr erfahren, machte ich mich auf und wünschte verdrießlich eine gute Nacht, ging auf mein Zimmer, schrieb sogleich den Traum nieder und schlief dann bis zum hellen Morgen, ohne weiter zu träumen.

Denjenigen, die mich vielleicht nach dieser Erzählung für einen Schwärmer oder gar Mystiker zu halten in Versuchung kommen möchten, diene zur Antwort, daß ich nur ein ganz schlichtes und gewöhnliches Menschenkind bin, das die Welt nie durch Brillen, sondern mit offenen hellen Augen ansieht. Dieser Traum schien mir so sonderbarer Art, daß ich es der Mühe wert hielt, ihn mitzuteilen; die Zukunft wird lehren, was sich davon realisieren wird.

Aus: Der Beobachter am Main und Rhein, 2. Jahrgang, Offenbach 1822, Nr. 42 vom Samstag 6. April, S. 176f. Vgl. auch Mem. 3. Bd. S. 472f.

Ein komisches Quiproquo

Unter der Garde des Königs Murat befanden sich zwei Offiziere von einer so großen Verschiedenheit des Charakters, Temperaments und überhaupt in ihrem ganzen Sein und Wesen, daß Weiß und Schwarz sich weit ähnlicher waren als diese beiden Individuen. Beide waren Deutsche von Geburt und auch fast in einem Alter. Der eine, von bürgerlicher Herkunft, war voll

Feuer, Geist und Leben, von sehr interessantem Äußeren, wohlgewachsen, voller Talent und Kenntnisse, ein Todfeind aller Vorurteile, sehr galant, ein trefflicher Reiter, ebenso guter Tänzer als Schütze und Fechtmeister, der Liebling der Damen und seines Königs, der von ihm nur zu sagen pflegte: „Das ist mein Cäsar; wo er hinkommt, heißt es immer: veni, vidi, vici! Es ist ein wahrer Hexenmeister; ich mag ihm einen Auftrag geben von welcher Art ich nur will, so hat er ihn immer zu meiner vollkommensten Zufriedenheit ausgerichtet und ist eher damit fertig, als ich einem andern die Sache nur begreiflich gemacht habe. In allen Dingen besitzt er eine Gewandtheit und Geschwindigkeit, die mir unbegreiflich, ja unglaublich wäre, wenn ich mich nicht selbst schon hundertmal davon überzeugt hätte. Er wird und muß noch Marschall des französischen Reichs werden; ich kenne keinen Offizier in der ganzen Armee, der ihm gleichkäme, dabei ist er kaum neunzehn Jahre alt.[1] Gebe ich ihm einen Plan, oder eine sonstige Aufgabe, so bringt er sie mir in einer Stunde vollkommen ausgearbeitet zurück, während andere acht Tage daran kauen und dann erst ein ungenießbares kauderwelsches Zeug bringen; dabei hat er den Mut eines Löwen, kleidet sich und reitet wie ein Gott."

Diese beiden letzten Eigenschaften mochten wohl die sein, die dem lebenslustigen und prachtliebenden König am meisten an seinem Liebling gefielen, da er selbst der beste Reiter in der ganzen französischen Armee war und sich bald türkisch, bald spanisch, bald à la Henri IV kleidete und auf einen schönen Anzug außerordentliche Dinge hielt! Auch Napoleon hatte den jungen Offi-

[1] F. erhielt das Patent als Kapitän bei der neapolitanischen Garde zu Pferd nach seiner Angabe (Mem. 3. Bd. S. 49) anfangs September 1810, war somit damals nicht ganz 21 Jahre alt. (EL)

zier, der ihm sogleich aufgefallen war, bei einer Revue bemerkt, sich bei seinem Schwager nach ihm erkundigt, der alle die angeführten Eigenschaften sehr herausstrich und unter anderm sagte, er habe keinen andern Fehler als den, ein Deutscher zu sein. Napoleon verließ ihn mit den Worten: „il faut le faire passer dans la garde impériale ou dans mon état-major, solche Leute kann ich brauchen.“ Aber Murat hütete sich wohl, ihn abzugeben, benutzte diese Gelegenheit, um ein anderes, ihm unausstehliches Subjekt loszuwerden, und glaubte, der Kaiser würde schon zufrieden sein, wenn er nur seinen Willen befolgt sähe, und den Namen, das Aussehen, die Qualitäten jenes Offiziers längst vergessen haben oder höchstens danach fragen, ob von Murats Garde ein Rittmeister zu der seinigen versetzt sei. Der abgegebene Offizier, der durch besondere Umstände und Familienprotektion in Murats Garde gekommen und ein deutscher Baron war, wußte sich dies neue Glück und diesen Vorzug gar nicht zusammenzureimen; er war dabei, wie gesagt, in allem das Gegenteil des von Napoleon verlangten. Ein steifer, unwissender Kleinigkeitskrämer und sogenannter Gamaschenheld, ein unerträglicher Pedant in jeder Hinsicht, der imstande war, über den nicht ganz gerade sitzenden Gamaschenknopf eines Soldaten einen drei Stunden langen Sermon mit gehörigen Schimpfwörtern reichlich gespickt zu halten, dabei von einer solchen Unbeholfenheit, Langsamkeit und Trägheit, daß er fast eine Viertelstunde brauchte, um ein Pferd zu besteigen, und fast ebensoviel, um wieder abzusitzen. Er ritt jedem Steinchen aus dem Wege und tat keinen Schritt, den er nicht zuvor eine Stunde lang reiflich überlegt hätte, auch wurde er vorzugsweise immer mit dem Anordnen der Bagagen beauftragt. Dabei besaß er den Stolz, der jedem Ignoranten und Kleinigkeitskrämer eigen ist; dieser Formalist war ein trefflicher Held der Voßschen bekannten sublimen Kriegs-

kunst[1], einer von den Menschen, die in allem so außerordentlich vorsichtig zu Werke gehen, daß ihnen jede sich darbietende Gelegenheit zur Ausführung und Beförderung irgendeines Planes oder Unternehmung immer entschlüpft, und vor lauter Bedachtsamkeit am Ende immer weit eher wie jedes andere Menschenkind auf die Nase fallen. Die lächerlichsten Vorurteile waren bei ihm fest eingewurzelt, seine äußerliche Geschmacklosigkeit und komisch-steife Unbeholfenheit, sein pedantisches Wesen und Gang hielt gleichen Schritt mit seiner traurigen Verkrüppelung des Geistes, und man nannte ihn bei dem ganzen Korps nur le saucisson, als Andeutung auf seine Zylindergestalt. In diesem Subjekt glaubte nun Napoleon, der seinen Befehl keineswegs vergessen, aber das verlangte Individuum noch nicht wieder zu Gesicht bekommen hatte, einen Schatz zu besitzen, gab nach einiger Zeit dem Obersten seines Garde-Husaren-Regiments (der sich nicht genug hatte wundern können, wie ihm Napoleon ein solches Subjekt und gar mit einer so dringenden Empfehlung ganz gegen seinen Brauch, da er gewöhnlich nur ausgezeichnete Feuergeister zu seinen Garden zog, hatte zuschicken können) den Befehl, diesen Offizier mit einem sehr schwierigen und viel Feinheit und Gewandtheit erfordernden Geschäft zu beauftragen, und ließ den noch mehr erstaunten Kolonel dabei noch merken, daß er das Glück dieses Offiziers für immer zu begründen und ihn mit einem der liebenswürdigsten und reichsten Mädchen von Frankreichs Hauptstadt zu vermählen wünsche. An unbedingten Gehorsam gewöhnt, gehorchte der Oberst in allem und handelte der erhaltenen Instruktion gemäß. Der gute Rittmeister, auf einmal in eine ihm ganz fremde Sphäre geworfen und mit Dingen beauftragt, die weit über seinen Horizont gingen, machte natürlich

[1] Julius v. Voß, System einer sublimen Kriegskunst, mit der militairischen Laufbahn des Verfassers, Berlin 1808. (EL)

einen Bock über den anderen, und als er gar Berichte ausarbeiten sollte, antwortete er nach vielen vergeblichen Versuchen, etwas Gescheites und Zusammenhängendes herauszubringen, seinem Kommandanten: er sei Soldat, ein guter Soldat dürfe gar nicht verstehen, mit der Feder umzugehen, und brauche nur das Exerzitium und Dienstreglement gut auswendig zu wissen. (Man sieht, wie wenig der gute Mann mit den Erfordernissen seines Standes bekannt war, da er nicht einmal wußte, daß die größten Helden zu jeder Zeit, wie Cäsar, Friedrich der Große und sein eigener Kaiser Napoleon bewiesen haben, alle Schriftsteller waren, eine natürliche Folge ihrer Geistesgröße.) Auch in dem Hause des Fräuleins L. wurde der Herr v. B. eingeführt, nachdem man den Vater derselben mit des Kaisers Absichten bekannt gemacht hatte. Allein hier erging es ihm nicht besser als in seiner diplomatischen Karriere; das liebenswürdige Fräulein hatte den guten Mann ganz gewaltig zum besten und der Papa erklärte ihm rund heraus, daß so ein Mensch nie ihr Gatte werden könne. Der Oberst wagte es lange nicht, dem Kaiser Bericht über das linkische und tölpische Benehmen und den dadurch ganz verfehlten Ausgang des seinem vermeintlichen Favoriten aufgetragenen Geschäfts abzustatten. Durch den Vater der Demoiselle, den Napoleon zufälligerweise sprach, wobei er sich nach seiner Tochter und dem ihr zugedachten Bräutigam erkundigte, kam er der Sache zuerst auf die Spur. Hr. L. nämlich hatte ihm mit Bedauern und Achselzucken erklärt, daß, so sehr die leisesten Wünsche seines Monarchen ihm Befehl wären, und er sein höchstes Glück in deren Erfüllung finde, für diesmal doch die Sache unmöglich sei, da sein starrköpfiges Töchterchen das ihr zugedachte hohe Glück nicht anerkenne und den Herrn v. B. durchaus nicht wolle. „Wie, sie will nicht, will nicht! Und warum? Einen der ausgezeichnetsten, hoffnungsvollsten Offiziere der Armee, der vielleicht noch Marschall von Frankreich

wird! Ich werde sie sehen, mit ihr sprechen, ihr den Kopf zurechtsetzen und sie trauen lassen; sagen Sie ihr das." Mit diesen Worten wandte der Kaiser dem erstaunten und bestürzten Papa den Rücken und es hätte dem armen Mädchen vielleicht ebenso wie jenem Garde-Grenadier des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen ergehen können, der aus einem Mißverständnis mit einer alten sechzigjährigen Frau statt mit einem schönen, blühenden Mädchen nolens volens getraut wurde, wenn glücklicherweise nicht denselben Tag das traurige Resultat von der Geschicklichkeit des Herrn v. B. dessen Oberst gezwungen hätte, Napoleon Rapport darüber abzustatten. Dieser konnte seinen Unwillen kaum verbergen und sagte: „Wie ist es möglich, daß mir mein Schwager einen solchen Menschen empfohlen und ihm so außerordentliche Qualitäten beigelegt hat, das muß ja der einfältigste Tropf von der Welt sein. Die Sache war so leicht zu bewerkstelligen, besondere Umstände begünstigten sie, und nun sehe ich aus allem, daß nur sein ganz unverzeihlich linkisches Benehmen sie mißlingen machen konnte. Ich werde ihn sehen, ihn zum Teufel jagen." Noch denselben Tag ließ der Kaiser seine Garde Revue passieren, und als er an das Husaren-Regiment gekommen war, befahl er dessen Kommandanten, ihm jenen Offizier vorzustellen. Herr v. B. trat vor. Napoleon, dem nun eine ganz andere Gestalt zu Gesicht kam, als die, welche er in sein Gedächtnis geprägt hatte, sagte: „Wer sind Sie, was machen Sie hier, welcher Esel hat Sie zu meiner Garde geschickt? ..." „Ew. Majestät ... haben ... man hat mich ... ich ..." stotterte die ganz verblüffte Jammergestalt. „Schon gut, Kolonel, der Mensch ist mit dem Sold der Reform[1] entlassen." Der Kaiser ließ sogleich einen tüchtigen Wischer an seinen Herrn Schwager, den König Murat, abgehen, welcher die Schuld auf ein von seinem Kriegsminister veranlaßtes

[1] Verabschiedung. (EL)

Mißverständnis schob, den Vorfall sehr bedauerte und zu gleicher Zeit bemerkte, daß der verlangte Offizier auf eine Insel detachiert sei. Dies war wirklich an dem; er hatte nämlich eine Liebes-Intrige mit der jungen und reizenden neapolitanischen Herzogin von A. angeknüpft, von der er begünstigt wurde und auf die Murat selbst ein Auge geworfen hatte; da Murat in ihm einen Nebenbuhler sah, der seinen Wünschen ein Hindernis in den Weg legte, so ließ er ihm sogleich ein Kommando auf der Insel übergeben.[1] Die ganze Sache kam nachher in Vergessenheit, und mit Napoleons und Murats Sturz ging auch jenem Offizier die Aussicht auf eine sehr glänzende Karriere auf immer verloren; doch hatte er späterhin die ihm zugedacht gewesene Demoiselle L. in Paris als Madame T. kennen gelernt, wo sich beide über das fatale Mißverständnis, ohne das sie ein Paar geworden wären, recht sehr ärgerten und trösteten.

Aus: Das Dampfboot, Stuttgart 1826, S. 59 f. und S. 63.

---

[1] Die durch seine Beziehungen zur Herzogin von Atri veranlaßte Verbannung F.s nach Korfu erfolgte zu Anfang des Jahres 1812, s. Mem. 3. Bd. S. 89 ff. In den Memoiren findet sich keine Andeutung auf die hier erzählte Geschichte, deren angeblicher Held nur F. selbst gewesen sein könnte. (EL)

III

Zur Beurteilung Napoleons

„Unparteiisch und gerecht" [1]).

Unter den Lebensbeschreibungen, die bereits in mehreren Sprachen über den Helden des Jahrhunderts, über Napoleon Bonaparte, erschienen sind, ist auch nicht eine einzige, welche diesen hochwichtigen Gegenstand genügend und erschöpfend und dabei mit der gehörigen Kürze und Gediegenheit behandelt hätte. Die in Frankreich erschienenen Schriften, welche Napoleons Leben beschreiben, sind alle mit mehr oder weniger Parteilichkeit abgefaßt. Die einen, wie die Lobhudeleien eines Hugo[2], der sein Machwerk im Auftrag, im Sold und unter dem Einfluß eines noch lebenden Mitgliedes der napoleonischen Familie schrieb, arten in ekelhafte Schmeicheleien aus und machen einen Götzen, ein goldenes Kalb aus ihrem Helden, der doch manchmal auch sehr klein, besonders 1814 und 1815, dasteht, den sie unbedingt und blind anbeten und vergöttern, mit Übergehung oder Bemäntelung aller seiner Schwächen und Fehler. Die andern, seine Gegner, lassen kein gutes Haar an ihm, und selbst da, wo er augenscheinlich Gutes und Großes leistete, lassen sie ihm keine Gerechtigkeit widerfahren. Dieses sind aber bei Geschichtschreibern, welche immer die gewissenhafteste Unparteilichkeit leiten sollte, unverzeihliche Vergehungen. Thibaudeau[3] ist der einzige, der hierin

[1] Diese Worte stehen auf den Titelblättern der vier Bände von F.s Werk über Napoleon (Bibliographie Nr. 15) als Motto. (EL)

[2] Im Text irrig: Hugues. Gemeint ist J. A. Hugo, Histoire de l'empereur Napoléon, Paris 1833, auch wiederholt ins Deutsche übersetzt; der Verfasser war der ältere Bruder Viktor Hugos. (EL)

[3] A. C. comte de Thibaudeau, Histoire générale de Napoléon, de sa vie privée et publique, de sa carrière politique et militaire, de son gouvernement, 6 vols., Paris 1827—28, auch ins Deutsche übersetzt. (EL)

eine ehrenvolle Ausnahme macht, allein die französische Parteilichkeit leuchtet doch auf jeder Seite seines ziemlich voluminösen Werkes hervor. Walter Scott[1] verdient kaum einer Erwähnung; der große Romanschreiber hat sich als ein gar zu kleinlicher Geschichtschreiber bewährt. Das Werk seines Landsmannes Hazlitt[2] ist zwar weit gediegener, aber bei vielen Mängeln mit wahrhaft englischer Einseitigkeit behandelt. Unter den Deutschen ist Buchholz[3] bis jetzt der einzige, dessen Geschichte Napoleons einer Erwähnung verdient, und gerade diese ist dem fruchtbaren und fleißigen Historiker am mindesten gelungen. Ich gestehe offenherzig, ich selbst war zu jener Zeit, als ich den Adlern der großen Armee folgte, ein blinder Vergötterer Napoleons, über dessen Handlungen ich mir gar kein Urteil erlaubte, sondern die ich blind verehrte. Wie anders ist das jetzt nach einem Vierteljahrhundert geworden, wo ich, nicht mehr durch das Phantom eines eitlen Ruhmes geblendet, bei kälter gewordenem Blut und gereifter Erfahrung über alle jene Vorgänge, die eine Welt in Erstaunen setzten, ein richtigeres Urteil zu fällen imstande bin, gleich als lebte ich Jahrhunderte von jener Zeit entfernt und als wäre ich selbst nie in Berührung mit jenen außerordentlichen Vorgängen gekommen. Da ich viele Jahre in Frankreich und bei den Heeren Napoleons zubrachte, so gelang es mir, die Vorurteile abzuschütteln, welche in der Regel die Deutschen gegen die Franzosen haben, und ebensowenig bin ich noch von denen der Franzosen gegen die Deutschen befangen. Beide Nationen kenne ich genau,

---

[1] W. Scott, The life of Napoleon Buonaparte, Emperor of the French. With a preliminary view of the French Revolution, 9 vols., Paris 1827. Zahlreiche deutsche und französische Übersetzungen. (EL)

[2] W. Hazlitt, The life of Napoleon Buonaparte, 4 vols., London 1828, auch ins Deutsche übersetzt. (EL)

[3] F. Buchholz, Geschichte Napoleon Buonapartes, 3 Bde., Berlin 1827 bis 1829. (EL)

beide Länder sind gewissermaßen mein Vaterland, beide Völker meine Landsleute. Als Offizier bei der Armee mußte mir so manches klar und deutlich werden, wovon der Stubengelehrte, hinter seinem Pulte verschanzt, auch nie eine Ahnung haben kann, besonders was die Kriegsereignisse und deren Schauplatz betrifft. Nur der, der das Feld-, Kriegs- und Lagerleben mitgemacht hat, kann eine lebendige Darstellung davon und einem solchen Gemälde die richtige Farbenmischung geben. Außerdem haben mich meine eigenen Begebenheiten, Zufälle und persönlichen Bekanntschaften mit mehreren Mitgliedern der napoleonischen Familie oft in Verhältnisse und Dinge eingeweiht, welche der feinspürendste und feinnäsigste Diplomat nicht ahnen konnte. Wahr und treu suche ich in dieser Geschichte den Charakter des Mannes darzustellen, dessen Namen noch immer in jedermanns Munde ist, und habe mich bemüht, meiner Geschichte jene kurze und bündige Vollständigkeit zu geben, welche ebensosehr unterrichtet als unterhält, und sie durch Klarheit und Verständlichkeit so populär als anziehend zu machen. Dabei suchte ich sie frei von allen jenen zum Teil so lächerlichen als unsinnigen, erfundenen Anekdoten zu halten, die nur gar zu oft eine totale Unkenntnis aller militärischen und strategischen Verhältnisse an den Tag legen und nichts anders sind, als die erbärmlichen Fabrikate alltäglicher Schreibersgesellen, die einen großen Namen dazu benutzen, ganz kleinen Dingen Eingang zu verschaffen[1]. Was dem Leser hier geboten wird, ist treu

[1] Meistens in den Spalten gewisser französischer Zeitungen und Unterhaltungsblätter, welche froh sind, diese, wenn auch nur mit Unrat, füllen zu können, finden sich dergleichen Anekdötchen vor. Es ist wirklich ekelhaft anzusehen, wie ebenso freche, als dumme erfundene Geschichtchen über Napoleon, von denen weder er noch alle, die ihn kannten oder ihm näher gestanden, jemals eine Ahnung hatten, dem Publikum aufgetischt werden, und diese meistens in Frankreich fabrizierten Märchen werden dann für bare Münze ausgegeben. (Fr.)

und wahr und auf erwiesene Tatsachen gegründet; manches wird hier klar werden, was bisher rätselhaft erschien, und niemals wird er finden, daß das Motto: „Unparteiisch und gerecht" außer Auge gelassen ist.

Vorwort zu F.s Werk: Napoleon Bonapartes vollständige Lebensbeschreibung, 4 Bde., Frankfurt a. M. 1839 (Bibliographie Nr. 15).

IV

Über Fragen der Politik und der Staatskunst

Rußlands Übergewicht

Gegenwärtig, wo aufs neue der von seiten Rußlands und der Pforte abgeschlossene Vertrag[1], besonders von England, zum Gegenstand von Erörterungen gemacht wird, ist es wohl an seinem Ort, auf die Gefahr hinzuweisen, die daraus erwächst, Rußland völlig Meister des Schwarzen Meeres und der Dardanellen werden zu lassen. Die christlichen Fürsten haben lange ohne Besorgnis den Bosporus in den Händen der Türken gesehen, die nichts damit machten und niemand etwas damit machen ließen. Es war eine Art von Pfand, das man ihnen mit gemeinschaftlicher Übereinstimmung überlassen hatte. Solange die Dardanellen türkisch waren, waren sie gleichgültig und neutral. Sie gewährten niemand Stärke. Sie waren gleichsam durch ihre Besitzer amortisiert. Alles trug damals zu dieser sonderbaren Lage der Dinge bei. Hinter den Dardanellen und in dem Schwarzen Meere gab es kein Reich und keine mächtige Nation. Es waren Staaten, die der Türkei ohne Ehrgeiz und ohne Kraft, ohne Beruf und ohne Geschick unterworfen waren. Deutschland, in seinen innern Kämpfen befangen und selbst von den Türken im Schach gehalten, sah die Donau durch seine Provinzen fließen und sich ins Schwarze Meer ergießen, ohne daß es durch den Lauf dieses Stroms gelernt hätte, mit ihm nach dem Orient zu ziehen und seine Macht an die Gestade des euxinischen Pontus zu versetzen. Jetzt fängt es an, dies zu bemerken und das ganz neue politische

[1] Sultan Mahmud II. hatte Rußland zum Danke für dessen Hilfe gegen Ägypten in einem geheimen Artikel des Vertrags von Hunkjar-Skalessi vom 8. Juli 1833 zugesichert, allen Feinden Rußlands die Dardanellen zu schließen und keinem Kriegsschiff die Einfahrt in das Schwarze Meer zu gestatten. (EL)

und Handelsinteresse, das ihm der Lauf der Donau andeutet, einzusehen. Bei dem tatlosen Beharren der Dardanellen in den Händen der Türkei, bei dem Zustand des Schwarzen Meeres, das an seinen Gestaden keinen mächtigen und ehrgeizigen Staat hatte, war dieser Teil des östlichen Europas anulliert, und die Politik hatte sich nicht damit zu beschäftigen. Die Gründung des russischen Reiches hat alles geändert. Ein unermeßliches, mächtiges und ehrgeiziges Reich erschien hinten an diesem bisher der Barbarei und der Schwäche hingegebenen Schwarzen Meere. Kann nun dieses Reich mit dem Schwarzen Meere und der Küstenfahrt dieser immer armen und barbarischen Umgebungen zufrieden sein, wenn jenseits des Bosporus das Mittelländische Meer, das heißt Handel, Reichtum, Industrie, Zivilisation liegen? Das Schwarze Meer ist für Rußland nur ein Sack ohne Öffnung, wenn die Türkei nach Belieben die Dardanellen öffnen oder verschließen kann. Rußland atmet nach Süden durch die Dardanellen; solange es diese nicht hat, ist ihm gewissermaßen der Strick um den Hals gezogen und die Hände seines ältesten Feindes haben die Macht, ihn zu erdrosseln. Um nun aber die Gefahren zu begreifen, welche von dem Augenblick an Europa bedrohen, wo die Dardanellen in der Hand eines tätigen und eroberungssüchtigen Volkes sind, darf man nur die Augen auf eine Karte werfen. Konstantinopel bedroht Deutschland, Italien, Frankreich, während es selbst durch die Dardanellen unangreifbar ist. Konstantinopel ist nur von der Seite des Schwarzen Meeres her verwundbar. Man kann unmöglich den Besitz von Konstantinopel lange behaupten, wenn man das Schwarze Meer nicht hat. Die Schwäche dieses Meeres machte lange die Macht der Türken aus, und der Zerfall ihrer Herrschaft datiert von dem ersten am Schwarzen Meere angelegten russischen Hafen. Von diesem Augenblick an wankte der Thron des Sultans. Ist Rußland Herr des Schwarzen

Meeres und Konstantinopels, so ist es unangreifbar; es drückt alsdann mit dem ganzen Gewicht seiner Masse auf Europa. Überall gegenwärtig, dringt es durch die Dardanellen in das Mittelländische Meer vor, während es durch das Baltische in die Nordsee dringt. Man bedenke doch, welche Stärke ein Reich hat, das überall angreifen kann, ohne irgend angreifbar zu sein, das durch Persien an den Indus und den Handel Englands, durch die Dardanellen an Ägypten, an das französische Afrika, Griechenland, Italien, das südliche Frankreich, durch das Baltische Meer an England, das westliche Frankreich, das ganze nördliche Deutschland, sowie durch die Donaumündung an das südliche Deutschland und durch Polen an Mitteldeutschland stößt (wobei wir Preußen auslassen, das innig mit Rußland verbunden ist). Und von welcher Seite wollte man den Koloß angreifen? Durch die Dardanellen? Durch den Norden? Dort ist ein Defilee zu passieren und hinter diesem eine Hauptstadt zu überwinden; hier ist das Klima zu überstehen, und man weiß, mit welchen Katastrophen dabei zu rechnen ist. Die noch jetzt offnen Dardanellen sind die einzige Angriffsseite, die Rußland darbietet. Liefert die Türkei die Dardanellen an Rußland ab, so ist alles vorbei. Die Rüstung des Riesen besteht dann aus einem Stück; es gibt keine schwache Seite mehr, wodurch das Schwert eindringen könnte. Glücklicher als Achill, ist es ihm gelungen, sich ganz unverwundbar zu machen. Wenn Rußland nach Belieben die Dardanellen öffnen oder verschließen kann, so liegt wenig daran, ob es den Sultan als Pförtner in Konstantinopel läßt. Sein Reich beginnt am Bosporus. Rußland aber am Bosporus ist allmächtig in Europa. Liegt es wohl im Interesse von Europa und in seiner Weisheit, Rußland allmächtig werden zu lassen? Wie wird es sich mit der Unabhängigkeit der christlichen Staaten verhalten, sowie einmal dieses Übergewicht entschieden ist? Was

soll eine Freiheit heißen, die von dem Belieben oder der Mäßigung eines fremden Monarchen abhängt? Rußland spricht in seinen Proklamationen und seinen Manifesten beständig von seiner Großmut und seiner Mäßigung. Dieser Protektorton muß Europa zum Nachdenken bringen, wenn zugleich politische Maßregeln dahin zielen, den Worten Nachdruck zu geben. Man darf auf Mäßigung nur rechnen, wenn die Macht beschränkt ist; denn, sowie ein Staat die volle Gewalt hat, geht er auch leicht zum vollen Willen über. Vorzüglich werden nun aber Frankreich und England von dem Übergewichte Rußlands bedroht. England weiß, welch lüsternes Auge Rußland auf seinen Handel wirft; denn durch diesen unermeßlichen Handel unterhält es seine Marine, und diese Marine ist es, welche den Neid und bis jetzt die Verzweiflung Rußlands ausmacht. Frankreich weiß, welche Mißgunst der Norden gegen seine liberalen Institutionen hegt, da er wohl einsieht, daß diese Institutionen seine furchtbarsten Feinde sind und daß überall, wo die Freiheit einheimisch geworden, die russische Herrschaft unmöglich wird. Man denke an Polen und welche Gärung es in dem Schoße seiner Streiter unterhält; alles dies, weil es den liberalen Geist des Westens berührt hat und weil es nicht frühe genug niedergeworfen ward, um nicht von jenem Hauche, der die unabhängigen Völker belebt und die eroberten Völker unter dem Joche sich sträuben läßt, durchdrungen zu werden. Rußland kann zum europäischen Protektorat erst dann gelangen, wenn es jene beiden Hindernisse, den englischen Handel und die französische Freiheit, vernichtet hat. An dem Tage, wo es im Besitze der Dardanellen sein wird, hat es zum Behufe dieses Siegs den unermeßlichen Vorteil, sich immer die gehörige Zeit und die besten Orte zu seinem Kampfe wählen zu können.

Aus: Alles für Alle, 4. Jahrg. 2. Bd., Frankfurt a. M. 1835, S. 97—101.

Prophetischer Ausblick auf das Jahr 1946

Eine unermeßliche Landkarte, bei Franz Varrentrapp[1] in Frankfurt am Main 1946 erschienen, hatte mindestens einen Flächeninhalt von zehn Quadratmeter und umfaßte ganz Deutschland nebst einem kleinen Teil der angrenzenden Länder. Alle Berge, Täler, Wälder, Flüsse, Seen, Städte und Ortschaften waren in proportionierten Erhöhungen und Vertiefungen dargestellt und hatten ihre natürlichen Formen und Gestalten im verjüngten Maßstab, so daß man in den Städten sogar die Straßen und Plätze, Gebäude und Promenaden deutlich erkennen konnte, und die Flüsse und Wasser waren mit einer quecksilberartigen, sich zu bewegen scheinenden Farbe bemalt. In Deutschland waren nur noch fünf Staaten zu entdecken, nämlich Preußen, Österreich, Bayern, Württemberg und Hessen, alle übrigen waren mit diesen Ländern verschmolzen. Preußen besaß ganz Norddeutschland, die Hansestädte, Oldenburg, Mecklenburg, Hannover, Holstein, alle sächsischen Lande waren demselben einverleibt, ebenso Hessen-Kassel. Österreich hatte sich noch durch einen Teil der Türkei und der Schweiz vergrößert, dagegen war ganz Italien unter einem Fürsten von deutscher Abkunft zu einem römischen Kaisertum geworden, dessen Haupt- und Residenzstadt Rom war. Bayern war so ziemlich dasselbe geblieben, es hatte nur noch die Reußischen, Schwarzburgischen und Hildburghäuser Länder akquiriert. Württemberg hingegen hatte sich nicht nur durch das ganze Großherzogtum Baden vergrößert, sondern ihm gehörte auch das ganze Elsaß samt Straßburg. Hessen-Darmstadt war

[1] Die von F.s Urgroßvater Franz Varrentrapp im Jahre 1731 gegründete Buchhandlung blieb in der Familie Varrentrapp bis zum Jahre 1834, vgl. W. E. von Arnswaldt, Aus der Geschichte der Familie Varrentrapp, Frankfurt a. M. 1908, S. 48 ff. (EL)

ebenfalls ein Königreich geworden, das sich durch das Herzogtum Nassau, Frankfurt, Rheinbayern und fast ganz Lothringen, Metz und Nancy inbegriffen, vergrößert hatte. Außerdem war Preußen eine gewaltige Seemacht geworden, und Danzig, Kolberg, Stettin, Stralsund, Rostock, Hamburg und Bremen waren mit die ersten Handelsstädte der Welt wie zur Zeit der Hansa, wo die deutschen Flotten selbst England und Frankreich zittern machten und deren Herrschern Gesetze vorschrieben. Preußens Flagge war allenthalben geehrt und gefürchtet, und das Land im höchsten Flor.

Gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts war nämlich eine Revolution in dem ewig unruhigen Frankreich ausgebrochen und die nun ans Ruder kommenden Regenten sahen sich gezwungen, um dem allgemeinen Wunsch der Mehrzahl des Volks nach dem linken Rheinufer zu entsprechen, dem deutschen Bund den Krieg zu erklären. Sie überfielen daher, mit Belgien verbunden, die Rheinlande und bemächtigten sich eines Teils derselben mit Aachen. Der nun ausgebrochene blutige Krieg währte mehrere Jahre. Auch Italien hatten die Franzosen zum Aufstand vermocht. Sie wurden aber hauptsächlich durch die Tapferkeit des besonders von Hessen und Württemberg gut unterstützten preußischen Heeres besiegt und endlich gänzlich geschlagen, wozu sich noch Uneinigkeit und Rivalität zwischen den im Innern von Frankreich herrschenden Parteien gesellte. Frankreich war gezwungen, um Frieden zu bitten, und mußte ihn durch die Abtretung von Elsaß und Lothringen und Zahlung der Kriegskosten erkaufen. Es wurde nun in Leipzig ein Kongreß gehalten, in welchem ein preußischer Prinz, ein würdiger Nachkomme des großen Friedrich, der sich als ein zweiter Blücher in dem eben beendigten Krieg gezeigt hatte, auf die Mediatisierung aller Staaten derjenigen Regierungen antrug, die eben nicht die glänzendsten Beweise von Patriotismus für das deutsche Vaterland

abgelegt hatten. Dem Unwesen der sogenannten freien Städte hatte man schon früher ein Ende gemacht[1]. Nach vielen Debatten und Federkriegen setzte Preußen, dank seiner imposanten Stellung, die neue Einteilung Deutschlands zu dessen großem Heil und Glück durch, und die jetzt noch bestehenden deutschen Mächte bildeten einen der ganzen Welt furchtbaren und imponierenden Bund. England, das freilich scheel dazu sah, konnte sich jedoch nicht mehr mausig machen. Amerika, das bereits die Unabhängigkeit Irlands, welches sich vom großbritannischen Reich für getrennt erklärt, anerkannt hatte, saß ihm auf dem Nacken, und seine ungeheuren indischen Besitzungen machten schon lange Miene, ihm den Gehorsam aufkündigen zu wollen. Österreich willigte ein, ganz Italien unter dem Zepter eines deutschen Prinzen zu vereinigen, und der Papst wurde zugleich für immer aller weltlichen Regierungssorgen enthoben.

Aus: Dämonische Reisen in alle Welt, Tübingen 1847, S. 231–233.

Das Weltbürgeturm

Der oberflächliche Beurteiler der gegenwärtigen Zeitereignisse glaubt, nur das Getriebe der Parteien sei es, das die Welt bewege. Aber bei einer tiefern Erforschung scheint sich dieser Grund als ungenügend darzustellen. Läßt sich auch nicht leugnen, daß fast alle menschenfreundlichen Bestrebungen zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände in jenem Kampf zusammentreffen, wo es dann gewöhnlich der Beschränkung auf geistigem und materiellem Wege gilt, so gibt doch schon die Allgemeinheit dieser Bestrebungen, sodann aber auch noch eine Menge anderer Gründe

[1] F. verallgemeinert hier seine so oft kundgegebene scharfe Kritik der Frankfurter Zustände. (EL)

zu erkennen, daß aus dem Wirrwarr noch eine andere Erscheinung hervorgehen wird. Freilich hat die Geschichte keine tatsächliche ähnliche Erscheinung aufzuweisen; denn die großen Reiche waren allein aus der physischen Kraft der Eroberung hervorgegangen, während hier nur von einem der Resultate geistiger Bildung die Rede sein könnte. Aber ein tieferer Blick in die gegenwärtigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens und die engeren Beziehungen zwischen den Völkern läßt den forschenden Menschengeist das Ergebnis ihrer Entwicklung ahnen: es ist die große, mit unabsehbaren Segnungen verknüpfte Idee eines freien, unbegrenzten Weltbürgertums. Sie ist nicht neu und in ihr dachten, schrieben und handelten von jeher die Gebildetsten aller Zeiten und Nationen, wenn auch erst in der neueren Zeit darüber systematische Entwickelungen erschienen sind, die wir nicht haben erhalten können. Aber die Buchdruckerkunst hat die Wissenschaft von ihren Fesseln befreit und sie zu einem Gemeingut aller Menschen gemacht; das Wissen, Denken und Forschen ist nicht mehr auf einzelne Stände beschränkt. Darum ist es erst der Gegenwart und Zukunft, deren eigentümliche Geistesrichtung es eben ist und künftig noch mehr sein wird, die gegenseitigen Verhältnisse der Nationen zu erforschen und gegeneinander auszugleichen, vorbehalten, die Folgerungen und Ergebnisse jener Idee ins Leben einzuführen; oder vielmehr die Notwendigkeit dieser Einführung ist längst anerkannt, ohne daß man sich der Grundidee, worauf jene Notwendigkeit beruht, klar bewußt war. So ist der Begriff der Handelsfreiheit (der unbegrenzten, des Welthandels) gewiß aus jener freien Lebensansicht hervorgegangen; ebenso gründet sich darauf die Idee der Möglichkeit eines ewigen Friedens. Dahin gehört die Auswanderung in entfernte Weltteile, im Gegensatz gegen die historische glebae adscriptio; das Verlangen nach einer allgemeinen Weltsprache und einem

allgemeinen obersten Gerichtshofe der Völker zur Beurteilung und Entscheidung in den streitigen Weltangelegenheiten; der Kampf gegen das in der Staatswirtschaft vorherrschende verderbliche Merkantilsystem. Vorbereitet haben aber diese auf das Allgemeine gerichteten Ideen die Schiffahrt, die Posten, die Chausseen, die Telegraphen, die Eilwagen, die Eisenbahnen, die Dampfwagen, die Dampfschiffahrt und die durch alles dieses vermehrte Schnelligkeit der allgemeinen Ideenverbreitung und der leichten Bewegung von einem Orte zum andern, sowie die daraus hervorgegangene Annäherung und engere Verbindung der Nationen, Napoleons Weltherrschaft, sowie die früheren Weltherrschaften, die großen Völkerverbindungen, vor allem aber die mächtig vorgeschrittene Ausbildung des Menschengeistes und sein auf alle letzten Gründe, Zwecke und Mittel scharfsinnig gerichteter Trieb nach irdischer Glückseligkeit.

Schon der große Weise, der auf Golgatha blutete, gebot seinen Glaubensgenossen, alle Menschen wie Brüder zu lieben, und in der Tat ist auch die gesamte Menschheit nur eine große Brüdergemeinde; die scharfen Grenzlinien aber, welche das Interesse des Herrschers zwischen den Nationen gezogen hat, die Nationalfeindschaft, die Kriege, die Handelssperren, haben das Zerrbild eines feindlichen Egoismus hervorgerufen, der weder mit der Moral, noch mit der materiellen Wohlfahrt der Völker verträglich ist, dessen tief eingewurzelte Einwirkung aber auf die Gemüter und das Getriebe des gesellschaftlichen Lebens nicht geleugnet werden kann. Du sollst alle Menschen wie Brüder lieben, das ist ein Ideal der Tugend, dem das Leben nachgebildet werden soll; und was du willst, das dir die Leute tun sollen, das tue ihnen auch, das ist der Grundsatz der Wechselseitigkeit, auf welchem zuletzt aller Verkehr, folglich auch großenteils alle Wohlfahrt beruht. Denn wenn ich meinen Nachbar zugrunde richte,

so hört aller Austausch zwischen uns auf; wenn es unserer Habsucht gelänge, zu unseren Gunsten eine benachbarte Nation arm zu machen, so würden wir die Marktplätze einbüßen, wohin wir unsere Waren zum Absatze verführen, da eine arme Nation uns nichts abnehmen kann. So arbeitet nach ewigen, unveränderlichen Gesetzen das Laster der Habsucht immer, wenn es auch erst später sich zeigen sollte, zu seinem eigenen Verderben, und so ist, vom Standpunkte völkerrechtlicher Beziehungen ausgegangen, jener verderbliche Egoismus, der sich gern durch den Schaden seiner Nachbarn bereichert, selbst wider alle staatswirtschaftlichen Grundsätze.

Denn zum Wohl der Menschheit ist nunmehr auch der Zeitpunkt eingetreten, da die Staatsklugheit nicht mehr als ein bloßes Gewerbe eigennütziger Handlungen, als ein System diplomatischer Verhetzungskünste betrachtet wird, sondern man die Notwendigkeit einer moralischen Unterlage und ihrer Behandlung zur Beförderung wahren Völkerglückes eingesteht.

Die persönlichen Beziehungen und Wechselverhältnisse im großen sind dieselben, wie die im kleinen. Ein Staat gegen den andern, eine Nation gegen die andere, ein Weltteil gegen den andern, stehen in demselben Verhältnisse der Gegenseitigkeit zueinander, wie ein einzelner Mensch zum andern, wie eine Familie zur andern. Dem Gebildeten werden die allerfeinsten Beziehungen bemerkbar werden, in welchen er zu jedem einzelnen Menschen, sowie zur gesamten Menschheit gestellt ist; er wird sich klar bewußt sein, daß der Endzweck seines Daseins, sein mächtiger Trieb nach Vervollkommnung und Glückseligkeit, nur in der Gesellschaft erreicht und erfüllt werden kann, daß eine Erweiterung dieser Gesellschaft zugleich auch eine Erweiterung und Vermehrung der Summe seiner Kenntnisse und Genüsse ist, und daß nur an die

größtmöglichste Erweiterung der Gesellschaft der Maßstab erreichbarer Vollendung gelegt werden kann.

Der rohe Deutsche der Vorzeit, dem sein umzäunter, einzeln liegender Wohnsitz ein eigner Staat geschienen haben mag, mußte natürlich schon in dem Gau, zu dem er gehörte, einen bedeutenden gesellschaftlichen Verband erblicken, während er schon nach der Einführung des Erstgeburtsrechts von einem solchen einen ganz anderen Begriff bekam. Man hat ausgerechnet, daß vor der Reformation 1500 selbständige Herrschaften in Deutschland vorhanden gewesen seien. Natürlich mußte mit der nachmaligen Erweiterung eines Staatsgebiets auch der Blick des Staatsgenossen eine erweiterte Richtung bekommen. Der klägliche Zustand des finsteren Mittelalters, wo Edelleute kleine Kriege führen konnten, hat sich dahin verbessert, daß heutigentags beim Ausbruche eines Krieges die eine Hälfte von Europa gegen die andere in Waffen steht und daß im Gegensatz gegen jene, mit Unrecht so gepriesene Zeit fernerhin höchstens nur noch Kriege für wahre Nationalangelegenheiten möglich sind.

Es ließe sich eine merkwürdige Abhandlung darüber schreiben, in wie wenigen Fällen der verletzte oder beleidigte Staat durch den Krieg sein Recht erhalten hat und was die Kriege von Anbeginn der Geschichte an bis hierher für das Wohl des menschlichen Geschlechts genutzt haben; der durch die Völkerreibung angeblich hervorgerufene erhöhte Bildungsstand ist gewiß nur ein sehr teurer Umweg und Ersatz für die gewöhnlichen Bildungsmittel.

Der Gewalt gehorcht man nur so lange, als die Gewalt selbst, eine so vielen Zufällen unterworfene Kraft, dauert, aber die Achtung vor dem Rechte ist tief in die Menschenbrust eingegraben. Oder glaubt man vielleicht, ohne Kriege werden die Menschen in Geisteserschlaffung versinken? Solange der Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse die Kräfte seines Körpers gebrauchen

muß, kann davon nicht die Rede sein, noch weniger aber, wenn man erwägt, daß die tierische Natur des Menschen die untergeordnete Seite seines Wesens sein soll.

Der Krieg ist ein Überrest der Barbarei und der Feudalverfassung, sowie überhaupt eine Folge des Vorherrschens der sinnlichen Natur des Menschen über die vernünftige. Die Art und Weise, eine Streitigkeit zwischen vernünftigen Wesen zu schlichten, beschränkt sich allein auf den Vertrag, auf die Entscheidung durch den Schiedsrichter. So im kleinen, so im großen. Völker können ihre Streitigkeiten vernünftigerweise nicht anders zur Erledigung bringen, als mittelst Übereinkunft durch ihre gesetzmäßig gewählten Vertreter, und wenn dieses ohne den erwünschten Erfolg bleibt, durch die Entscheidung eines Völkergerichtshofes; der einzelne Staat, der sich dieser Entscheidung nicht fügen wollte, würde alle übrigen, zu diesem Zwecke mit ihm vereinten Staaten als eine den Urteilsspruch vollstreckende Gewalt gegen sich haben. Finden die sittlich mündigen Vertreter mehrerer aneinander grenzender Staaten eine Vereinigung zu einem größeren Ganzen ihren wechselseitigen Verhältnissen angemessen, so ist ein freiwilliger Vertrag der allein gültige Rechtstitel, der die gemeinsame Angelegenheit in Ausführung bringen kann. Eben deshalb aber bedarf es dann der Eroberung nicht; für diese bleibt also bloß der Fall übrig, wo mit Gewalt eine Gebietserweiterung bewirkt werden soll, den aber die Errichtung eines Völkergerichtshofes unmöglich zu machen bestimmt ist. Gewiß nur in sehr seltenen Fällen würde sich die Anwendung jenes äußersten Mittels, des Krieges, notwendig machen. Dabei bedürfte es keiner stehenden Heere; die Millionen, die der Staatsschatz dafür verwendet, würden zu gemeinnützigen Zwecken angewendet werden können oder als ein wucherndes Kapital in den Händen des betriebsamen Bürgers oder Landmanns bleiben.

Wir kommen noch zu einem wichtigen Gegenstand, der mit obiger Darstellung in unmittelbarer Verbindung steht, und dieses ist die allgemeine Handelsfreiheit durch die ganze Welt, der Welthandel, eine Forderung, die jetzt mit gebieterischer Notwendigkeit gemacht, aber nur zum geringfügigsten Teile erfüllt ist. Es kann hier begreiflich gar nicht mehr die Rede sein von einer Handelsfreiheit zwischen den verschiedenen deutschen Stämmen, denn wenn auch diese bis jetzt nicht einmal vollständig gewährt ist, so können wir nur unsere Zerrissenheit beklagen. Das Geld nicht aus dem Lande zu lassen, ist heutigentags ein Satz, auf welchem, nach der Meinung der Staatsheilkünstler, das Wohl des Staates beruhet; aber diese Behauptung ist, abgesehen schon davon, daß auch eine Menge Geld ins Land eingeht, da doch jeder Staat eine Art von Aktivhandel treibt, nur eingeschränkt richtig, nämlich nur insofern, als Geld aus dem Lande geschafft wird, ohne daß dafür wahre Güter eingebracht werden, wie dies z. B. die Summen sind, die der siegreiche Feind einem eroberten Lande abpreßt, und in geringem Grade diejenigen, die das Ausland für rein luxuriöse, von dem wirklichen Bedürfnisse ganz entfernte Gegenstände und Waren erhält. Jene Behauptung ist aber durchaus unrichtig, wenn von dem Gelde die Rede ist, das für eingehende Waren, die zur Befriedigung wahrer Bedürfnisse dienen, aus dem Lande geht, und dem einheimischen Staat bleibt in diesem Falle nichts übrig, als durch Erhöhung der Gewerbtätigkeit in den fremden Erzeugnissen oder in eignen Waren das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Wenn Geld allein Reichtum wäre, wovon das Merkantilsystem ausgeht, so würden Länder mit Bergwerken schon an sich reicher sein müssen als Länder ohne diese, und doch wurden England und die Niederlande ohne sie reich, während Spanien und Portugal bei den reichsten Schätzen,

die sie aus ihren auswärtigen Besitzungen zogen, verarmt sind.

Das Merkantilsystem ist die Erscheinung der vollendeten Selbstsucht im großen, der politische Jesuitismus unsrer Zeit, und jedem liegt die heilige Verbindlichkeit ob, mit allen Waffen gegen diese verderbliche Lehre zu kämpfen. Denn vor der Abschaffung dieses Systems ist an eine freie Entwicklung des Verkehrs, an einen Welthandel und an wahre materielle Wohlfahrt nicht zu denken.

Alle diese einzelnen Forderungen unsrer Zeit hängen mit der Grundidee des Weltbürgertums zusammen, von welchem abgesehen sie nur als einzelne, eines gemeinschaftlichen Kennzeichens und einer vollständigen Begründung entbehrende Erscheinungen betrachtet werden können. Bewußt und unbewußt steuern die Menschen nach diesem großen Ziele; es ist der erhabene Gegenstand des gereiften Menschengeistes, der dem Geiste ebenso wie dem Charakter eine höhere, eine edlere Richtung verleiht; es ist die Lehre, welche der Selbstsucht und dem Eigennutze, der Quelle so vieler Übel, steuert; es ist eine wesentliche Bedingung der Erfüllung des Verlangens nach einer erhöhten irdischen Glückseligkeit.

Aus: Alles für Alle, 4. Jahrgang 1. Bd., Frankfurt a. M. 1834, S. 108—115.

Charakteristik des Deutschen

Sein Charakter im Umgang, sagt ein englischer Reisender, ist Bescheidenheit. Er lernt mehr als jedes andere Volk fremde Sprachen, ist (wie Robertson sich ausdrückt) Großhändler in der Gelehrsamkeit und kommt im Felde der Wissenschaften zuerst auf manche Spuren, die nachher von anderen mit Geräusch benutzt werden. Er hat keinen Nationalstolz und hängt als Kosmo-

polit auch nicht an seiner Heimat. In dieser aber ist er gastfreier gegen Fremde, als irgendeine andere Nation (wie Boswell gesteht). Er diszipliniert seine Kinder zur Sittsamkeit mit Strenge, wie er denn auch seinem Hange zur Ordnung und Regel gemäß sich eher despotisieren lassen als auf Neuerungen (zumal eigenmächtige Reformen in der Regierung) eingehen wird. Das ist seine gute Seite. Seine unvorteilhafte Seite ist sein Hang zum Nachahmen und die geringe Meinung von sich, original sein zu können (was gerade das Gegenteil des trotzigen Engländers ist); vornehmlich aber eine gewisse Methodensucht, sich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Prinzip der Annäherung zur Gleichheit, sondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich klassifizieren zu lassen und in diesem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel (von Edlen und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl-, auch Hochgebornen)[1] unerschöpflich und so aus bloßer Pedanterie knechtisch zu sein. Alles dieses mag freilich

[1] F. hat diesen Prädikaten einen eigenen Artikel „Hochgeboren, Hochwohlgeboren, Wohlgeboren, Edelgeboren, Hochedelgeboren usw." in Nr. 21 des Phönix von 1825 mit Zusatz-Artikel in Nr. 34 gewidmet und beide im Dampfboot, Stuttgart 1826, S. 43 f. wieder abgedruckt. Wir veröffentlichen beide Artikel an anderer Stelle. Auch sonst hat er sich über den Gebrauch dieser Prädikate und die übertriebene Titelsucht der Deutschen abfällig geäußert, so in: Denk an mich, Stuttgart 1827, S. 15 f., wo er sagt: „Es wird eine Zeit kommen, wo man uns für Tollhäusler ansehen wird, daß wir uns untereinander mit Hoch-, Wohl-, Edel- usw. geboren angeredet, daß wir ellenlange, oft ganz sinnlose Titel vor unsere Namen gesetzt, daß wir diese Titel sogar, in allem Ernste, vor die Namen unserer Weiber gesetzt haben, und daß man deren Weglassung als einen Mangel von Achtung, ja wohl als eine offenbare Geringschätzung und Beleidigung angesehen hat, weil selbst unsere gutmütigen Weiber sich haben weismachen lassen, es liege eine Ehre in dieser Absurdität." Auch Börne spottet wiederholt über die Prädikat- und Titelsucht und teilt die Deutschen in zwei Klassen: in Hofräte und in solche, die es sein möchten, ein; vgl. Gesammelte Schriften, 8. Teil, Hamburg 1832, S. 38—46, und Werke, hrsg. von L. Geiger, 3. Bd., S. 126 ff., 140 und 144 ff. (EL)

wohl der Form der Reichsverfassung Deutschlands zugerechnet werden, indessen läßt sich dabei die Bemerkung nicht bergen, daß doch das Entstehen dieser pedantischen Form selber aus dem Geiste der Nation und aus dem natürlichen Hange der Deutschen hervorgehe, zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, an der jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, so daß der, welcher kein Gewerbe, dabei aber auch keinen Titel hat, nichts ist. Dies bringt dann freilich dem Staate, der einen solchen erteilt, etwas ein, erregt aber auch bei Untertanen den Anspruch, anderer Wichtigkeit zu begrenzen, welcher anderen Völkern lächerlich vorkommen muß und in der Tat als Peinlichkeit und Bedürfnis der methodischen Einteilung, um ein Ganzes unter einen Begriff zu fassen, die Beschränkung des angebornen Talents verrät.

Aus: Alles für Alle, 3. Jahrgang 2. Bd., Frankfurt a. M. 1834, S. 6 f.

Von der Aristokratie

(Aus dem neuen Machiavel)[1]

Von allen möglichen Aristokratien ist nur eine verzeihlich und zulässig, nämlich die des Verdienstes, welches Kenntnisse, Wissenschaften, Tugend, Rechtschaffenheit, Erfahrung, Talent

[1] Nicht identisch mit der Schrift: Der neue Machiavel. Ein Buch für Fürsten aus den Papieren eines gefallenen Ministers. Manuskript aus Wien. Leipzig 1849. F. scheint die Herausgabe einer Schrift geplant zu haben, von welcher der vorliegende und einige andere Aufsätze wohl einzelne Kapitel bilden sollten und die den Titel führen sollte: Der neue Machiavel oder die Kunst, wie man in unsern Tagen regieren muß, um die Völker glücklich, die Regierungen geachtet und die Regenten beliebt zu machen. Ein Handbuch für jedermann. Vgl. Alles für Alle, 1. Jahrgang 1. Bd., Frankfurt a. M. 1832, S. 594. Es ist jedoch nicht zum Erscheinen einer solchen Schrift gekommen. (CL)

und Genie geben; alle andern sind ebensoviel Auswüchse, Schwächen und Verirrungen des menschlichen Geistes. Eine Aristokratie der Geburt ist eine wahre Mißgeburt, eine Aristokratie des Reichtums und der materiellen Güter nicht minder verächtlich und lächerlich; selbst eine Aristokratie des Alters kann nur dann geduldet werden, wenn Verdienst und Fähigkeit mit in Anschlag gebracht werden. Was man aber im gewöhnlichen Leben unter Aristokratie versteht, d. h. eine Adelsherrschaft in Monarchien oder Republiken (welch letztere sogleich aufhören es zu sein, wenn sich eine solche erhebt), eine Herrschaft der Höflinge und sogenannten vornehmen Familien, ist der Verderb aller Staaten, in denen man sie duldet, und führt früher oder später deren Untergang notwendig herbei. Glücklicherweise ist sie aber, namentlich die des Erbadels, fast in allen Staaten Europas ihrem Ende nahe, liegt in den letzten Zügen und muß notwendig vor Altersschwäche sterben und der der Vernunft und des Verdienstes weichen und dieser den ihr gebührenden Platz einräumen. Die gefährlichste aber von allen Aristokratien ist die der Geistlichkeit oder vielmehr des Pfaffentums, welche aber fast nur in katholischen Ländern zu einer für Regierung und Regierte, für Fürst und Volk gleich gefährlichen Macht gelangen kann. Sie ist darum die gefährlichste, weil sie das höchste Gut des Menschen, die Religion, zum Deckmantel ihrer Habsucht, ihrer schändlichen Absichten und Verbrechen mißbraucht und herabwürdigt. Dieser Aristokratie verdanken Spanien, Portugal und viele Staaten Italiens ihr namenloses Elend, sowie ihre Unwissenheit und Armut.

Cicero sagt in seiner Schrift vom Staat, von der Aristokratie sprechend[1]: daß es sehr wünschenswert sein müsse, daß die aus-

[1] De re publica, lib. I cap. 34 in: M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Recognovit C.F.W.Mueller. Part. IV vol. II, Lipsiae 1905, S. 294. (EL)

gezeichnetsten Bürger, die weisesten und edelsten Männer die Staaten regieren. Da hat Cicero allerdings recht, aber wo ist der aristokratisch beherrschte Staat, in dem dies immer der Fall war? Auf unserem Planeten würde man ihn vergebens suchen, und wehe dem aristokratischen Staat, wo dies nicht ist.

Casanova sagt, von der venetianischen Republik sprechend[1]: „Jede aristokratische Verfassung darf nur dann auf Ruhe rechnen, wenn sie Gleichgewicht unter den Aristokraten zum Grundgesetz und zur Grundlage ihres Verfahrens macht. Die moralische und physische Gleichheit kündet sich nun zuerst in der äußern Darstellung an. Daher muß ein Bürger, der nicht verfolgt sein will, sich einrichten und betragen wie die andern, oder wenigstens es zu seinem höchsten Studium machen, daß er den Schein davon erlange. Besitzt er Talente, muß er sie verbergen; ist er ehrgeizig, muß er alle Ehrenstellen zu verachten scheinen; will er etwas erlangen, darf er es nie begehren; ist er schön, muß er sich vernachlässigen, wohl gar schlecht halten, und sein Anzug darf nichts Gesuchtes haben. Alles Außerordentliche muß er ins Lächerliche ziehen, seine Verbeugung schlecht machen, zu große Höflichkeit vermeiden, den schönen Künsten entsagen, seinen feineren Geschmack verheimlichen, wenn er ihm verliehen ist, keinen fremden Koch halten, seine Haare vernachlässigen und ein wenig unsauber sein." Casanova hat damals nicht zu viel gesagt.

In England kann freilich ein jeder Bürger ohne Unterschied zu den höchsten Ehrenstellen im Staat gelangen, und dem Talent und Verdienst stehen alle Wege offen, wie wir dies schon oft und in den neuesten Zeiten bei dem berühmten und würdigen Canning gesehen haben; indessen ist die sich daselbst befindende Adels- und erbliche Aristokratie doch dem Staat sehr gefährlich,

---

[1] Mémoires de J. Casanova de Seingalt écrits par lui-même. Ed. orig., tome 2, Leipsic, Paris 1826, S. 85 f. (EL)

und zwar wie alle Aristokratien von diesem Kaliber in den Monarchien dem Thron weit gefährlicher als dem Volk. Seitdem das Haus Braunschweig auf den englischen Thron gelangt ist, betrachten die großen englischen Familien die Leitung der Staatsangelegenheiten als ein ihnen zukommendes Recht. Unter Georg I. herrschten die Devonshire und die Somerset fast ausschließlich, unter Georg II. spielten die Newcastle dieselbe Rolle; als im Jahr 1760, bei der Thronbesteigung Georgs III., Bute, der Liebling dieses Königs, den Thron von dieser Sklaverei befreien wollte, mußte er nach einem kurzen Kampfe unterliegen. Die Grenville, Pitt, Liverpool traten alle in die Fußtapfen dieser Aristokratie: bloß Canning befolgte Butes System und wollte dieser Macht im Staate Grenzen setzen, aber sein unerwartet schneller Tod verhinderte ihn an der Ausführung dieses so heilsamen als löblichen Vorsatzes. Unter dem gewaltigen Helden und Politiker Wellington hatte sie sich ihres Raubes wieder vollkommen bemächtigt und wird ihn nicht eher fahren lassen, als bis sie ein neues und großes Unglück dazu zwingen wird, was in der Tat nicht mehr sehr entfernt sein dürfte; sie wird aber vorher noch Fürst und Land ihrem schändlichen Egoismus zu opfern suchen, denn sie kennt keinen andern Götzen, als ihr kleinliches und habsüchtiges Interesse. Sie hatte das famose Wellingtonsche Ministerium zusammengesetzt und der Regierung die Herzen des Volkes und den größten Teil der zweiten Kammer gänzlich entfremdet. Diese heillose Aristokratie sucht das Volk rückwärts gehen zu machen und sieht in ihrer Verblendung nicht ein, daß sie zuerst unter den Trümmern des zusammenstürzenden britischen Kolosses begraben werden wird. Sie hat die Parteien und Faktionen wieder in das Leben gerufen, die unheilbringenden Zwiste zwischen Plebejern und Patriziern, die vor Zeiten schon Rom und Athen an den Rand des Verderbens gebracht hatten, und bedenkt nicht, daß in

unsern Tagen alle Bessern im edlen Sinne des Worts Patrizier sind, und man gerade eine solche Aristokratie unter den verworfenen Pöbel rechnet.

Es ist niemand unbekannt, daß in allen Monarchien, in denen eine solche Feudalaristokratie bestand, das Ansehen der Könige und Regierungen ein leeres Nichts war; durch sie wurden hundertmal mehr Fürsten vom Thron gestoßen, mehr Revolutionen und Rebellionen verursacht, mehr Meuterei und Unheil veranstaltet, als durch alle Aufstände der Völker, die ebenfalls größtenteils von ihr verursacht wurden. Eine solche Aristokratie will und muß um jeden Preis die souveräne Macht besitzen, sie will und muß alle Gesetze geben und vollziehen, und Volk und Thron dürfen nichts anders, als die von ihren Händen geleiteten Marionetten sein. Diese Aristokratie ist der verderblichste und zerstörendste Krebs eines Staates; sie macht nicht nur sich höchst verhaßt, sondern dieser Haß geht natürlich auf die Regierung und ihr Oberhaupt selbst über, die ihre Opfer werden, sobald sie sich von dieser Sklaverei befreien wollen, während sie das Wohlwollen und das Zutrauen der Nation durch jene finstere Macht schon verloren haben. Glücklicherweise fühlen heutzutage in den meisten Staaten die Menschen ihre Würde zu sehr, als daß jene Mißgeburten ihr Unwesen lange treiben oder wieder aufs neue daran denken dürfen, es einzuführen. In keinem Lande aber hatte sie mehr um sich gegriffen, als in Polen, wo Volk und Könige im ganzen Sinne des Worts ihre Sklaven waren. In welchen Staaten wurden mehr Verbrechen ungestraft begangen als in denen, welche durch diese Art von Aristokratie beherrscht wurden, es mochte in Republiken oder Monarchien sein, gleichviel? denn das Interesse dieser Banden, welche kein Eigentum, kein Leben, keine Gesetze achteten, um ihre schändlichen Wünsche und Begierden zu befriedigen, wollte, daß keiner von ihrer saubern

Kaste wegen irgendeines Verbrechens bestraft wurde, während der sie ernährende Teil des Volkes der abscheulichsten Willkür, Mißhandlung und Schändlichkeit ausgesetzt war, ohne nur klagen zu dürfen; Leben und Eigentum, Ehre und Freiheit der Bürger war diesen aristokratischen Schandbuben, namentlich in den italienischen Republiken, preisgegeben, und wer sich durch das Gesetz Recht zu verschaffen suchte, war des baldigen Todes gewiß.

Das erste, was sich eine solche Aristokratie vorbehält, welche, nur vom Schweiß der Bürger lebend, ihre Tage im trägen Müßiggang hinbringt, ist gewöhnlich das Privilegium: keine Abgaben zahlen zu dürfen oder doch wenigstens die Entrichtung derselben durch alle Arten von Betrug und Schleichwegen zu umgehen; ja, sie macht sich endlich durch die Besetzung aller Ämter das Volk zünftig und teilt die von demselben erpreßten Abgaben unter sich, wie die Straßenräuber ihren Raub, und dann ist ihre Tyrannei auf das Höchste gestiegen. Obgleich sich Rom zur Aristokratie hinneigte, so mußten seine ersten Patrizier so gut, ja noch mehr Abgaben bezahlen, als die übrigen, und oft allein alle Lasten tragen. Die Magistratspersonen bezogen niemals einen Gehalt von ihren Ämtern, ja weit entfernt, die Einkünfte des Staats unter sich zu teilen, verteilten sie meistens die Schätze, welche ihnen das Glück zuführte, unter das Volk, um diesem die Auszeichnungen, welche sie vor ihm hatten, vergessen zu machen und dessen Verzeihung zu erhalten.

Sobald die Macht einer erblichen Geburtsaristokratie anfängt willkürlich und gewalttätig zu werden, ist jede patriotische Tugend im Staate dahin und wird in ihrem Keime erstickt. Rousseau kennt nur drei Arten von Aristokratie[1] und nennt sie die natürliche, unter welcher er keine andere als die des Talentes und Ver-

[1] In seinem Contrat social, livre III, chap. V: De l'aristocratie; in der unter dem Titel: Principes du droit politique, Amsterdam 1762, er-

dienstes verstehen kann, ferner die wählbare und endlich die erbliche. Die erste, behauptet er, kann nur bei einfachen, d. h. bei aufgeklärten Nationen stattfinden, die letzte aber nennt er mit vollem Rechte die schlechteste von allen, und ich möchte hinzusetzen: sie ist auch die einfältigste und unsinnigste. Die zweite aber, die gewählte, sagt er, sei die beste; dies ist aber nur dann der Fall, wenn die Besten gewählt werden, und dann ist sie mit der natürlichen eine und dieselbe.

Bei einer zu wählenden Aristokratie kommt aber sehr viel auf die Art, Form und Weise und hauptsächlich auf die Gesetze, welche die Art dieser Wahlen vorschreiben, an, wenn sie ihrem Zweck entsprechen sollen. Sobald aber das Oberhaupt des Staates zu viel Einfluß auf diese Wahlen hat oder haben kann, so artet sie bald in eine Erbaristokratie aus, wie dies in vielen Monarchien und Republiken der Fall war; denn fast jede erbliche Aristokratie war ursprünglich nur eine erwählte und begründete dann die schlimmste aller Regierungen. Die Aristokratie des alten Roms wurde teils durch die Wählbarkeit der meisten und wichtigsten Ämter, wie z. B. die der nur auf ein Jahr gewählten Konsuln, teils durch das Gegengewicht der Demokratie im Zaum gehalten, durch welches der hochmütigste Patrizier, der nur mit Verachtung vom ganzen Volke zu sprechen gewohnt war, sich gezwungen sah, vor einem Tribun oder Beamten eben dieses Volkes aufs niedrigste sich zu demütigen, ja bei jedem einzelnen um dessen Gunst zu betteln und zu flehen, wenn er auf irgendein angesehenes Amt Ansprüche machen wollte. Dies hielt und kann nur in einer solchen Republik die erbliche Aristokratie in den ihr gebührenden Schranken halten.

Die erbliche Aristokratie kann jetzt freilich nicht mehr ihre

---

schienenen Originalausgabe S. 153 f.; in den Oeuvres complètes de J. J. Rousseau hrsg. von V. D. Musset-Pathay, tome V, Paris 1823, S. 146. (EL)

Prätentionen auf das ehemalige Feudalunwesen und dessen Herrschaft gründen, wenigstens nicht in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden usw., dagegen wird sie sich noch so lange als nur möglich auf das lächerlichste und unsinnigste aller Hirngespinste, auf das der Geburt, zu stützen suchen und auf diesen freilich schon zum Einstürzen mürben Grund ihre Ansprüche auf Vorrechte und Herrschaft gründen wollen.

Geht man auf den Ursprung aller erblichen Aristokratien zurück, so wird man sich leicht überzeugen, daß die meisten wahrhaftem Verdienst ihre Entstehung zu danken haben; sobald aber in den Nachkommen dieses Verdienst aufhört, so muß auch diese Auszeichnung erlöschen oder sie wird lächerlich und nichtsbedeutend, wie dies z. B. mit den noch bestehenden und nichtssagenden Titeln: Graf, Freiherr, Marquis usw. der Fall ist. Will man demnach eine Aristokratie im Staate haben, so muß man sie auf einen solidern Grund bauen, nämlich auf den, dem jede Aristokratie ihre Entstehung verdankt, das heißt auf wirkliche, geistige und moralische Vorzüge, und eine solche Aristokratie, ohne die kein Staat von Dauer sein kann, muß fortwährend erneuert werden, wenn sie nicht zu jenem unnatürlichen Phantom der erblichen werden soll. Aus allem diesem geht hervor, daß eigentlich kein Staat ohne Aristokratie bestehen kann, er habe eine monarchische oder eine republikanische Verfassung, und so ist selbst eine Demokratie ohne Aristokratie im edlen Sinne des Wortes nicht denkbar; und wohl dem Staat, seine Verfassung sei welche sie wolle, der vermöge derselben durch eine solche Aristokratie regiert und geleitet werden muß.

Auch die Ochlokratie, welche man gewöhnlich nur als eine Ausartung der Demokratie bezeichnet, kann ebensowohl ihren Sitz in Monarchien als in Republiken aufschlagen, und daß sie das kann, hat uns nicht nur jedes Jahrhundert bewiesen, sondern wir

haben in unsern Zeiten einen durch nichts umzustoßenden Beweis an dem Usurpator Portugals, wo der Pöbel aus allen Ständen, vom Herzog bis zum Barbiergehilfen und Lastträger herab, in die Zügel des Regiments greift und tyrannisiert[1]. Kaum kann die schrecklichste Anarchie fürchterlicher werden, als es eine solche Ochlokratie ist, vor welcher der Himmel jedes Volk und jeden Staat bewahren möge. Indessen ist es ein Trost für die Nation, daß ein so unnatürlicher Zustand ebensowenig Bestand haben kann, als jede andere Anarchie; zertrümmert und zermalmt, sinkt sie früher oder später, jedoch unausbleiblich in ihr Nichts zurück, aber freilich sind auch nur wenige Monde, wenige Tage eines solchen Zustandes schon eine der schrecklichsten Strafen, welche die Menschheit treffen kann.

Die **Oligarchie**, diese Abart der gewöhnlichen Aristokratie, mag in einer Republik, deren Gesetze die Willkür der Oligarchie im Zaume halten, wohl gut und ersprießlich sein; ist dies aber der Fall, so ist es keine Oligarchie, d. h. keine uneingeschränkte Herrschaft von wenigen oder einzelnen mächtigen Familien im gewöhnlichen Sinne des Worts mehr. Auch in Monarchien fanden nicht selten Oligarchien mächtiger Familien statt, deren Sklaven dann die Monarchen noch mehr als das Volk waren. In England spielen noch heutzutage die Oligarchen eine wichtige Rolle, sind

[1] Gemeint ist der Staatsstreich des Dom Maria Evarist Miguel (1802 bis 1866), zweiten Sohnes König Johanns VI. von Portugal. Nachdem er schon im Juni 1823 einen Versuch gemacht hatte, die Verfassung umzustoßen, um selbst absolutistisch zu herrschen, aber im Mai 1824 verbannt worden war, wiederholte er im März 1828 diesen Versuch mit Erfolg. Er nahm am 30. Juni 1828 die Königskrone an, führte ein wildes Schreckensregiment ein und verfolgte alle, die im Verdacht liberaler Gesinnung standen, mit furchtbarer Grausamkeit. Doch schließlich traten Dom Miguel England, Frankreich und Spanien entgegen: er erlitt am 15. Mai 1834 bei Thomar eine völlige Niederlage und mußte am 26. Mai im Vertrag von Evora gegen ein Jahrgeld auf die portugiesische Krone verzichten. (EL)

aber nur dem Thron gefährlich und hinderlich, da die Verfassung dieses Landes dem Verdienst jede Bahn eröffnet, und die dortigen oft stupiden Oligarchen diesem, von der Nation an ihre Spitze gestellt, meistens weichen müssen.

Aus: Alles für Alle, 1. Jahrg. 2. Bd., Frankfurt a. M. 1832, S. 91—99.

Schlechte Geschäftseinrichtung bei den Staatsbehörden

Das Volk schmeckt die bitteren Früchte davon in mancherlei Gestalt und nimmt sie für bösen Willen, für von oben herab beabsichtigte Bedrückung; und doch ist es nichts weniger als das, im Grunde weiter gar nichts, als ein freilich sehr beklagenswerter Mangel an Umsicht des Geschäftsganges und eine ebenso bedauerliche Unkenntnis von den zweckmäßigsten Hilfsmitteln, einen schlechten Bureaudienst zu verbessern, endlich aber der traurige Dünkel vieler Beamten: „das, was aus ihren Köpfen hervorgegangen sei, könne gar nicht besser gemacht werden". Dieser Dünkel verachtet alles, was nicht von ihm selbst kommt, und ist der wahre Alp, der, gegen den Willen der Regenten und Regierungen, dem Volke das Herz zerdrückt.

Tausende von Klagen erschallen über Geschäftsverschleppungen, und sieht man sich bei den Staatsbehörden nach den Ursachen um, so findet man keineswegs Mangel an Tätigkeit, bei den unteren Stellen vielmehr größtenteils eine wahre Überhäufung mit Arbeit, die die armen Subalternen zu Boden drückt und ihre Kräfte vor der Zeit abnutzt. Man sieht ein Drängen, eine Tätigkeit und Anstrengung, als gälte es, ein neues Rom binnen sächsischer Frist[1] auszubauen. Ein großer Teil dieses Geschäftsdrangs

[1] Aus dem Sachsenspiegel in die späteren sächsischen Prozeßordnungen übernommene Frist von 6 Wochen 3 Tagen. (EL)

hat seine Quelle in der täglichen Zunahme der Bevölkerung und Verarmung der Mittelklassen. Beschränkte Staatswirtschafter glauben und behaupten noch immer hinter dem Schreibpult: je mehr sich das Volk vermehre, desto üppiger wachse das Glück der Staaten; sie sehen zwar, daß der Grund und Boden nicht größer werde, wollen aber den Ertrag durch Verbesserung des Ackerbaues heben, ohne dessen größtes Hindernis, die Feudallasten, abzuschaffen. Sie glauben nicht mit Unrecht, Handel und Manufakturen würden dem Volke die Bedürfnisse verschaffen, die der Boden nicht geben kann; sie denken aber nicht daran, daß der Handel in den Zollfesseln so sehr gedrückt ist. In der neuesten Zeit hat man ihm diese zwar im Innern von Deutschland durch Zollvereine etwas gelüftet; aber sie ganz abzuschütteln und dem Handel einmal alle Freiheit zu geben, dazu ist man noch immer zu furchtsam und zu engherzig. Es ist daher begreiflich, daß die Verarmung des Mittelstandes mit dem Wachstum der Bevölkerung gleichen Schritt hält. Die Dorf- und Stadtgemeinden bekommen mit jedem Jahr mehr verarmte Familien zu ernähren. Daher werden Verehelichungen und allen Unternehmungen, die auf Begründung irgendeines Gewerbes abzielen, bei den Staatsbehörden so viele und kostspielige Schwierigkeiten gemacht (denn die Sporteln, Kanons-[1] und Konzessionsgelder usw. sind die lästigsten Mitesser bei solchen Dingen); daher die endlosen Schreibereien, das Drängen und Treiben der Bittenden bei den Ämtern, die Weigerung der Gemeinden bei Verehelichungen, Meisterrechts- und anderen Gesuchen, wenn solche Personen nicht gleich gefüllte Taschen vorzeigen können.

Daß man überhaupt in Deutschland gern schreibt, ist ohnehin weltkundig; wie man sich aber darin gefällt, über die unbedeu-

[1] Kanon, der Erbzins des Erbpächters an den Gutsherrn. (E.L.)

tendsten Dinge weitläufige Protokolle zu führen, eine Menge Termine zu halten und Kosten zu machen, wie z. B. über kleine Feld- und Flurfrevel, Lichtstubenbesuche[1], über einen Lärm, den etliche aus dem Bierhause heimkehrende junge Burschen durch Singen oder Juchhe-Rufen auf der Straße machen, darüber kann man sich leicht in mehreren Ämtern Überzeugung verschaffen. Wo man so um nichts schreibt, da muß natürlich die Arbeit überhandnehmen und um so mehr, wenn sich, wie es gar nicht selten der Fall ist, der Dirigent lieber mit so leichter als mit verwickelter Arbeit abgibt, die er dann nach Willkür auf die Seite legt, und wenn er auf die Erinnerungsgesuche gar keine Rücksicht nimmt. Ja, ist ein solcher Mann noch leidenschaftlich, so stiftet er wahres Unheil. Mag das Wohl und Wehe von Einzelnen, Familien oder Gemeinden von Beschleunigung ihrer Angelegenheiten abhängen, er achtet es nicht. Wird er auf erhobene Beschwerden von seiner Oberbehörde zu einem verantwortlichen Bericht aufgefordert, so ist es ihm ein leichtes, triftige Verhinderungsursachen vorzuspiegeln, denn dieser mangelt jede zuverlässige Übersicht und Kontrolle seiner Geschäftsführung. Die eingeführten Registranden und andere Geschäftsbücher sind von zu armseliger Gestalt, als daß sie eine unverfälschte und klare Übersicht der Geschäftstätigkeit einer Behörde geben könnten, dagegen aber auch um so beliebter bei allen, die sich nicht gern in die Karten sehen lassen.

Das Übel, was hieraus entsteht, ist groß und tief in die Verhältnisse des Lebens einschneidend. Es würde zu weitläufig werden, eine Schilderung desselben in allen Verzweigungen zu geben. Wer es aber vollkommen kennen lernen will, findet eine sehr aus dem Leben gegriffene Darstellung davon in einem Werkchen

---

[1] Nach Grimm, Deutsches Wörterbuch, 6. Bd. (Leipzig 1885) S. 893, wird die Spinnstube in Franken, Schlesien und der Schweiz Lichtstube genannt. (EL)

unter dem Titel: „Die Krankheiten der Staatsbehörden und ihre gründliche Heilung". (Hanau bei Edler, 1831.)[1]

Niemand wird den zweiten Teil dieses Werkchens, der den mangelhaften Geschäftsgang bei den Staatsbehörden so unübertrefflich schildert, aus den Händen legen, ohne vollkommen überzeugt worden zu sein, daß auch die wohlwollendste Staatsregierung ihren Zweck verfehlen müsse, solange sie die Hindernisse nicht mit kräftiger Hand ausrottet, die ihr Wirken lähmen. Die in dem angeführten Werkchen bezeichneten Heilmittel verdienen die aufmerksamste Prüfung und einen Versuch, der nichts kostet noch schadet; nur dürfte man kein Vorurteil sich mit eindrängen lassen, auch die vielen, oft den Sinn entstellenden Druckfehler des gedachten Werkchens nicht beachten, die dem entfernten Verfasser nicht zur Last gelegt werden können. Auch die von ihm vorgeschlagene Registratureinrichtung ist unter allen bis daher bekannten ohne allen Streit die vorzüglichste; doch muß man ihm vollkommen recht geben, wenn er die Meinung äußert, daß es noch sehr weit davon sei, bis die von ihm gemachten guten Vorschläge die Herrschaft über bösen Willen und Schlendrian erhalten werden; denn es ist Deutschlands trauriges Geschick, daß alles Gute bei ihm nur erst sehr spät zur Reife kommt.

Aus: Alles für Alle, 3. Jahrg. 2. Bd., Frankfurt a. M. 1834, S. 126—129.

Gegen Extreme in der Politik

Wer es mit seinem Vaterland wirklich gut meint, hätte der wohl gern den Sieg einiger Exaltierten gesehen, die zwar Mut genug zeigten, ihre Pläne durchzusetzen, aber keinen umfassenden Geist, nicht die Einsicht, die es versteht, durch zweckmäßige Gesetze

[1] Diese möglicherweise von F. selbst verfaßte Schrift ist nicht aufzufinden. (EL)

die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft zu sichern? Aber auch zugestehen müssen wir, daß manches verbessert, veredelt werden, manches, als nicht mehr unserer Zeit angehörend, nicht unsrer Bildung angemessen, verschwinden muß. Dahin zu wirken, ist die Pflicht eines jeden Weltbürgers. Rückschreiten — ist des deutschen Mannes unwürdig; auf der Bahn der Belehrung vorwärts gehen, bringt uns, wenn auch nicht dem Ziele aller Wünsche, doch einem möglichst befriedigenden gesellschaftlichen Zustande näher.

Nichts Unmögliches dürfen wir wünschen; nicht übereilt, besonnen müssen wir handeln, die Meinungen sichten und dabei so vorurteilsfrei sein, daß wir die eignen verwerfen, wenn uns fremde zweckmäßiger erscheinen. Der nächsten Zukunft bleibt es vorbehalten, über die Gegenwart zu urteilen, unsere Torheiten zu belächeln, aber auch das Gute anzuerkennen und in den Besitz dessen zu kommen, was wir zu erlangen strebten, was aber noch unerreichbar war und teilweise nicht zugestanden werden konnte, weil die große Überzahl der Bewohner unsres Vaterlandes nicht den Grad der politischen Bildung erreicht hatte, der zur Würdigung mancher Institution erfordert wird.

Nicht arm ist Europa an Männern, die in Verteidigung des Rechts unermüdlich wirken, und wenn wir billig sind in unsern Wünschen, gerecht in unsern Erwartungen, so gehen wir einer Zeit entgegen, die man mit Recht die Zeit der Freiheit und des Rechts, der Bildung und Aufklärung nennen wird.

Aus der programmatischen Erklärung der Redaktion von Alles für Alle, 4. Jahrg. 1. Bd., Frankfurt a. M. 1835, S. 4f.

Der Weg zur politischen Freiheit

Das wirksamste Mittel, um die politische Freiheit zu befördern, wird uns durch die Geschichte weit besser als durch Deklamationen von Schriftstellern an die Hand gegeben, die von Freiheit sprechen, ohne die Grundlage, auf der sie beruht, noch die Zeit, in der wir leben, gehörig erkannt zu haben.

Seit dem Jahre 1793 hat sich in Frankreich mehrere Male, sowie auch später in Spanien und Portugal, die ultraliberale Partei im vollen Besitz aller Regierungsgewalten befunden. An ihrem guten Willen, die Freiheit zu begründen, wird wohl niemand zweifeln, und doch konnte dieser Zweck nie vollständig und zur Zufriedenheit des Volkes erreicht werden; mit Ausnahme weniger Modifikationen trat immer wieder der alte drückende Zustand ein. Eine ähnliche Erscheinung haben wir auch in Deutschland gehabt, wo überall die Einführung der konstitutionellen Verfassung weit weniger Wirksamkeit hatte, als man sich früher davon versprach, infolgedessen bei vielen, die sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, Gleichgültigkeit für die Sache der Freiheit eintrat.

Die Liberalen gaben den Aristokraten und privilegierten Ständen die Schuld des Mißlingens, und zwar zum Teil mit Recht, weil von seiten des Adels und der Geistlichkeit die Absicht, das Volk zu unterdrücken, nicht zu verkennen ist, doch im wesentlichen und was die Mittel zur Ausführung anbelangt ohne Grund. Denn die privilegierten Stände sind zu gering an Zahl und an und für sich zu unmächtig, als daß sie durch ihre eigene innere Kraft das Volk in der Dienstbarkeit erhalten könnten; der Dienstpflichtige selbst ist es, der ihnen als Werkzeug dient, um seine Fesseln zu schmieden und seine Dienstbarkeit zu verewigen. Die Unwissenheit des Volks ist das Mittel,

wodurch die privilegierten Stände es in ihrer drückenden Vormundschaft erhalten. Ein großer Teil des niederen Volkes, der leider noch in fast allen Ländern die Mehrheit der Bevölkerung bildet, ist mit seinen Rechten und Pflichten sowie überhaupt mit dem politischen Zustand zu wenig bekannt, er kennt zu wenig das Wesen der wahren Freiheit, worüber er nur verworrene und zum Teil ganz falsche Begriffe hat, als daß die liberale Partei in ihm eine kräftige Hilfe zur Ausführung ihrer Pläne finden könnte. Bei fast allen Revolutionen sehen wir das unwissende Volk die beklagenswertesten Exzesse verüben und selbst die wohlhabendere Klasse aus Mangel an politischer Bildung außerstand gesetzt, das Volk über sein wahres Interesse zu belehren, infolgedessen die Freiheit nur zu häufig den Streichen der Gesetzlosigkeit unterliegt.

Der Grund des Übels liegt zum Teil nur in dem sehr wichtigen Umstande, daß bei jeder Revolution und der alsdann notwendig mit der Verfassung vorzunehmenden Abänderung die Arbeit ausschließlich den Juristen und Gesetzkundigen zufällt, woraus eine beklagenswerte Einseitigkeit in dem Verfassungswerke entspringt. Vermöge ihres Geschäfts findet sich nämlich die Tätigkeit der Juristen in genau vorgeschriebene Formen eingeengt, über welche hinaus die geistige und freie Forschung sich nicht wagen darf. Sie sind gewohnt, das ganze Universum wie eine Prozedur zu betrachten, über welche sich Aktenstöße anhäufen lassen. Alle Handlungen in juristische Formen einzukleiden und eine jede Bewegung in Gemäßheit dieser Formen zu regulieren und zu beherrschen, dieses Bestreben wird den Juristen zur zweiten Natur. Haben sie eine Konstitution entworfen und darin mutmaßlich alle Fälle vorgesehen, welche sich im politischen Leben eines Volks zutragen können, so glauben sie alles getan zu haben, was man tun und was die Freiheit begründen kann. Die allein wichtige

Rücksicht, ob ein Volk auch reif für die gegebene Verfassung sei, ob es Anteil daran nehmen und Nutzen daraus ziehen werde, wird kaum beachtet. Ist die Form gegeben, so glauben die Juristen, es müsse nun auch unverzüglich der sie belebende Geist eintreffen, auf gleiche Weise wie die bürgerliche Gesetzgebung durch die Tätigkeit des Privatlebens in Wirksamkeit gesetzt wird. Sie berücksichtigen aber nicht, daß die Tätigkeit des Privatlebens zur Existenz des Menschen unumgänglich notwendig ist, während die politische Tätigkeit eines Volkes keine unentbehrliche Bedingung seines Daseins bildet, und ein Volk auch ohne politische Rechte eine wiewohl höchst schmachvolle Existenz haben kann und haben wird, wenn man dem Volke eine es nicht ansprechende Verfassung gibt.

Dieser beklagenswerte Irrtum hat zur Folge, daß alle nicht durch die Geschichte erzeugten und praktisch ausgebildeten Verfassungen fast nie der Kultur eines Volkes und seinen geistigen und materiellen Bedürfnissen zusagen, daß diesem Volke die Verfassung gleichgültig bleibt, daß in der Verfassung die Freiheit keine Schutzwehr findet und daß endlich dadurch die aristokratische Partei alle Mittel in die Hände bekommt, um die Freiheit zu untergraben und ihre Fortschritte zu hemmen.

Das Gedeihen der Freiheit ist wesentlich durch die Kultur und Aufklärung der großen Volksmasse bedingt, ohne welche ein Volk keinen tätigen Anteil an einer freisinnigen, ihm unverständlich bleibenden Verfassung nehmen kann. Was demnach vor allem not tut, ist, das Volk zu unterrichten und seinen Verstand auszubilden. Diesen Zweck erreicht man aber nicht mit politischen Deklamationen, die, wenn auch im allgemeinen begründet, doch den Unwissenden nicht im mindesten belehren, sondern nur seine Unzufriedenheit und seinen Unmut erwecken. Die Radikalen und Republikaner machen das Volk lüstern nach einem Gut, das es noch nicht im Fall ist benutzen zu können und dessen Gebrauch kaum

der gebildeten Klasse zu Gebot steht. Was der Masse des Volkes not tut und allein die Freiheit befördern kann, ist eine gründliche Belehrung und angemessene Ausbildung des Verstandes. Man erschrecke nicht vor dieser Forderung und schreibe ihr keine Schwierigkeiten zu, die sie nicht hat; denn die Kenntnis der Rechte und Pflichten des Bürgers im Staate, auf deren Zugeständnis und Erfüllung die Verwirklichung der Freiheit beruht, gründet sich auf einfache Begriffe, die, mit Einfachheit und Klarheit vorgetragen, auch dem schlichtesten Verstande deutlich werden.

Wie wenig haben aber bis jetzt die politischen Zeitungen und Schriften diesen Zweck zum Ziel ihrer Bestrebungen gemacht! Talentlose Schreiber mußten sich begnügen, dem Zeitungsleser eine trockene Chronik der Zeitbegebenheiten mitzuteilen, und geistreiche Schriftsteller fielen meistens in den entgegengesetzten Fehler, indem sie sich zu philosophischen und metaphysischen Betrachtungen erhoben, wohin ihnen die Masse des Volkes nicht folgen konnte. So haben bisher unsere Zeitschriften bei den nicht gelehrten Klassen wenig Nutzen gestiftet und im Gegenteil deren Begriffe über die Politik und den Staat mehr verwirrt als berichtigt und aufgeklärt, infolgedessen manche beklagenswerte Verirrungen stattfanden. Diese zogen den Schriftstellern von seiten der Regierungen und der aristokratischen Partei Verfolgungen zu und lieferten einen günstigen Vorwand, um die Preßfreiheit zu unterdrücken.

Es bedarf keines großen Aufwandes an geistiger Kraft, um nach den zahlreichen, noch in der letzteren Zeit von der Geschichte erteilten Lehren nunmehr zu wissen, was die Vernunft und die Klugheit uns Deutschen zu tun vorschreiben. Vor allem müssen wir suchen, für die Masse des Volkes solche politische Rechte zu erhalten, die es imstande ist auch ausüben zu können, wodurch allein eine lebhafte Teilnahme an der Verfassung erweckt werden

kann. Hierin liegt zugleich das beste Belehrungsmittel in den politischen Angelegenheiten; denn am schnellsten und vollständigsten lernt man eine Arbeit, zu der man die erforderliche Anlage hat, kennen, indem man selbst Hand ans Werk legt und sie betreibt. Das erste Erfordernis zur politischen Ausbildung des Volkes in seiner Emanzipation ist die Übertragung der Gemeindeverwaltung an die Mitglieder mittelst einer angemessenen Gemeindeordnung. Mehr als in dieser praktischen Schule kann auf keine andere Weise die politische Kenntnis eines Volkes entwickelt werden. Dazu gehört jedoch eine vollständige Preßfreiheit in den inneren Angelegenheiten der Gemeinden, die man auch in Deutschland bald besitzen würde, wenn die politischen Schriftsteller ihre Wirksamkeit nicht sowohl auf die Streitfragen der höheren Politik, an denen das Volk keinen Anteil nimmt, weil es sie nicht versteht, sondern vielmehr auf allgemein nützliche Gegenstände, auf die wahre Belehrung der Volksmassen richten wollten, deren Begriffe notwendig berichtigt und deren Kenntnisse in den politischen Angelegenheiten erweitert sein müssen, bevor ihre Mitwirkung zur Beförderung der politischen Freiheit mit Erfolg in Anspruch genommen werden kann. Die Vernunft erfordert, daß man bei jedem Bau mit der Grundlage anfange. Das einzig sichere Fundament der konstitutionellen Verfassung ist aber die Kenntnis und Kultur des Volkes, welche der Begründung der politischen Freiheit vorausgehen müssen, wenn letztere nicht auf Sand gestellt und bei jedem Windstoß mit dem Umsturz bedroht sein soll.

Auch hierin mögen uns England und Frankreich, unsere Muster in der Politik, zum Vorbild dienen. Obschon in beiden Ländern die politische Bildung viel weiter als in Deutschland vorangeschritten ist, so hat man es neuerdings doch für notwendig erachtet, in populär geschriebenen und eigens dazu herausgegebenen

Zeitungen das Volk über seine Rechte und Pflichten, über die Natur und Beschaffenheit des Staates, über Gesetzgebung und Verwaltung, sowie über alles aufzuklären, was dem Bürger und dem Gewerbtreibenden zu wissen not tut, was seine Einsichten sowie seine Freiheit und seinen Wohlstand vermehren kann. Zu diesem Behuf haben sich in London und Paris Vereine gebildet, welche Zeitungen herausgeben, die nicht den politischen Diskussionen, worin oft ehrgeizige Schriftsteller nur zu glänzen suchen, sondern nur den gemeinnützigen und praktischen Kenntnissen, wodurch allein sowohl der Wohlstand wie auch die Aufklärung und politische Freiheit befördert werden mag, gewidmet sind. Daß diese literarischen Anstalten einem dringenden Zeitbedürfnis entsprechen, beweist schon die fast unglaubliche Abonnentenzahl, welche diese Tageblätter gleich bei ihrem Entstehen gefunden. Das beliebteste derselben in London setzt nicht weniger als 180000 und das in Paris 125000 Exemplare ab[1].

Durch diese literarischen Anstalten werden der wahren Aufklärung und politischen Freiheit mehr Individuen gewonnen, als durch das Heer der politischen Blätter, welche mehr unterhalten und die Neugierde befriedigen als belehren und für einen großen Teil des Publikums unverständlich und eher schädlich als nützlich sind. Ist einmal die Masse des Volkes gehörig aufgeklärt über die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers, über die Befugnisse und den Wirkungskreis der Regierung sowie über die Obliegenheiten der Staatsbeamten und den Begriff der Freiheit, dann ergibt sich von selbst die Verbesserung des politischen Zustandes, die, als eine notwendige Folge der besseren Überzeugung, dem Volke nicht länger mehr vorenthalten werden kann. Um diesen Zweck zu erreichen, ist vor allem erforderlich, daß unsere Publizisten

[1] Es war nicht festzustellen, welche zwei Blätter F. hier im Auge gehabt hat. (EL)

ihre geschraubte Schreibart aufgeben und, gleich den englischen und französischen, mit Klarheit und in einem populären Stil sich ausdrücken.

Es herrscht hierin noch ein großes Vorurteil, eine Art von Vornehmtuerei bei den deutschen Gelehrten, von welchen einer der ausgezeichnetsten vor nicht vielen Jahren seinem Kollegen, einem Professor der Rechte, die bittersten Vorwürfe darüber machte, daß er ein allgemein verständliches Buch geschrieben und sich dadurch mit dem ungelehrten Plebs in Verbindung gesetzt habe. An demselben Mangel der Verständlichkeit litt auch der „Freisinnige", übrigens ein sehr geistreiches Blatt, das jedoch nur diejenigen, die einige Vorlesungen über das Recht gehört hatten, vollkommen verstehen konnten[1].

Solche Vereine, wie die in London und Paris, würden unter diesen Verhältnissen in Deutschland einen unberechenbaren Nutzen gewähren und verdienen die Unterstützung aller wahren Freunde der Freiheit. Diese Zeitschrift wird, soviel es in ihrem Plane und in den Kräften ihrer Verfasser liegt, den oben angedeuteten Zweck zu erreichen streben. Sie wird mit erneuter Tätigkeit fortfahren, in der Politik sowie in den übrigen Fächern, in einer faßlichen und allgemein verständlichen Schreibart das Anwendbare und praktisch Nützliche mitzuteilen. Alle Freunde der Freiheit sind zur tätigen Mitwirkung eingeladen. Ist ein jeder ernstlich bemüht, politische Aufklärungen in dem ihm eröffneten Wirkungskreis zu verbreiten, so werden bald die Vorurteile verschwinden, und die politische Freiheit, die noch jetzt mit einer schwachen Staude zu vergleichen ist, wird sich in Deutschland zum

[1] Dieses von Rotteck, Welcker und Duttlinger in Freiburg seit 1. März 1832 herausgegebene Oppositionsblatt wurde schon Ende Juli 1832 unterdrückt, vgl. L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens, 3. Bd., Oldenburg und Leipzig 1906, S. 423. (EK)

kräftigen Stamme erheben, der die Menschen mit seinen Früchten labt und mit seinem Schatten erquickt. Wenn der ewige Frieden keine Chimäre ist, so kann ihn allein die Aufklärung und wahre Freiheit bringen.

Aus: Alles für Alle, 2. Jahrg. 1. Bd., Frankfurt a. M. 1833, S. 169—176.

Über die Begründung von Vaterlandsblättern

Die Lust, auch über die wichtigen und ernsten Gegenstände des Staatslebens zu lesen, ist nun einmal im Volke geweckt worden, und dieses ist gewiß kein böses Zeichen und noch weniger ein wahres Übel der Zeit; im Gegenteil wird jede Leselust zu einer fortschreitenden, ebenso notwendigen als heilsamen Volksbildung führen. Man mißbillige und unterdrücke daher diese Neigung, sich aus Schriften zu belehren, ja nicht; aber man leite sie auf den rechten Weg, verwahre sie gegen Verirrung und gebe ihr einfache, gesunde und kräftige Kost, welche lieblich munden und darum alle Verständigen und Wohldenkenden von den Giftbrühen der Sudelköche abwenden wird. Dies aber ist nur durch ein seinem Inhalte nach gründliches, in seiner Darstellung allgemein verständliches und zugleich erziehendes und bei Gestattung möglichst freier Gebahrung Vertrauen erweckendes Vaterlandsblatt zu erreichen, welches folgende Eigenschaften haben müßte:

1. Es dürfte kein eigentliches Regierungsblatt sein; denn dann würden bald Verdächtigungen gegen dasselbe ausgestreut werden; sondern es müßte zwar von der Regierung, vielleicht, ja am besten mit Beratung und Zustimmung der Landstände, autorisiert und mit allen nötigen Daten unterstützt werden, aber durchaus keiner Zensur, am wenigsten der eines einzelnen, vielleicht befangenen und zu ängstlichen Mannes unterworfen werden.

2. Es müßte zwar am Sitze der Regierung herauskommen, um aus dieser nahen Quelle stets die wahren und sichern Aufschlüsse erhalten zu können; allein eigentlichen Regierungsbeamten dürfte die Redaktion nicht übergeben werden, sondern man müßte andere, möglichst unabhängige Männer, an denen es in einer Residenzstadt nicht leicht fehlen kann, dazu auffordern, aus denen dann die in jeder Hinsicht vorzüglich dazu befähigten von der Regierung und einem Landtagsausschuß gewählt werden.

3. Nicht ein Redakteur sollte das Ganze leiten, denn der einzelne kann leicht einseitig sein oder werden; sondern drei, sich durch Sachkenntnis, Rechtlichkeit, Vaterlandsliebe und zugleich Freisinnigkeit auszeichnende Männer müßten es kollegialisch tun, in Übereinstimmung oder nach Stimmenmehrheit die Artikel verwerfen oder aufnehmen, im letzteren Falle aber durchaus keiner Verantwortlichkeit unterworfen sein.

4. Der Inhalt der Zeitschrift könnte alles umfassen, was sich auf des Landes Verfassung, Gesetzgebung und Wohlfahrt bezieht. Es müßten daher Erläuterungen, Vor- und Ratschläge, Rügen, Berichtigungen, Verständigungen usw. in Beziehung auf das Ganze, wie auf das Einzelne im Staatsverbande, auch jezuweilen Mitteilungen über wichtige Daten der vaterländischen Geschichte, Nachrichten von neueren Ereignissen (eine Landeschronik), ja selbst Berichte von merk- und denkwürdigen Gegenständen in anderen deutschen Ländern gebracht werden.

5. Die Sprache müßte zwar offen und freimütig, aber dabei auch würdig und, selbst wenn getadelt wird, glimpflich sein, und es müßten daher die Redakteure nicht nur das Recht, sondern selbst die Pflicht haben, Zusendungen, welche dem entgegen handeln, von den Schlacken zu reinigen oder, wenn dieses nicht gestattet werden wollte, sie zurückzugeben.

6. Jeder Einsender von Beiträgen und namentlich von solchen,

welche Tadel, Beschwerden, Beschuldigungen usw. enthalten, müßte verbunden sein, der Redaktion seinen Namen zu nennen, und wenn dieser etwa Zweifel aufstießen, ob nicht ein falscher gebraucht oder ein fremder mißbraucht werde, auf Verlangen selbst durch obrigkeitliche Beglaubigung die Identität beweisen. Wo das nicht geschieht, wird des unlauteren oder feigen Zusenders Mitteilung unbenutzt zurückgelegt.

7. Berichtigungen und Verteidigungen gegen doch etwa eingeschlichene falsche Angaben und Anklagen würden ohne Weigerung aufgenommen und, wenn es verlangt wird, der Name des Urhebers dem Beleidigten genannt, damit dieser auf dem Wege Rechtens gegen jenen einschreiten könne.

8. Ein solches wahres Vaterlandsblatt würde gewiß viele Leser haben, teils weil die Wahrheit und Recht liebenden und suchenden Staatsbürger — gottlob! die große Mehrheit — hier das fänden, was sie nur wünschen können; teils weil es, und wenn auch wöchentlich zwei Bogen erschienen, nicht teuer sein würde, da nur die Honorare für die Redaktion und die Kosten für Papier und Druck zu bestreiten wären. Ja, könnte es nicht jeder nur einigermaßen zahlreichen Ortschaft zur Verbindlichkeit gemacht werden, ein Exemplar davon auf Gemeindekosten zu halten?

Ein solches Vaterlandsblatt wäre gewiß allenthalben sehr nützlich. Nützlich wäre es für die Regierungen, die damit nicht nur zeigten, daß sie die Öffentlichkeit nicht scheuen, wohl aber gefördert wissen wollen, sondern auch dadurch so mancherlei erfahren würden, was ihnen um ihrer selbst und ihrer Länder willen zu wissen nur willkommen sein könnte. Nützlich wäre es ferner für die wahren Vaterlandsfreunde, die hier ohne die Gefahr, in schlechte Gesellschaft zu geraten, ihr Wort niederlegen könnten. Nützlich wäre es auch besonders für das Volk, das nun hier auf sicherere Wahrheit rechnen könnte und manche ihm not- und wohl-

tuende Aufklärung und Beruhigung finden würde. Ein solches Volksblatt in allen Staaten in Wirklichkeit treten zu sehen, ist gewiß vieler Wunsch.

Aus: Alles für Alle, 4. Jahrg. 2. Bd., Frankfurt a. M. 1835, S. 526—529.

Politischer Unterricht

Man lehrt den Menschen so vieles, und eine der notwendigsten Kenntnisse bleibt der Masse der Bewohner gänzlich fremd. Hierunter verstehen wir die Rechte, die der Bürger vom Staate zu fordern, sowie auf der andern Seite die Pflichten, die der Bürger gegen den Staat, der ihm seinen Schutz gewährt, zu erfüllen hat.

Eine solche Kenntnis sollte in allen Schulen einen wesentlichen Teil des Unterrichts bilden. Wie will man auch vernünftigerweise von dem Bürger fordern, daß er die Gesetze achte und seine Pflicht als Mitglied des Staates, wenn ihm die Hauptbestimmungen der Gesetzgebung und politischen Einrichtungen des eigenen Vaterlandes gänzlich unbekannt bleiben. Dieser Mangel hängt im allgemeinen mit der fehlerhaften Richtung unserer Erziehung zusammen, die weit mehr die Kenntnis des Altertums und des Auslandes als die des Inlandes bezweckt und unter der wohlhabenderen Klasse den Jüngling vorzugsweise zum Weltbürger bildet, bevor er noch die Befähigung dazu durch seine Ausbildung zum Staatsbürger erlangt hat. So wie keiner ein guter Bürger sein kann, der nicht die ihm als Sohn, als Gatte und als Vater obliegenden Pflichten erfüllt, so kann auch keiner ein Weltbürger sein, der nicht ein Staatsbürger ist; denn die Familie und die Gemeinde verhält sich zum Staate wie der einzelne Staat zum Weltbürgertum.

Wenn man für notwendig hält, die erhabenen Wahrheiten der Religion der Jugend in Katechismen vorzutragen, so besteht eine

nicht minder dringende Notwendigkeit, den Jüngling mit dem Staat und der Verfassung, unter welcher er leben soll, bekannt zu machen. Daß dies in Staaten nicht geschieht, wo die Regierung ihre Gewalt mißbraucht und die Menschenrechte mit Füßen tritt, ist leicht zu erklären, aber unerklärbar in Staaten, wo eine Verfassung besteht und die Rechte und Pflichten des Regenten sowie der Bürger genau bestimmt sind. In der Aufklärung der Menschen über ihre gegenseitigen Pflichten und Rechte liegt unstreitig das sicherste Mittel, die Gesetzmäßigkeit zu begründen und den Revolutionen vorzubeugen, die stets das Ergebnis der Ungesetzmäßigkeit und Willkür sind.

Solange der Jüngling in den Volksschulen nicht den von uns angedeuteten politischen Unterricht nach einem angemessenen und zweckmäßigen Lehrbuch oder politischen Katechismus erhalten wird, kann man unserem Unterrichtssystem einen großen, unverzeihlichen Mangel vorwerfen.

In einem solchen politischen Katechismus würden viele und die wichtigsten Grundsätze vorgetragen werden, welche auch in dem Unterricht über Religion zur Sprache kommen. Die Notwendigkeit der Moral, aus der Religion und der höhern Bestimmung des Menschen erwiesen, würde auf diese Weise auch aus dem gesellschaftlichen und politischen Zustand der Menschen, aus Rücksichten des Staatswohls, sowie des individuellen Wohlergehens dargetan werden und dadurch eine neue Gerechtigkeit erlangen. Man kann die religiösen Wahrheiten nicht zu oft und nicht an zu vielen Seiten erläutern. Dieser Seiten gibt es so viele, als es Wissenschaften gibt, die alle denselben Ursprung in dem Begriff der Gottheit und der Vernunft haben.

Aus: Alles für Alle, 2. Jahrg. 1. Bd., Frankfurt a. M. 1833, S. 91f.

V

Börne und Heine[1]

Börne und Heine sind im offenen Zwiespalt; die französische Presse hat diese Feindseligkeiten ohne Schleier gezeigt. In der Tatsache an sich liegt nichts Befremdendes. Börne und Heine waren niemals und in nichts gleichgesinnt, und die Unwissenheit des Publikums allein oder eine gleiche Verfolgung gegen beide von seiten der Gewalt konnte diese Schriftsteller während einiger Zeit als in Wahlverwandtschaft stehend erscheinen lassen. Diese Stellung war auf die Länge unerträglich und mußte durch die unbegrenzte Eitelkeit und Eigenliebe Heines zerstört werden, hätte auch Börne fortgefahren, ein noch freundliches Urteil über Heine, wie das in den Briefen aus Paris, auszusprechen, ein Urteil, welches entschuldigte, weil es noch hoffte. Selbst diesen Tadel aber wollte Heine nicht ertragen, da er niemanden das Recht zugesteht, über seine Person, deren Vorzüge ihm in seiner eigenen Anbetung riesenmäßig erscheinen, ein Urteil zu fällen. Heine hat unklug gehandelt, wie er trotz seiner furchtsamen Berechnung stets tun wird. Heine, der um eine hohle Nuß eine Schale von Goldflitter klebt und sich mit kindischer Freude an seinem Kunststück ergötzt, wie an einem großen Werke; Heine, der in allen Dingen darüberweg und nebenvorbei geht, vorab wo Charakter, Glauben, Überzeugung und männliche Biederkeit erheischt werden; Heine, der die Liebe besingt, wie eine Laïs, der von der Freiheit spricht, wie von einer Buhlerin; Heine, der in

---

[1] Vgl. Börnes französischen Aufsatz über Heines Buch De l'Allemagne, der im Réformateur vom 30. Mai 1835 erschien; abgedruckt in: Börne, Gesammelte Schriften, Neue vollst. Ausgabe, 7. Bd., Hamburg und Frankfurt 1862, S. 248—279. (EL)

seinem Kopf nie Platz gefunden hat für einen ernsten Gedanken, für ein würdiges Streben, in seinem Herzen nie eine Regung von reinem, aufrichtigem Gefühle für etwas, das an sich schön und groß ist und es noch bleibt, auch wenn das Tagesglück ihm den Rücken zeigt; Heine, der nie den Mut hatte, eine Überzeugung zu hegen, die einer gefahrvollen Verteidigung bedürfen kann, und der zu jeglicher Stunde selbst seine halbe Überzeugung verleugnen wird, sobald Furcht vor einem Nachteil, sobald Hoffnung auf einen Gewinn, sobald Eitelkeit und Selbstliebe es gebieten; Heine, der nur die oft eintretenden und öffentlich bekannten Nachteile der Unehrlichkeit, nicht die Unehrlichkeit selbst haßt, fand sich in der solidarischen Gemeinschaft mit Börne nicht behaglich. Der Unvorsichtige! Er vergaß, daß einem nicht einmal mehr zweideutigen Charakter, wie dem seinigen, vor allem der Schild eines Biedermannes und reinen Charakters not tut und daß dieses Zeugnis Börne von allen, wie verschieden sie auch über seine politische Meinung denken mögen, gegeben wird.

Börne, der unter allen Verhältnissen redlich und offen aufgetreten ist, konnte seinem Landsmanne anfänglich eine warnende Stimme senden, ihm die Gefahren zeigen, welche ein so richtungsloses und frivoles Treiben umgeben, wie dasjenige ist, welches Heine seit seinem literarischen Auftreten in Frankreich befolgt hat; er mußte ihm zuletzt den Fehdehandschuh hinwerfen, offen und ohne Rücksicht, nachdem er ihm vergeblich zugerufen: „selbst aus Klugheit würde ich vorziehen, ehrlich zu sein, wenn ich es nicht schon aus Überzeugung wäre"; nachdem er ihn umsonst gewarnt, daß auf dem Wege, welcher die eigne und des Vaterlandes Ehre zu Grabe trage, kein wahrhaft *echter* Ruhm zu ernten sei. Dieser unwiderrufliche Bruch ist nun geschehen, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß Heine bereits begriffen hat, von welch schwerem Gewichte das verdammende Urteil eines solchen Richters sein

muß; wir sagen Richter und nicht Gegner, denn so wird das Publikum die Sache ansehen, und so hat Heine selbst durch sein Benehmen den Stand der Parteien bestimmt. Heine hat nicht gern Gegner, weil er den Kampf fürchtet. Dies mag seiner kindischen Natur mehr zusagen und läßt ihm die ungefährliche Freude, die Zunge nach seinem Widersacher auszustrecken. Aber wer vor dem großen Richterstuhle der öffentlichen Meinung sich nur auf diese Weise verteidigt oder gar nicht, dessen Sache ist verloren: ein spöttisches Achselzucken für den unartigen Jungen; eine endliche Verwerfung dessen, welcher im Stillschweigen seine Argumente suchen muß.

Und man glaube nicht etwa, daß in dem unerbittlichen und mit außerordentlicher Schärfe geführten Angriff Börnes gegen Heine die bloß politische Meinungsverschiedenheit den Grund abgegeben habe oder daß die Schriftstellereitelkeit dabei im Spiele sei. Börne ist nie Nebenbuhler von Heine gewesen und hat von jeher gelächelt, wenn Heine mit kaum verhaltenem Grimme auf ihn blickte und auf die Achtung, welche ihm die französische Presse erzeigte.

Es liegt dem Tadel Börnes ein edles, schönes und von allen Parteien in gleichem Maße zu würdigendes Motiv zugrunde: er will nicht dulden, daß unser deutsches Vaterland, daß unsere ehrliche deutsche Natur, unser aufrichtiges Wollen, unser gewissenhaftes Studium von der Frivolität eines oberflächlichen Spekulanten in der Literatur zur Ware und zum Industriemittel gemißbraucht und daß nach einem unwürdigen Sohne die ganze Familie beurteilt werde. Börne hat mit all dem Strome von Witz und Satire, die er so meisterhaft handhabt, vor die Augen Heines gebracht, wie wertlos und aller Haltung entgegen das Beginnen sei, um des schnöden Beifalls einer leichtsinnigen Menge willen das innere Bewußtsein zu opfern, das Gefühl

des Tadels zum Lob, zur Bewunderung umzulügen und auf das Vaterland zu schmähen, damit der gütige Beherberger sich belustige und klatsche. Börne hat nicht übersehen, daß in dem Spotte der französischen Kritik über deutsche Metaphysik und Mystizismus weit mehr Nothilfe der gefühlten Inferiorität als Wahrheit liege und daß, wenn dieser Gesichtspunkt die französische Unbill entschuldige, der Deutsche selbst, der auf dem Eitelkeitsaltar seiner Wirte opfert, mit vollem Bewußtsein zum verächtlichen Hofnarren herabsinkt.

Mögen alle Parteien sich vereinigen und jede ihre verschiedene Glaubensfahne aufstecken: alle werden in Börne willig ihr Organ und den achtungswerten Vertreter ihrer deutschen Gesinnung erkennen, wenn er sagt: „Es ist überall Sache eines Ehrenmannes, den Beifall seiner Bewirter zu verdienen, möge er ihm nun tatsächlich zuteil werden oder nicht". Der Deutsche, welcher die vergängliche Freundschaft des Pariser Publikums höher achtet, als die Erinnerung an sein Vaterland und die heilige Stimme der Wahrheit, ist noch mehr zu bedauern als zu tadeln, denn er erniedrigt sich selbst und betrügt sich um die Anerkennung und Achtung, welche ihm die gewissenhafte Ausbildung der verliehenen Kräfte und Talente hätte erwerben können.

Es war ein Unglück für Heine, daß die politischen Umwälzungen der neueren Zeit dem frivolen Poeten die Lust eingaben, sich als Politiker zu zeigen und einige Lobpreisungen der Freiheit zu radebrechen. Durch die falschen Töne und Diskordanzen, welche er in seine Hymnen der Freiheit eingemischt, hat er gezeigt, daß es ihm hier an Beruf, an Sinn und Stimmumfang fehle, und er hat mit fleißiger Hand das Urteil begründet, welches von ihm sagt: „Herr Heine ist Dichter von Natur und Politiker aus Zufall oder Bedürfnis, und wenn er die Farben aller Parteien annimmt oder versucht, ohne Ruhm in irgendeiner, so beweist er,

daß er weder Geist genug besitzt, um sich über alle zu erheben, noch Mut und innern Wert genug, um einer einzigen anzugehören; auf jeden Fall aber braucht niemand zu bezweifeln, daß er sein Talent willig derjenigen zu Gebot stellen würde, welche ihm den größten Gewinn böte, entfernt von aller Gefahr."

Aus: Alles für Alle, 4. Jahrg. 2. Bd., Frankfurt a. M. 1835, S. 49—53.

VI
Über Künstler und Kritiker

Reflexionen aus dem Tagebuche eines Künstlers

Zur Beherzigung für gewisse Künstler

Gemeinheit ist das erste entscheidende Kennzeichen des Nichtberufs zur Kunst.

Nie wird es einen großen Künstler geben, der nicht von seiner Art und Weise Rechenschaft abzulegen vermöchte.

Ehrgefühl und Eitelkeit bilden meist schroffe Gegensätze: jenes strebt nach einer schönen Wirklichkeit; diese hält den Theaterlampenschein für Himmelsglorie.

Es gibt Leute, deren Galle durch nichts so sehr aufgeregt wird, als durch die Behauptung, daß Jugend und Schönheit nicht unverwüstlich seien.

Zweierlei Feinde sind unversöhnlich: eine verschmähte Liebende und ein getadelter, mittelmäßiger oder schlechter Künstler.

Wer bloß Schein ausgibt, der kann auch bloß Schein einnehmen.

Es wäre eine seltsame Grille, von der Luft leben zu wollen; und doch befinden sich in diesem Falle alle die, welche ihren Ruhm auf augenblickliche Gunst des Publikums gründen.

Was würde man sagen, wenn Leute, die eine Zeit lang Steine und Mörtel zu einem Bau getragen, nun als Architekten auftreten wollten? Geschieht aber nicht Ähnliches alle Tage?

Es gibt kein wahres Verdienst ohne bescheidenes Mißtrauen in sich selbst.

Wohl dem Künstler, der, was er hervorbringt, aus sich selbst schöpft! Wehe aber dem, der nur Fremdes und Erborgtes um

sich zu hängen weiß! Sein ganzes Leben muß am Ende zur Lüge werden.

Wer sein Leben zum Spiele macht, mit dem muß das Leben notwendig Ernst machen.

Aus: Der Phönix, Rheinisches Unterhaltungsblatt, 1. Jahrgang, Mannheim 1825, Nr. 21 vom Freitag 18. Februar.

Über einen Unterschied zwischen den Schauspielern und andern Künstlern

Jede wahre Kunst ist produktiv. Der Schauspieler stellt zwar nicht sein eigenes Werk, sondern das Erzeugnis des Dichters in die Wirklichkeit, aber es wird sein Eigentum, indem der Geist des Dichters in ihn übergehen und er das Gebilde desselben an sich selbst ins Leben bringen muß. Hier zeigt sich jedoch ein großer, zu wenig beachteter Unterschied zwischen den Mimen und den übrigen Künstlern. Der Maler, der Tonsetzer, der Bildhauer usw. erwartet den günstigen Moment; er überläßt sich seiner Eingebung, und aus den Tiefen des Gemüts geht nun die Schöpfung hervor, ihm unbewußt, bis sie vor ihm steht. Der Schauspieler kann und darf es nicht auf den Moment der Inspiration ankommen lassen; sobald er die Bühne betritt, muß sein Werk schon klar und lebendig in ihm vorhanden sein. Außerdem mag ihm wohl einiges gut und trefflich gelingen, aber er wird es nicht machen. Reflexion und ein an Begeisterung grenzendes Gefühl sind seine Führerinnen. Er muß den Dichter studieren, begreifen, selbst zum Dichter werden, jedoch alles dieses, bevor er in die Szene tritt. Der Maler, der Dichter usw. kann seine Zeichnung, sein Kolorit verbessern; für den Schauspieler gibt es keine Nachhilfe: jede Bewegung, jeden Ton, jede Schattierung seiner Rolle muß er mit Sicherheit innehaben und mit-

ten im Feuer der Darstellung muß noch die Besonnenheit bei ihm walten. Mit einem Wort: seine Produktion ist eine **bewußte**, die der übrigen Künstler eine **unbewußte**.

Aus dieser Ansicht ergibt sich nun auch das unabänderliche Resultat: daß in jeder anderen Kunst die Schule entbehrlicher ist, als in der theatralischen, und es kann nichts Lächerlicheres und Abgeschmackteres gefunden werden, als die Behauptung, welche man so oft hört, es komme dabei alles auf Talent und Einübung an, die Theorie sei aber etwas sehr Entbehrliches, ja wohl gar schädlich.

Wie will man aber auf der Bühne eine Gruppe oder eine einzelne Stellung hervorbringen, wenn man die Grundsätze ihrer Anordnung nicht aus der Skulptur und Malerei kennt? Wie einen Charakter darstellen, wenn man sich nicht das Wesen der dramatischen Komposition klargemacht hat, wenn man nicht nachzuweisen vermag, warum der Dichter seine Charaktere so und nicht anders gestellt, wie er sie in einzelnen Situationen motiviert, in welche Wechselwirkung er sie gebracht? Wie will man auch nur deklamieren, wenn man vielleicht nicht einmal den Unterschied zwischen dem grammatischen und poetischen Akzent, die Lehre von Licht und Schatten kennt? Wie will man den wahren Ausdruck finden, ohne eine frühere Kenntnis der Neigungen und Leidenschaften, ohne richtige Begriffe von Würde und Mäßigung?

Jeder Schauspieler, der den Namen eines Künstlers verdienen will, muß das Werk des Dichters zergliedern, muß von jedem Ton, von jeder Bewegung Rechenschaft geben können, er muß räsonierender Künstler sein. Das waren Garrick, Ekhof, Schröder, Iffland[1] usw., und es hat nie einen großen Schauspieler gegeben,

[1] David Garrick (1716—1779), Direktor des Drurylane-Theaters in London und Dichter, fast gleich groß im Tragischen wie im Komischen. — Konrad Ekhof (1720—1778), artistischer Direktor des Hoftheaters in Gotha.

der seine Kunst bloß mechanisch, d. h. als Handwerk, inne gehabt hätte.

Aus: Der Phönix, Rheinisches Unterhaltungsblatt, 1. Jahrgang, Mannheim 1825, Nr. 28 vom Sonntag 6. März.

Einige Bemerkungen über Kritik und Kritisieren

Es ist ein sonderbares Ding um die Meinung und das Urteil anderer über uns und unsere Handlungen. Wir mögen noch so viel Gleichgültigkeit darüber affektieren, der Menschenkenner weiß das Ding zu taxieren. Gelobt ist jedermann lieber, als getadelt. Auch dieses ist ein richtiger, aber auch ebenso wahrer Satz. Der Graf Ego spielt mit seinen lieben Verwandtinnen Eitelkeit und Selbstliebe fast überall die Hauptrolle, ist aber ebenso ungern selbst kritisiert (nämlich getadelt; gelobt werden mag hingehen), als die Herren Schriftsteller, Schauspieler und Künstler überhaupt. Wer lobt, gilt gewöhnlich bei vielen derselben für einen Kenner; wer tadelt, versteht nichts[1].

— Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816), Direktor des Hamburger Theaters. — August Wilhelm Iffland (1759—1814), Generaldirektor der kgl. Schauspiele in Berlin und dramatischer Dichter. (EL)

[1] Das Meiste oder fast Alles kommt bei dem Lobe nur auf die Einfassung des Vehikels und die Art der Bearbeitung des Stoffes an. Der Eine liebt eine derbe, der Andere eine feine Speise; diesem schmeckt eine etwas rauhe Kost, jenem ein zartes Ragout und Konfekt. Am Ende läuft es auf Eins hinaus. Gespeist wird's und der Magen verträgt's, oft mit dem nämlichen Erfolg. Es geht hier fast wie mit der Bestechlichkeit. Es gibt grundehrliche Leute, denen auf die gewöhnliche Weise auch mit der größten Summe Geldes nicht beizukommen ist, und doch haben sie öfters — wie Herkules — ein verwundbares zugängliches Plätzchen. Manchmal findet sich ein Weg durch die Küche oder den Keller oder durch zuvorkommende Befriedigung irgend eines Lieblingswunsches oder Neigung. Es gibt Menschen, die in der Kunst, diesen Weg auszuspüren, einen überaus feinen Takt haben. Es ist nur schade, daß dergleichen Subjekte ihr Talent nicht im Großen anwenden können! Sie würden Epoche machen! (Fr)

Der Satz: wer öffentlich auftritt, unterwirft sich dem öffentlichen Urteil, ist in gewisser Rücksicht in Beziehung auf Schauspieler, Schriftsteller, Musiker und Künstler ziemlich allgemein angenommen; wenigstens beweist dieses die Freiheit, womit man über Bücher, Vorstellungen, Kompositionen und Gemälde und sonstige Kunstwerke urteilt und oft urteilen zu können sich anmaßt.

Ich erlaube mir nun die Frage: wer soll, wer darf denn eigentlich kritisieren? Hat nicht jeder das Recht, für sein Geld, das er für ein Buch oder für eine Vorstellung im Theater ausgibt, zu sagen, das gefällt mir oder gefällt mir nicht? Allerdings, solange es bloß sein individuelles Urteil bleibt; tritt er aber öffentlich als Richter auf, so muß der Herr Kritiker statt leerer Phrasen, Floskeln und Tiraden überzeugende Gründe haben, sonst wird er wenigstens ausgelacht. Der bekannte Satz, der übrigens als Axiom angenommen werden kann, daß es leichter ist, zu tadeln als besser zu machen, kann hier nichts entscheiden. Denn sonst müßte es ja in sehr vielen großen und kleinen Gesellschaften, wenn einmal die Tagesneuigkeiten, mit und ohne das notwendige Gewürz, abgetan und die Spieltische arrangiert sind, sehr stille und einsilbig hergehen, wenn man nur über dasjenige sprechen und urteilen dürfte, was man eigentlich versteht. Freilich hätte man nicht selten Gelegenheit und Ursache, diesen oder jenen Herrn, diese oder jene Dame an das bekannte Anekdötchen von dem Maler und dem Schuster zu erinnern. Indessen das wäre sehr unhöflich, und die Unterhaltung würde dadurch unterbrochen werden oder wohl gar ins Stocken geraten. Also läßt man's gehen, wie es bisher gegangen ist.

Nicht Machtsprüche, sondern Gründe entscheiden hier. Dies ist ein allgemein angenommener Satz, besonders im Reiche der Wissenschaft und Kunst. Wer also kritisieren will, muß vernünftige, überzeugende und auf einmal angenommene Regeln ge-

gründete Sätze aufstellen können, und zwar ohne alle Parteilichkeit. Kurz, ein würdiger Priester der Kritik muß ein an Kopf und Herz gehörig gebildeter Mann sein. Es wäre daher lächerlich, Kritiken verbieten zu wollen, außer wenn sie persönliche Beleidigungen enthalten.

Könnte man indessen nicht mit Recht verlangen, daß jeder Kritiker seinen Namen unterschriebe? Bei anonym geschriebenen Büchern könnte dies wohl eine Ausnahme finden. Aber was tut der Name zur Sache? wird man fragen. Freilich nichts, wenn sie gut ist, aber sehr viel, wenn das Gegenteil stattfindet. Doch was würde man manchmal sagen, wenn man den Namen bei der Kritik fände! Würde man sich wohl öfters des Lachens oder Mitleidens enthalten können? Würden uns dann nicht meistens die gewöhnlichen Motive des Lobes und Tadels deutlich werden? Die individuellen Verhältnisse des Kritikers zum kritisierten Gegenstand, gegründet auf Neigung und Abneigung, auf Haß und Liebe, äußere und innere, physische und moralische Verhältnisse? Gilt's der Kunst allein? würde man alsdann mit Recht fragen können. Sapienti sat! Wer mit dem Rezensier- und Kritikwesen bekannt ist, für den ist genug gesagt.

Es gibt eine gewisse kritisch-politische Strategie, deren sich manche Kritiker bedienen, wenn sie einen in andern Blättern gerühmten Gegenstand, zwar aus bestimmten Gründen nicht geradezu herabsetzen, aber doch das ihm erteilte Lob ein wenig verdächtig machen wollen. Sie suchen nämlich durch fremdes Urteil (daß das eigne dann mit übereinstimmt, scheint so ziemlich wahrscheinlich) dergleichen Blätter herabzusetzen und ihnen allen kritischen und ästhetischen Wert abzusprechen. Man führt dort (wo das Urteil gefällt wird) allenfalls, um seiner bescheidenen Sentenz etwas mehr Gewicht zu geben, einen gefeierten Namen oder eine etwas doppelsinnige Anekdote von einem berühmten Manne an, ohne zu

bedenken, daß dieser berühmte Mann, ohne gerade Homer zu sein, doch bisweilen auch ein wenig schlafen kann, gerade aus dem sehr einfachen Grunde, weil er bei aller wirklichen und relativen Größe doch auch nicht mehr als ein Mensch ist.

Wer einem verehrten Gegenstand ein Opfer bringen will, läßt die Quelle der Räucherung gern vermuten; aber wer seinem Herzen gerne Luft machen und ein Pfeilchen unbemerkt abdrücken möchte, versteckt sich gern hinter einen Busch, gehüllt in den Mantel der Anonymität. Die würdige Kritik muß bessern und belehren, nicht durch animose Äußerungen zertreten und vernichten wollen. Der Kritiker sei stets behutsam und vorsichtig in seinem Urteil und in der Wahl seiner Ausdrücke, weil er oft durch wenige und zweideutige Worte unendlich schaden kann. Die Kritik überschreite nie die Grenzen der Kunst, berühre nie das bürgerliche oder Privatleben, beleidige nie die Achtung und Delikatesse, die man dem weiblichen Geschlechte, besonders einem hilflosen, alleinstehenden Geschöpfe schuldig ist. Denn einen Menschen mit Vorsatz verfolgen oder kränken wollen, ist in den Augen jedes Rechtschaffenen verächtlich und strafbar.

O verklärter Lessing, was würdest du über den Geist und die Tendenz vieler unserer gelehrten Blätter sagen, wenn du noch unter uns wandeltest!

Aus: Didaskalia oder Blätter für Geist, Gemüt und Publizität, 1. Jahrgang, Frankfurt a. M. 1823, Nr. 56 vom Dienstag 25. Februar.

VII

Erfindungen und utopistische Gründungspläne

Vorahnung der X-Strahlen

Ein englischer Chymist hat ein Mittel entdeckt, durch dessen gehörige Anwendung die Eierschalen jeder Gattung von Vögeln so durchsichtig wie das reinste Glas werden. Man ist dadurch in den Stand gesetzt, während dem Brüten der Hühner, Gänse, Enten, Sperlinge usw. den im Innern des Eies vorgehenden Prozeß und die allmähliche Entstehung und Ausbildung des Tieres fortwährend beobachten zu können, was für Naturforscher gewiß von außerordentlichem Nutzen und höchstem Interesse sein muß. Man sagt, derselbe Chymist gehe nun auf die Entdeckung aus, wie man die menschliche Haut ebenso transparent machen könne. Sollte ihm auch dieses gelingen, so wäre ihm die ganze Menschheit und besonders die Herren Ärzte unendlichen Dank schuldig; man würde alsdann den Sitz jeder innern Krankheit augenblicklich erkennen, folglich immer die besten Mittel in Anwendung bringen und nicht mehr so in den Tag hinein kurieren. Vielleicht bringt es der Wundermann gar noch dahin, Herz und Kopf durchsichtig zu machen; dann gute Nacht, Verstellungskunst und Diplomatie! Wenn man erst jedem ansieht, was er denkt und fühlt, dann hat alle Intrige ein Ende.

Aus: Das Dampfboot, Unterhaltungsblatt für die gesunde Vernunft, Stuttgart 1826, Nr. 2 vom Sonntag 2. April, S. 7. Die Überschrift lautet bei F.: Neueste Erfindung.

Über die von Leinberger und Mingarelli geplanten Lenkballons

Die Ignoranten sowohl wie die Gelehrten müssen mit Verwunderung die schnellen Fortschritte sehen, die in so kurzer Zeit die Kunst der Luftschiffahrt gemacht hat, indem zu gleicher Zeit Herr Leinberger zu Nürnberg[1] und Herr Mingarelli zu Bo-

[1] Das vom Nürnberger Mechaniker L. A. Leinberger ersonnene Projekt eines horizontal dirigierbaren, mit Dampf getriebenen Metall-Luftschiffs wurde früher auf das Jahr 1842 angesetzt, in welchem er am 18. September einen darauf bezüglichen Aufruf veröffentlicht hatte und tatsächlich mit dem Bau seines „Ballonkolosses" beschäftigt war, vgl. Deutsches Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung, 1. Bd., Karlsruhe 1843, S. 63f. Schon R. F. Marchand hat jedoch in seinem Vortrag „Über die Luftschiffahrt", Leipzig 1850, S. 28 und 52, dargetan, daß die Erfindertätigkeit Leinbergers weit älteren Datums war. Marchand verweist zunächst auf die Comptes rendus de l'académie des sciences, tome X, Paris 1840, S. 72, wonach in der Sitzung vom 13. Januar 1840 ein M. Leinberg (sic!) eingereicht hatte „la description et la figure d'un aérostat dont la capacité serait remplie de vapeur d'eau au lieu d'être remplie d'hydrogène et qui se dirigerait d'un mécanisme mû par une machine à vapeur". Aber noch um fast 20 Jahre weiter zurück datiert dann Marchand Leinbergers Bestrebungen, wofür er die Allgemeine Preußische Staatszeitung Nr. 26 vom 24. Mai 1821 als Quelle anführt, die sich ihrerseits auf den Nürnberger Korrespondenten von und für Teutschland beruft. Dort wird mitgeteilt, der Nürnberger Mechanikus Leinberger habe das Problem der horizontalen Leitung des Luftballons gelöst und erbiete sich, in einem Luftballon die Reise nach London anzutreten, sobald ihm von der Königlichen Akademie der Wissenschaften daselbst der Empfang der auf diese Entdeckung gesetzten 20000 Pfund Sterling bei seiner Ankunft im Luftballon in London als Preis seiner Endeckung zugesichert sei. Ob es sich in beiden Jahren 1821 und 1842 um das gleiche Projekt Leinbergers handelte, ist nicht festzustellen. Ebensowenig läßt sich nachweisen, ob das undatierte Wiener Plakat Leinbergers mit Abbildung, das F. M. Feldhaus in: Illustrierte Aeronautische Mitteilungen, 13. Jahrgang, Berlin 1909, S. 1058—1060, veröffentlicht hat, auf das Jahr 1821 oder 1842 zu setzen ist. Die Feldhaussche Datierung „1835—1859" fußt darauf, daß die im Plakat als Eintrittspreis angegebene „Konventionsmünze" nur in der Zeit von 1835 bis 1859 in Österreich ge-

logna[1] behaupten, die willkürliche Leitung der Luftschiffe bei allem Wetter und bei allen Winden mit der größten Schnelligkeit vollbringen zu können[2]. Herr Mingarelli verspricht, bei jedem Winde acht deutsche Meilen in jeder Stunde zurückzulegen. Die Telegraphen ausgenommen, geht nichts schneller und man kann künftig sowohl Posten als Kuriere ersparen. Es wird eine Zeit kommen, wo

golten habe. Dies ist jedoch unzutreffend, da sie hier bereits am 21. September 1753 eingeführt und 1857 abgeschafft wurde. Aus anderen Gründen hat G. Wahl, Zur Geschichte des Leinbergerschen Luftschiffes und zur Geschichte des Metallballons überhaupt, in: Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 2. Bd., Leipzig 1910, S. 387—393, das Plakat auf das Jahr 1842 oder 1843 angesetzt. Immerhin wäre es jedoch denkbar, daß es schon aus dem Jahr 1821 stammt, zumal, wie erwähnt, die Konventionswährung auch damals galt. Jedenfalls bildet aber der vorliegende Aufsatz Friederichs vom 4. August 1821 eine erfreuliche Ergänzung zu der im Nürnberger Korrespondenten von und für Teutschland aufgefundenen bisher ersten Quellenangabe für Leinbergers Tätigkeit, der freilich ein Erfolg nicht beschieden war. (EL)

[1] Atenodoro Mingarelli veröffentlichte in Bologna im Jahre 1823 drei Schriften über seine Erfindung: Aerostati a vapore; ferner: Costruzione degli aerostati spedita alla R. Accademia di Londra li 30 aprile 1821; endlich: Direzione orizzontale degli aerostati; seine im Jahr 1838 in Bologna unter dem gleichen Titel, wie die zuletzt genannte, erschienene Schrift dürfte lediglich eine erweiterte Neuauflage derselben sein. Vgl. P. Giuseppe Boffito, Saggio di Bibliografia Aeronautica Italiana, Firenze 1906, S. 19 und im Nachtrag (Correzione ed aggiunte, Firenze 1908) S. 10. Wie aus dem Titel seiner oben an zweiter Stelle genannten Schrift hervorgeht, hat sich Mingarelli offiziell um den von der Londoner Akademie für die Erfindung eines horizontal lenkbaren Luftschiffes ausgesetzten Preis von 20000 Pfund Sterling beworben. Sein von Bologna vom 12. März 1821 datiertes Bewerbungsschreiben ist veröffentlicht in: Giacinto Amati, Ricerche storico-critico-scientifiche, tomo 3, Milano 1829, S. 442 Anm. 1. Amati vermochte nicht anzugeben, ob Mingarelli den Preis erhielt. (EL)

[2] Soeben meldet sich noch ein Herr Corti in Mailand, dessen Mechanismus, die Luftschiffe zu dirigieren, noch weit einfacher und leichter sein soll, wie er versichert, als der des Herrn Mingarelli. (Fr.) — F. nennt diesen Erfinder irrtümlich Conti. Es war Adolfo Corti, der in seiner Abhandlung Sopra un

man militärische Expeditionen durch die Luft machen wird; weder Mauern, noch Festungen, noch Armeen werden für die Luftboote ein Hindernis sein, deren Reise, kaum begonnen, auch schon vollendet sein wird. Heil unserm Jahrhundert und unsterbliche Ehre den Herren Leinberger und Mingarelli, die im Jahre 1821 die horizontale Leitung der Luftschiffe auf das vollkommenste zustande gebracht haben! Die K. Akademie zu Paris hat Herrn Mingarellis Vorschlag kaum eines Blickes gewürdigt und gab sich den Anschein, ihn zu bemitleiden; ganz anders ist man in London verfahren, wo man die Sache einer genauen Untersuchung gewürdigt und sie als reell befunden hat. Die leichtfüßigen Franzosen ziehen gerne alles in das Lächerliche, die soliden Engländer hingegen untersuchen, ehe sie urteilen. Als Kolumbus seinem Vaterland die Entdeckung einer neuen Welt vorschlug, erklärte man ihn für einen Narren, der von Unmöglichkeiten träume, und für einen Ketzer, weil er auf der andern Halbkugel Menschen vermute; diese könnten doch unmöglich vom Vater Adam abstammen, von dem nach der Genesis doch alle Menschenkinder abstammen müssen. Wie man aber Kolumbus als Vizekönig der neuen Welt sah, war nichts leichter als seine Entdeckung. Eine weit leichtere Sache war es, ein Ei auf eine Spitze zu stellen; aber von allen, die an Ferdinands und Isabellens Tafel waren, fiel es keinem ein, es an einer Spitze aufzustoßen. Die Luftschiffer verstanden bis jetzt recht gut, nach Gefallen in die Höhe zu steigen und sich wieder herabzulassen oder auch auf einem Punkt zu equilibrieren, und es hat ihnen weiter nichts gemangelt, als ein Mittel, ihren Schiffen

---

aerostato a movimento orizzontale, Milano 1821, ein Ellipsoid mit metallener Oberfläche und einer Montgolfière im Innern in Vorschlag brachte. Vgl. L. Liebmann und G. Wahl, Katalog der historischen Abteilung der ersten internationalen Luftschiffahrts-Ausstellung (Ila) zu Frankfurt a. M. 1909, Frankfurt a. M. 1912, S. 363f. Nr. 1133. (EL)

eine willkürliche horizontale Bewegung zu geben. Der Doktor Pietropoli in Venedig[1] behauptet nun, schon fünfzehn Jahre früher, als Herr Mingarelli, diese wichtige Erfindung gemacht zu haben; er will ihm indessen keineswegs sein Verdienst streitig machen, sondern schlägt ihm vor, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Unum nihil, duos plurimum posse. Viele Jahrhunderte hindurch wußten die Menschen nicht, sich von den Ufern der See zu entfernen, und fuhren nur längs den Küsten; allein sobald sie das Steuerruder und die Bussole erfunden hatten, machte die Schiffahrt Riesenschritte und einen Sprung aus der Kindheit in Nestors Alter. Bussole und Karten fehlen heutzutage den Luftschiffern nicht, und da Herr Mingarelli sich anheischig macht, gegen jeden Wind, bei allem Wetter sowohl wie bei völliger Windstille, dahin zu schiffen, wo es ihm beliebt, so werden die künftigen Luftleute einen ungeheuren Vorteil vor den Seeleuten voraus haben, die noch immer von den widrigen Winden und Windstillen abhängig sind. Die Luftschiffe werden im Gegenteil ganz dem menschlichen Willen unterworfen sein und so schnell fahren, daß sie nie ein Gewitter oder Sturm erreichen kann. Herr Leinberger macht vielleicht in kurzem durch die Luft die Reise nach London, um daselbst die 20000 Pfund Sterling zu empfangen; dann ist die Sache erwiesen und ehe zehn Jahre vergehen, werden Luftschlachten geliefert werden.

(Die Erklärung im nächsten Blatt.)[2]

Aus: Der Beobachter am Main und Rhein, 1. Jahrgang, Offenbach 1821, Nr. 18 vom Sonnabend 4. August, S. 276—278. Die Überschrift lautet bei F.: Über Herrn Leinbergers und Mingarellis neueste Erfindung, die Direktion der Luftballen betreffend.

---

[1] Über sein Projekt ließ sich nichts feststellen. (EL)

[2] Die hier von F. versprochene Erklärung ist wohl nicht erschienen; sie findet sich weder im Exemplar der Frankfurter Stadtbibliothek, noch in dem der Darmstädter Hofbibliothek. (EL)

Eine Dampfmaschinen-Fabrik

Wer hätte sich wohl noch vor fünfzig Jahren träumen lassen, daß eine so flüchtige Materie wie der Dampf dereinst eine so große Rolle auf unserm Erdball, vulgo Welt genannt, spielen würde! Zwar existieren schon Dampfmaschinen seit länger als einem Jahrhundert, aber erst der neueren Zeit war es vorbehalten, die Allgewalt des mächtigen Dampfes in seiner ganzen Größe zu zeigen, und dennoch ist das, was bis jetzt durch denselben bewirkt worden, nur noch ein Kinderspiel gegen das, was die in unserer Fabrik verfertigten Dampfmaschinen hervorbringen werden. Die Dampfboote, Dampfpressen, Dampfwagen, sogar Dampfkanonen usw. wollen noch gar nichts sagen gegen die erstaunlichen Wirkungen unserer Dampfobjekte. Künftig werden in einer auch noch so kleinen Haushaltung unsere Dampfmaschinen ebensowenig fehlen dürfen, wie jetzt ein Kochtopf, und das ist doch gewiß das notwendigste Utensil für alles, was einen menschlichen Magen hat.

Wir verfertigen: 1. Haus- und Hand-Dampfmaschinen, die jede häusliche und Handarbeit verrichten und folglich alle Art Bedienung überflüssig machen. Durch unsern Dampf werden die Kleider, die Schuhe und Stiefel gereinigt, die Betten gemacht, die Stuben gekehrt, die Fenster geputzt und alle Arten Speisen aufs köstlichste zubereitet, ja sogar auch die fehlenden Ingredienzen herbeigeschafft, doch muß man sich hierzu die eigenen Koch-Dampfmaschinen wieder extra anschaffen. 2. Zug- und Lasttiere sind fortan ebenso unnütze Dinge auf der Welt, als Regierungen, mit allem, was dazu gehört: denn durch unsere Transport-Dampfmaschinen entbehrt man alle Wagen, Tragbahren, Kutschen usw., und unsere Regierungs-Dampfmaschinen werden die ganze Welt regieren. 3. Unsere Schreib-Dampfmaschinen überheben den Schreiber jeder Art, vom größten Gelehrten und Staatsmanne an bis zum Kopisten herab, der Mühe des Schrei-

bens; die Leute brauchen ihr nur ihre Gedanken mitzuteilen, und die Maschine bringt sie sogleich zu Papier, ja sie teilt sogar Denjenigen Gedanken und Ideen mit, die selbst keine haben: sie brauchen zu diesem Ende den Dampf nur durch die Nase ins Gehirn passieren zu lassen, und eine Welt von neuen Begriffen wird ihnen aufgehen. Unsere Maschinen werden die Felder und Wiesen bestellen, das Düngen, Säen, Ernten und Dreschen besorgen, sie werden den Wein keltern, in Fässer füllen und ihn sogar trinken, wenn es not tut, sie werden Schafe und andere Tiere scheren, die Wolle spinnen, das Tuch weben, die Kleider zuschneiden und nähen, das Vieh schlachten, die Felle gerben, das Leder zubereiten und Schuhe und Stiefel machen. Freilich wird es nun heißen: gute Nacht, ihr ehrlichen Zünfte der Schuster und Schneider, sowie überhaupt aller Gewerbe; aber zu was braucht man dergleichen auch ferner, da durch unsern Dampf sich jeder das selbst schaffen kann, was ihm not tut und er braucht. Es tritt eine vollkommene, durch Dampf hervorgebrachte, Gleichheit der Stände ein, alle Welt wird die Hände in den Schoß legen, es wird keine Diener, sondern nur noch Herren geben, das wahre dolce far niente, das herrliche Schlaraffenleben wird beginnen, und man wird nur noch zu raffinieren haben, wie man sich Vergnügen machen soll; man wird nur noch Dampfkriege führen, und außer den Dampfmaschinen-Fabriken sind keine anderen Fabriken mehr nötig, und selbst diese werden durch den kostbaren Dampf getrieben. Vermittelst unserer Eildampfluftschiffe, von denen das erste bereits fertig ist, wird man eine Reise um die Welt ebenso leicht machen, als man jetzt eine Spazierfahrt von Stuttgart nach Cannstatt, oder von Frankfurt nach Bornheim, oder von Heilbronn nach Weinsberg usw. macht. Man kann des Morgens in Petersburg Kaffee trinken, um elf Uhr ein Gabel-Frühstück bei den Frères provençaux zu Paris ein-

nehmen, um drei Uhr zu Lissabon zu Mittag essen, zu Washington goutieren, in Peking etwas spät soupieren und übernachten und ist zur Schokolade schon wieder in St. Petersburg. O Dampf, wie groß ist nicht deine Kraft und wie bewundernswürdig sind deine Resultate! Manche von unseren Lesern werden ungläubig die Achseln zucken, aber nur Geduld! In kurzem wird eines von unsern Sonnen- und Mond-Eildampfluftschiffen vollendet sein, und wir werden dann auf Hochzeiten und Kindtaufen in den Mond oder die Sonne reisen, mit deren Bewohnern Brüderschaft trinken und Schwägerschaft machen, wir werden Blutsverwandte in allen Sternen bekommen, Söhne und Töchter in den Mond verheiraten, und die erfreulichste Aussicht bietet sich für unseren Überfluß an heiratslustigen Mädchen auf unserem an heiratslustigen und heiratsfähigen Männern jetzt so armen Erdball dar; denn aus dem Monde haben wir sichere Kunde, daß dort ein großer Mangel an Frauenzimmern ist und die Männer dort sehr gerne heiraten, und so ein Mondmann ist auch ein ganz anderes Ding als ein Erdmann. Ja, man wird bei lebendigem Leibe eine Reise in den Himmel machen können, um die geliebten seligen Verwandten zu besuchen und sich sein Quartier im voraus zu besehen und zu bestellen, wenn anders der heilige Petrus den Eingang verstattet; wo nicht, so stürmt man ihn mit den mit Dampfkanonen beladenen Dampfluftschiffen und lehrt dem alten Eisenfresser Mores. Ja, selbst Schillers Worte: „und die Hölle nicht mehr sein"[1] werden in Erfüllung gehen, wenn man nur erst den Ort ausfindig gemacht haben wird, wo sie sich eigentlich befindet. Wir sollten meinen, das müsse eben nicht schwer sein.

Aus: Das Dampfboot, Unterhaltungsblatt für die gesunde Vernunft, Stuttgart 1826, Nr. 7 vom Sonntag 7. Mai, S. 30f. Die Überschrift lautet bei F.: Wichtige Anzeige einer großen ganz neuen Dampfmaschinen-Fabrik zu Philadelphia.

---

[1] In der ersten Fassung des Liedes „An die Freude", in: Thalia hrsg. v. Schiller, 1. Bd. 2. Heft, Leipzig 1787, S. 5. (EL)

Errichtung einer Universal-Assekuranzanstalt

Die namenlose Quantität von albernen, dummen und einfältigen Streichen, die jetzt tagtäglich in der Welt begangen werden und oft den Urheber in Unheil und Verderben, ja ganze Nationen ins Unglück und Elend stürzen, haben uns auf den löblichen Gedanken gebracht, zum Nutzen und Frommen der ganzen Menschheit eine allgemeine Assekuranzanstalt, und zwar ohne alles persönliche Interesse, nur das Gemeinwohl vor Augen habend, zu errichten. Wir assekurieren demnach gegen die gehörigen, freilich etwas hohen Prozente — denn wieviel werden wir täglich zu bezahlen haben! — unter anderm folgende Dinge: alle Entwürfe, Pläne und Projekte von Staats-, Kriegs-, Finanz-, innern und auswärtigen Ministerien, die sie wirklich ausführen, indem wir den dabei möglichen Verlust, nachdem man uns den Plan eingereicht, gehörig geschätzt und dessen Tauglichkeit oder Untauglichkeit sowie das Gelingen oder Mißlingen gehörig geprüft haben. So wird z. B. eine falsch berechnete Finanzoperation, die einen Verlust von zehn Millionen herbeiführen könnte, um verassekuriert zu werden, wenigstens 50 Prozent zahlen müssen. Eine Kriegsoperation in gleichem Verhältnis nach der Wahrscheinlichkeit ihres Reüssierens und Nichtreüssierens. So liegt es auch in unserm Plan, jeden Beschluß eines Staatsrats, der Parlamentskammern, Kriegskollegien, Ständeversammlungen usw. gegen die gehörigen Gebühren zu verassekurieren.

Aber hierbei bleiben wir nicht stehen. Wir verassekurieren nicht nur jedes Staatsunternehmen, jeden zu führenden Krieg oder zu schließenden Frieden, Vertrag usw., sondern auch die wichtigsten und heiligsten Interessen eines jeden Privatmannes. So verassekurieren wir z. B. das Glück einer jeden Ehe bei ihrer Stiftung und bezahlen eine übereingekommene Entschä-

digungssumme, wenn sie unglücklich ausfällt. Wir verassekurieren bei der Geburt eines jeden Kindes alle dummen und schlechten Streiche, die dasselbe während seinem ganzen Leben begehen könnte, indem wir einen Preiskurant für alle möglichen Fälle beifügen, von dem Zerschlagen einer Fensterscheibe an bis zu solchen Geniestreichen, die es zum Galgen, Rad oder Vierteilen reif machen könnten. Auch liegt es in unserm Plan, Treue, Aufrichtigkeit, Keuschheit, Beständigkeit, Tugend, Verstand, Mädchenehre, Sittsamkeit und Unschuld, Ehrbarkeit und Verschwiegenheit usw. zu verassekurieren, nur nicht die eheliche Treue der Männer oder doch nur zu 200 Prozent, sonst würden wir gar zu viel zu zahlen haben und der Verlust so groß werden, daß er leicht den totalen Ruin unseres so wohltätigen als trefflichen Instituts herbeiführen könnte. Auch versichern wir jede kaufmännische Spekulation, sowie jedes andere spekulierende Privatunternehmen und Prozesse, auch gegen alle Art Krankheiten, Unfälle, Beinbrüche u. dgl., sogar die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Mädchen und Weiber verassekurien wir, erstere aber nur bis zu einem gewissen Alter, und nachdem wir vorher genaue Erkundigungen über Charakter, Temperament und Aufführung der Damen eingezogen haben. Ein ausführlicher und detaillierter Preiskurant über alles dieses soll nächstens folgen.

Aufträge und Briefe bitten wir uns portofrei einzusenden.

Die allgemeine Assekuranzanstalt aller dummen Streiche und bösen Zufälle zu Himmelshausen.

Aus: Das Dampfboot, Unterhaltungsblatt für die gesunde Vernunft, Stuttgart 1826, Nr. 3 vom Sonntag 9. April, S. 11. Die Überschrift lautet bei F.: Errichtung einer Universal-Assekuranzanstalt, in welcher man alle dummen Streiche, sowie allerlei andere Dinge verassekurieren kann.

Eine Extravaganz

Mehrere gute Freunde und Freundinnen saßen nach einem freundschaftlichen Abendmahl bei einer dampfenden Bowle im traulichen Kreis um einen runden Tisch und unterhielten sich von den Tagesbegebenheiten und dem Tagesklatsch. Endlich fiel das Gespräch auf den leidigen Mammon, das notwendige Übel: Geld genannt, und jeder rückte mit seinen bescheidenen und unbescheidenen Wünschen heraus. Die eine meinte, wenn sie nur 500 Gulden jährlich für ihr ganzes Leben hätte, wollte sie sich gerne behelfen; die andere sagte, das sei zu wenig, sie wolle 8—1200 Gulden; ein andrer begehrte ein jährliches Einkommen von 2000 Gulden; ich aber erklärte, daß, wenn ich so ganz nach meinem Hang und Vergnügen leben wollte, mir wenigstens zwei Millionen Gulden jährliche Einkünfte werden müßten. Oho, meinte mein nächster Nachbar, ein bescheidener Schulkandidat, was wollten Sie wohl mit dem Geld alle anfangen, das wäre ja eine Unmöglichkeit, solches auszugeben, ohne es geradezu wegzuwerfen. Lächelnd sah ich den Freund an und erwiderte ihm, daß ich auch nicht einen Pfennig davon wegwerfen oder verschenken und die Revenüen dennoch auf eine sehr anständige Weise verzehren wolle; ja, ich behauptete sogar, daß alle Monarchen der Welt mir nicht so viel Geld zu geben imstande seien, als ich mit Anstand durchbringen wollte. Jetzt sah mich der Herr Kandidat mit großen Augen an, sämtliche Mitglieder der Gesellschaft richteten kopfschüttelnd ihre Blicke auf mich und ließen ihre Zweifel laut werden; da ich aber auf meiner Behauptung bestand, so forderte man mich auf, zu erklären, wie ich dies anfangen wolle. Ich fand mich dazu bereit und hob folgendermaßen an:

Daß ich mir bei einer so ungeheuren Einnahme auch keine Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, sowie kein Vergnügen des Le-

bens versagen würde, werden Sie ebenso natürlich als zweckmäßig finden und mir daher alle Ausgaben zugute halten, die ich in dieser Hinsicht für notwendig erachte. Zuerst muß ich Sie also damit bekannt machen, daß ich ein ebenso großer Freund vom Reisen, als ein abgesagter Feind von dessen Unbequemlichkeiten und namentlich von den Gasthäusern bin. Ich würde demnach mir nicht nur in allen Hauptstädten Europas, als zu Petersburg, Paris, Wien, London, Berlin, Rom, Neapel, Mailand, Amsterdam, Madrid, Lissabon, Konstantinopel, Kopenhagen, Dublin, Stockholm, Lyon, München, Bordeaux, Liverpool, Edinburg, Manchester, Dresden, Hamburg, Frankfurt, Venedig, Genua, Warschau und Krakau und noch einigen 30 andern Städten, mit allen Bequemlichkeiten und Kostbarkeiten eingerichtete Hotels nebst Gärten anschaffen und unterhalten, sondern auch in allen Orten, wo ich übernachten müßte und die an den Straßen lägen, welche zu den benannten Städten führen, da ich kein Freund vom Reisen in der Nacht bin, garnierte Appartements Jahr aus Jahr ein für mich und mein Gefolge mieten, damit ich überall bei mir zu Haus wäre. Daß in allen diesen Hotels ein Haus-, Hof- und Küchenmeister nebst dem dazu gehörigen Gesinde, als Küchen-, Stubenmädchen, Gärtner usw., sowie in allen Nachtquartieren, die ebenfalls auf meine Unkosten eingerichtet und möbliert würden, wenigstens ein Aufseher, ein Koch und einige Mägde sein müßten, versteht sich von selbst. Schon diese Liebhaberei würde des Jahres eine bedeutende Summe kosten; was meinen Sie, meine Freunde? (Man drückte allgemeines Erstaunen aus und hörte mir ferner mit offnem Munde, großen Augen und gespitzten Ohren zu.)

Künste und Wissenschaften sind eine andere Liebhaberei von mir und absonderlich das Theater, dem ich von jeher leidenschaftlich ergeben war; aber keines von den in Europa bestehenden würde

mir weder architektonisch noch artistisch genügen, sondern ich würde mir deren zwei, eins in Deutschland, wo ich mich in der Regel im Sommer, und zwar am Rhein, aufhalten würde, und eins in Italien, wo ich den Winter zubrächte, erbauen lassen und zwar folgendermaßen konstruieren. Da ich alle Vorstellungen frei gäbe und folglich kein Unterschied der Plätze stattfände, so würde der Teil, wo die Zuschauer sitzen, ein vollkommenes Amphitheater in einem ovalen Halbzirkel von Marmorstufen, mit Samtkissen bedeckt, bilden und so groß sein, daß 20000 Zuschauer bequem Platz fänden; in passendem Verhältnis müßte natürlich die Größe der Bühne selbst und des Orchesters sein, sowie die Nebengebäude, als das Ball- und Konzerthaus, die Gebäude zur Aufbewahrung der Dekorationen, Kostüme, Möbel, Waffen usw., sowie die völlig eingerichteten Wohnungen des sämtlichen zum Theater gehörigen Personals, vom Generaldirektor an bis zum Lampenputzer herab, welches, wie man sogleich sehen wird, nicht unter 3—4000 Personen betragen würde. Da ich nun ein Freund von Veränderungen bin, so würde ich mein Theater, welches aus einer vollständigen deutschen, italienischen und französischen Opera seria und buffa, aus einem deutschen, italienischen und französischen Schauspiel und Vaudeville und einem vollständigen Ballett bestehen müßte, wie folgt, organisieren und es Universal-Theater nennen.

Damit nie, außer im Falle einer Pest, wovor uns Gott bewahre, wegen Schnupfen, Katarrh und anderer ansteckenden Theaterkrankheiten, eine Abänderung des einmal festgesetzten Repertoires stattfinden könnte, müßten alle Fächer wenigstens vierfach besetzt und folglich jede Partie und Rolle von vier Individuen zugleich einstudiert sein, damit bei Unpäßlichkeit des einen oder anderen sogleich der dritte oder vierte an dessen Stelle treten könnte, und weil die verschiedenartige Besetzung eines Stückes

demselben noch einen neuen Reiz verleiht. Daß ich zu diesem Institut nur die vollkommensten jetzt lebenden Künstler ohne Rücksicht auf die Größe des Gehalts nehmen würde, werden Sie mir nicht verdenken, und ich würde es ungefähr folgendermaßen besetzen[1].

Zuerst wäre ich auf die Ernennung eines Generaldirektors bedacht, der die nötigen Eigenschaften, Kenntnisse, Charakterfestigkeit und Beurteilungskraft besäße, die ein so schwieriges Amt erfordert; dazu würde ich nun z. B. Herrn Direktor Ringelhardt zu Köln am Rhein erwählen, als denjenigen, der alle erforderlichen Qualitäten in sich vereint und einer der besten Theaterdirektoren ist, die Deutschland aufzuweisen hat. Als Vizedirektoren würde ich ihm Herrn Dr. Klingemann in Braunschweig und Herrn Dr. Küstner zu Leipzig an die Seite stellen. Daß die Leitung so schwieriger Ämter gut bezahlt sein müßte, versteht sich von selbst; 50000 fl. für den General- und 20000 fl. für jeden Vizedirektor eines solchen Instituts wird wohl niemand übertrieben finden; das wäre pro Jahr 90000 fl.

Nun käme die vollständige Besetzung der deutschen Oper:

Die Kapellmeister und Tonsetzer müßten sein die Herren:

K. M. v. Weber	25000 fl.
Spohr	25000
Weigl	20000

[1] Die biographischen Daten für die im folgenden aufgeführten Personen im einzelnen zu geben, würde zu weit führen; es wird hierfür auf das Allgemeine Theaterlexikon von R. Blum, K. Herloßsohn und G. Marggraff, Neue Ausgabe, 7 Bde., Altenburg 1846, sowie auf Ludwig Eisenbergs Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert, Leipzig 1903, verwiesen. Für die speziell in Frankfurt tätig gewesenen Künstler sind zu vergleichen: Auto-Biographie von Karl Gollmick. Nebst einigen Momenten aus der Geschichte des Frankfurter Theaters, Frankfurt a. M. 1866; A. Bing, Rückblicke auf die Geschichte des Frankfurter Stadttheaters, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1892—1896; E. Mentzel, Das alte Frankfurter Schauspielhaus und seine Vorgeschichte, Frankfurt a. M. 1902. (El)

P. Ritter	20000 fl.
K. Kreutzer	20000
Musik- und Orchesterdirektoren die Herren:	
Fränzl	18000
Seyfried	18000
Schneider	15000
Guhr	15000
Die vier ersten Sängerinnen:	
Mad. Mezger-Vespermann	25000
— Milder-Hauptmann	25000
— Becker	20000
— Sigl	18000
Dann kämen die Damen:	
Sontag	20000
Rainz	20000
Bamberger	18000
Krüger-Aschenbrenner	18000
Alt- und Männer-Partien, als Tankred, Sextus usw. würde ich besetzen durch:	
Mad. Cornega	25000
— Waldemüller	20000
— Müller-Anschütz	20000
Dlle. Stern	12000
Zu Anstands- und Spielpartien engagierte ich:	
Dlle. Canzi	20000
— Eunicke	15000
— Böhler	12000
— Rotthammer	12000
Zehn Damen für das Soubrettenfach der Oper, aus den besten übrigen Sängerinnen Deutschlands gewählt, jede à 3000 fl.	30000
Fünfzig treffliche Choristinnen à 1000 fl.	50000
Die vier ersten Tenoristen wären die Herren:	
Bader	25000
Gerstäcker	20000
Wild	20000
Haizinger	20000
Zweite Tenoristen die Herren:	
Rieser	12000
Cornet	12000
Höfler	12000
Jäger	10000

Die vier ersten Bassisten:

Herr Strohmeyer	25000 fl.
— Siebert	20000
— Dobler	15000
— Pillwitz	15000

Die zweiten Bassisten:

Herr Berthold	12000
— Krebs	12000
— Gern	12000
— Köckert	10000

Baritonisten und Spielpartien, als Don Juan, Faust usw.:

Herr Blum	20000
— Kühn	12000
— Größer	12000
— Häser	12000

Buffos:

Herr Fischer	20000
— Devy	15000
— Freund	12000
— Seiling	12000
Zehn Sänger für unbedeutendere Partien à 3000 fl.	30000
Fünfzig Choristen für Tenor und ebensoviel für Baß à 1000 fl.	100000

Das Orchester für die deutsche, italienische und französische Oper würde aus einem Personale von 300 der besten Virtuosen Europas bestehen, wobei Künstler wie die Herren Rode, Kreutzer, Lafont, Romberg, Clément, Baillot, Hermstedt, Bender, Bärmann, Gugel, Schunke usw. natürlich nicht fehlen dürften; die jährliche Ausgabe dieser Kapelle dürfte demnach, nicht zu hoch angerechnet, sich belaufen auf 400000

Summa 1543000 fl.

An der Spitze der italienischen Opera seria und buffa würden als Kapellmeister stehen die Herren:

Rossini (denn darunter würde er wohl nicht zu haben sein)	50000 fl.
Spontini	20000
Mercadante	20000
Caraffa	20000

Das singende Personal würde ebenso wie das der deutschen Oper organisiert sein; ich bemerke nur, daß dabei nicht fehlen dürften:

Mad. Catalani mit 50000 fl., Mad. Pasta mit 30000 fl., Dlle. Cinti mit 30000 fl., Mad. Fodor mit 30000 fl.,

Hr. Donzelli mit 30000 fl., Hr. Veluti (Kastrat, deren vier sein müßten) mit 30000 fl. Die Totalsumme dieses Personals, das aus Paris, London, Mailand, Neapel, Lissabon und ganz Italien zusammengeholt werden müßte, würde jährlich betragen . . . . 1600000 fl.

Die französische Oper, samt Vaudeville, wobei die Herren Boieldieu, Berton, Gaveaux und Devienne als Kapellmeister angestellt wären, würde ich bestreiten mit 1200000

Das aus den vorzüglichsten Tänzern und Tänzerinnen Europas zusammengesetzte Ballett, das aus vier Ballettmeistern, 50 Solotänzern und Solotänzerinnen, 30 Groteskktänzern und 300 Figurantinnen bestehen würde, könnte jährlich kosten 500000

300 Statisten zu Fuß und 100 Reiter für die Evolutionen, Aufzüge und Manövers in der Oper und dem Ballett à 500 fl. jeder . 150000

Das deutsche Schauspiel unter der besonderen Aufsicht der Herren Ringelhardt, Klingemann und Küstner hätte vier Regisseure, die keine Rollen übernehmen dürften und jeder mit 5000 fl. angestellt wären 20000

Die vier tragischen Liebhaberinnen und Heldinnen würden sein:

Mad. Neumann 18000
— Stich 15000
— Anschütz 12000
— Feige 10000

Zärtliche und naive Liebhaberinnen:

Frau von Klogen 12000
Dlle. Lindner 10000
— Pichler 10000
Mad. Lortzing d. J. 10000

Zweite Liebhaberinnen:

Mad. Devrient 12000
Dlle. Urspruch 8000
Mad. Schirmer 8000
Dlle. Grüner 8000

Anstandsdamen:

Frau von Busch 15000
Mad. Renner 15000
— Genast 12000
— Schröckh 10000

Mütter:

Mad. Eßlair 15000
— Weißenthurn 12000
— Lieblich 10000
— Löwe 10000

Chargierte Rollen und böse Weiber:	
Mad. Sebastiani	12000 fl.
— Krideberg	12000
— Lefèvre	8000
— Leiser	6000
Soubretten:	
Dlle. Böhler	12000
Mad. Mayer	10000
— Hoffmann	8000
— Rüppell	8000
Zehn Damen für die Besetzung der Nebenrollen à 3000 fl.	30000
Helden und tragische Liebhaber:	
Herr Wolff	20000
— Anschütz	18000
— Löwe	15000
— Kunst	12000
Liebhaber in Konversationsstücken:	
Herr Haake	15000
— Fischer	12000
— Henkel	10000
— Rebenstein	10000
Jugendliche und zweite Liebhaber:	
Herr Kettel	10000
— Hölken	8000
— Rottmayer	8000
— Lortzing d. J.	8000
Intrigants und Tyrannen:	
Herr Devrient	20000
— Weidner	18000
— Paulmann	16000
— Gern d. J.	15000
Komiker:	
Herr Wurm	18000
— Costenoble	15000
— Koberwein	12000
— Carl	10000
Väter- und Anstandsrollen:	
Herr Beschort	15000
— Mattausch	12000
— Eßlair	12000
— Thürnagel	10000

Bonvivants und Chevaliers:	
Herr Gerber	12000 fl.
— Lebrun	10000
— Keller	8000
— Polawsky	8000
Zwanzig Schauspieler für Nebenrollen, Bedienten usw. à 3000 fl.	60000
Summa	5878000 fl.

Daß ich so hohe Gagen angesetzt habe, wird Sie nicht befremden, meine Freunde; erstlich muß die Kunst, von der ich ein so großer Verehrer bin, gut belohnt werden, und zum andern würden alle diese trefflichen Subjekte schwerlich ihre jetzigen Engagements verlassen, wenn sie nicht reichlichen Ersatz dafür bekämen.

Die Gagen für das französische Trauer-, Schau- und Lustspiel, wobei ein Talma, eine Dlle. Mars, George usw. nicht fehlen dürften, will ich mit Direktion, Regie usw. auf eine jährliche Ausgabe von	600000 fl.
und das italienische auf . . . . anschlagen.	400000
Für das ganze Hilfspersonal, als: Inspizienten, Maschinisten, Dekorationsmaler, Theatermeister, Zimmerleute, Souffleure, Billetteure, Beleuchtungs- und Beschließungspersonal, Theaterärzte, Theaterbureau mit Buchhalter, Rechnungsführer, Korrespondenten, Garderobiers, Schneider, Kostümiers, Anziehfrauen, Pompiers, Tischler, Theaterdiener, Feuerwächter, Maurer, Kopisten für die Partien und Rollen, Notenschreiber	300000
Für die Komposition von 12 neuen Opern alljährlich	250000
Für Dekorationen	500000
Für Kostüme (NB. jedes Stück müßte seine eigenen Kostüme haben)	1000000
Für die Waffenkammer, die alle Gattungen von Waffen seit der Erschaffung der Welt bis auf unsre Zeiten von jedem Jahrhundert und von allen Nationen enthalten müßte	45000
Ameublement und sonstige Requisiten mit gleicher Einrichtung	100000
Für den Gehalt von 20 anerkannt guten dramatischen Dichtern, welche sorgenfrei leben und das Theater fortwährend mit neuen Stücken versehen	400000
Als außerordentliche Prämien für die 3 besten Opern, die 3 besten Trauer-, Schau- und Lustspiele und Vaudevilles in jeder Sprache	100000

Für den Unterhalt von 100 Theaterpferden nebst Bedienung	20000 fl.
Für Beleuchtung und Feuerung	100000
Für die jährlichen zwei Reisen des sämtlichen Personals von Deutschland nach Italien und zurück	2000000
Summa	11693000 fl.

Eine Universal-Bibliothek wäre eine andere Leidenschaft von mir; hier dürfte auch kein Buch in keiner Sprache fehlen, und jede Literatur hätte ihre eignen Säle, so daß das Ganze in die Hauptabteilungen: Deutsche Bibliothek, französische, englische, griechische, italienische usw., und diese wieder in historische, geographische, romantische, poetische, philosophische, medizinische usw. abgeteilt wären. Das zu diesem Zwecke bestimmte Gebäude enthielte 60 Büchersäle, ferner die Wohnung für den General- und 24 Unterbibliothekare, Bibliothekdiener usw. Keine Kosten dürften gespart werden, um die seltensten Prachtausgaben und Manuskripte, sowie alles, was das Jahr durch im Druck erscheint, anzuschaffen.

Unfern der Bibliothek müßte das Universal-Museum anzutreffen sein, aus 30 Pavillons, jeder mit 20 Sälen, und den Wohnungen für den Direktor, die Inspektoren, Aufseher und Diener bestehend. In diesem Museum fände man eine Gemäldesammlung der größten Maler, die je gelebt, die vollständigste und trefflichste, die existiert; eine ebensolche Kupferstichsammlung, Zeichnungen, ein Münzkabinett, wo man auch nicht eine Medaille vermißte. Eine Antiquitätensammlung, wie sie nirgends mehr zu finden wäre. Ein physikalisches Kabinett mit allen nur denkbaren Apparaten, um jedes beliebige Experiment zu machen; ein vollständiges chemisches Laboratorium. Der naturhistorische Teil des Museums müßte in Zoologie, Mineralogie und Botanik die größte Vollständigkeit haben. Vom Elephanten bis zur Spitzmaus, vom Strauß bis zum Kolibri, vom Krokodil bis zur Milbe und vom Walfische bis zum Gründling dürfte kein aus-

gestopftes Tier fehlen, sowie das Mineralienkabinett die kostbarsten Edelsteine und die gemeinen Sandsteine aufweisen müßte; auch in dem botanischen Teile dürfte kein getrocknetes Pflänzchen fehlen. In den Sälen, wo die Bildhauerkunst ihren Sitz aufgeschlagen, müßten, chronologisch geordnet, die Büsten und Statuen von allen berühmten Männern aus allen Nationen und Zeiten aufgestellt sein, sowie kein Halbgott, keine Dryade und kein Götzenbild aus den Mythen aller Länder und aus allen Zeiten fehlen dürfte, und sämtliche Bildhauer Europas würde ich ohne Unterlaß beschäftigen, um auch diese Sammlung so vollständig als möglich zu machen. Die Rüstsäle enthielten alle Arten und Qualitäten von Trutz- und Schutzwaffen. Eine vollständige Menagerie und einen botanischen Garten, in dem kein erhaltbares Tier und keine in Europa fortzubringende Pflanze vermißt würden, sowie Treibhäuser, welche zu allen Zeiten Kirschen, Trauben, Ananas und andere Früchte hervorbrächten, träfe man da an.

Ein lebendiges Konversations-Lexikon von 100 Gelehrten in allen Fächern, aus den berühmtesten Männern Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Englands usw. gewählt, mit gebührendem Jahrgehalte versehen, wäre meine tägliche Gesellschaft, und 200 Reisende unterhielte ich ununterbrochen in allen Weltgegenden, um Ankäufe für meine Sammlungen in jeder Art zu machen und um jeden Preis die größten Seltenheiten an mich zu bringen. Eine Ritterburg ließe ich nebst einem Turniersaal bauen, die nichts Ähnliches an Pracht und Größe aufzuweisen hätte, und Turniere und Karussells müßten meine Feste verschönern, deren Glanz kaum zu ertragen wäre. Die Herren Franconi[1] nebst

[1] Die Familie Franconi war eine berühmte Kunstreiter-Dynastie. Ihr Begründer war Antonio Franconi aus Udine (1737—1836), der in seinem Pariser Zirkus als erster Spektakelstücke und Pantomimen aufführte. Im

de Bach[1] nähme ich zu diesem Zweck für immer samt allen ihren Pferden, Hirschen, Hunden und anderem Getier in meine Dienste. Einen See ließe ich graben, auf dem die prächtigsten Naumachien und Fischerstechen stattfänden, und die besten Aerostaten müßten ihre Ballons zu Luftspazierfahrten so lange in Bereitschaft halten, bis die neue Erfindung des Herrn Professors Erb zu Heidelberg im Gange wäre[2]. Zwei Spitäler, jedes für 5000 alte, schwache und zu keiner Arbeit taugliche Menschen ließe ich bauen, in denen solche Individuen ein sorgenfreies und bequemes, auch nicht von allen Annehmlichkeiten entblößtes Leben führen könnten, und ich hoffe, man wird das nicht Geldverschenken nennen. Kapellen und Kirchen für alle Konfessionen der in meinem Gehalt stehenden Individuen würde ich unterhalten und eine Sternwarte unter Dr. Olbers'[3] Leitung erbauen, in der nichts, was zur Sternkunde erforderlich, fehlen würde. Endlich würde ich

---

Jahr 1805 übertrug er ihn seinen Söhnen Lorenzo und Henri genannt Minette, die den neuen großen Cirque Olympique erbauten, den sie 1807 mit der equestrischen Pantomime „Die Laterne des Diogenes" zu Ehren Napoleons eröffneten. Vgl. hierüber und über die weitere Geschichte der Familie Franconi: Signor Saltarino (Hermann Waldemar Otto), Artisten-Lexikon, 2. Aufl., Düsseldorf 1895, S. 67 ff. und: Le Cirque Franconi, détails historiques sur cet établissement hippique et sur ses principaux écuyers, recueillis par une chambrière en retraite, Paris 1875. (EL)

[1] Christoph de Bach (1768—1834), ein Kurländer, k. k. Kunst- und Schulreiter und berühmter Zirkusdirektor in Wien. Vgl. Saltarino, ebd. S. 12 f. (EL)

[2] Über den Heidelberger Professor Karl Augustus Erb vgl. seine Schrift: Mitteilung eines ersten Entwurfes zu einer aero- und hydrodynamischen Gesellschaft oder Gesellschaft für Luft- und Wasserfahrt nach meinen Erfindungen, Heidelberg 1824; Wilh. Weinholz, Luftschiffahrt und Maschinenwesen, Braunschweig und Leipzig 1835, S. 73 ff.; L. Liebmann und G. Wahl, Katalog, Frankfurt a. M. 1912, S. 367 u. S. 407. (EL)

[3] Wilhelm Olbers, Arzt und berühmter Astronom in Bremen (1758 bis 1840). (EL)

Feste und Bankette geben, von denen sich selbst die ausschweifendste Phantasie eines Ariost kaum einen Begriff machen könnte. Feuerwerke in drei Abteilungen, die jedesmal durch das Auffliegen von 100000 Raketen bezeichnet und auf das Zeichen der Signalrakete zugleich abgebrannt würden, stellten die herrlichsten Feenschlösser, Tempel, Zaubergärten usw. dar. Bäder von allen Gattungen, wie sie der üppigste Römer nicht kannte, wären für alle meine Leute in Bereitschaft. Auf den Bällen würden die Fußböden der Säle mit echtem Eau de Cologne von Farina auf dem Jülichsplatz zu Köln aus silbernen Trichtern nach jedem Tanze benetzt und alle Kerzen dampften das kostbarste Rosenöl. An den Tafeln, wo weder Kokosnüsse noch indische Vogelnester, weder Ananas noch Trüffelpasteten, weder Tokaier noch Kapwein, weder Lacrimae Christi noch die edelsten Rheinweine fehlen dürften, speisten die ersten Gelehrten, Künstler und Künstlerinnen, besonders Sängerinnen, Schauspielerinnen und Tänzerinnen, welche, wie ich aus Erfahrung weiß, die angenehmste Unterhaltung gewähren, Ärzte und andere interessante, unterhaltende Gesellschafter ohne Unterschied des Ranges, von dem bei mir keine Rede sein dürfte, unter dem Schall der harmonischsten Musik. Meine Gärten, Landhäuser und Blumenflore, den Glanz meiner Equipagen und Schlitten, die Schönheit meines Marstalls, aus 500 Rassepferden bestehend, dürfte nichts übertreffen. Genug, man dürfte auch in keiner Hinsicht etwas bei mir vermissen: zwei treffliche Apotheken müßten allen Kranken die vorzüglichsten Medikamente unentgeltlich liefern, und zwanzig Bureaus hielten Ordnung in allen Verwaltungen der verschiedensten Institute und Anstalten. Ja, wenn Sie es so treiben wollen, fiel mir jetzt Herr E. ins Wort, dann glaube ich gerne, daß Ihnen niemand Geld genug schaffen kann! Alle waren seiner Meinung, und ich wiederhole nur noch einmal, daß sämtliche Monarchen der Welt

mir nicht so viel verschaffen könnten, als ich mit Anstand ausgeben wollte.

NB. Sollte irgendein Krösus oder Rothschild jemand bedürfen, der ihm in der Art und Weise, sein Geld auf eine anständige Art auszugeben, Unterricht erteilen oder tätig helfen soll, so ist die Redaktion des Phönix erbötig, ihm ein Individuum zuzuweisen, das es in dieser Kunst bis zur vollendeten Meisterschaft gebracht hat.

Aus: Der Phönix, Rheinisches Unterhaltungsblatt, 1. Jahrg., Mannheim 1825, Nr. 63—67.

VIII

Über und aus Frankfurt am Main

Neu-Abdera und sein Theater[1]

Kennst du die Stadt, wo die Sechsbätzner blühn,
Die Menschen nur fürs Feilschen und den Wucher glühn,
Wo finstre Luft die Geister stets umschwebt,
Weil man durchaus nur für den Schacher lebt?

So arg ist es denn doch nicht, als es dieser Vers besagt, denn hier und da wandelt noch ein Geist in Neu-Abdera, der auch für etwas andres als den Schacher Sinn und Gefühl hat; freilich ist ein solcher Geist daselbst ein wahrer Phönix, nur fliegt er in der Regel aus, und selten bleibt einer im Neste sitzen. Indessen ist das Völkchen zu Neu-Abdera eben kein bösartiges, sondern mehr ein vorurteilsvolles Volk, dem es an Erfahrung, Weltkenntnis und wissenschaftlicher Bildung fehlt und dessen reiche und f ü r n e h m e Handelsleute meistens von einem aufgeblasenen und recht burlesken Geldstolz befallen sind, der sozusagen in eine ansteckende Krankheit ausgeartet ist und sie manchmal zu den lächerlichsten Streichen verleitet, deren in der Regel im Jahr nicht weniger als 365 gemacht werden. Eine vollständige Geschichte der Neu-Abderiten zu schreiben, sowie eine topographisch-statistische Beschreibung dieser Stadt würde zwar nicht ohne Interesse, aber doch für Unterhaltungsblätter zu weitschweifend sein,

[1] Die Stadtbewohner, die es sich einfallen ließen, die unter dieser Rubrik erzählten Tatsachen auf sich zu beziehen, würden sich schon allein dadurch zu Abderiten qualifizieren; es findet sich vielleicht keine einzige Stadt, wo nicht hier und da Ähnliches vorgefallen wäre, und ein jeder suche sein Neu-Abdera, wo es ihm gutdünkt. (Fr.) — Vgl. hierzu die Anmerkung über Quaglia zum folgenden Aufsatz. (EL)

deswegen wollen wir hier nur die barocksten Tatsachen dieses Volks oder vielmehr seiner Koryphäen aus der neuern Zeit anführen; vielleicht, daß es uns später einmal einfällt, ein eigenes Buch über diese merkwürdige Nation zu schreiben, jetzt verspüren wir aber weder Lust noch Laune dazu und liefern wie gesagt nur Fragmente.

In ihrem lieben Eigendünkel halten sich die fürnehmen und reichen neu-abderitischen Handelsleute für die ersten und wichtigsten Personen auf der ganzen weiten Gotteswelt, und wer nicht Kaufmann ist, ist eine Null in ihren Augen, was wohl dem Mangel an Verstand oder vielmehr an einer besseren Erziehung zuzuschreiben sein mag; denn man hätte unrecht, wenn man sie für dumm geboren halten wollte, wohl aber recht, wenn man sie für dumm erzogen ansieht. Diesem Mangel an natürlichem Verstand glauben sie überall und bei jeder Gelegenheit durch klingenden Verstand (so nennt man hier die harten Taler) abhelfen zu können, und obgleich sie dieses gewaltigen Irrtums wegen schon häufig übel angerannt sind, macht sie die Erfahrung doch nicht klüger, sondern sie leiern so ihren Schlendrian bis an ihren sanftseligen Tod fort. Dieser Geldhochmut ist aber kein gemeinsames Gut, sondern jeder tut auf seine eigene Faust dicke, denn abschon man in allen Ecken auf gemeinen Geist stößt, so würde man doch vergeblich Gemeingeist suchen, wenn man auch alle Winkel durchspürte. Aber diejenigen, die sich unter sich so gerne das Prädikat der hiesigen Großen (?!) beilegen, geben jährlich ein, zwei und mehrere große Diners und Soupers, deren manchmal eines mehrere Tausend kostet, und suchen sich hierin untereinander zu übertreffen; dann wenigstens wird die ersten 24 Stunden darauf von nichts als den Straßburger Gänseleber- und Trüffelpasteten, den böhmischen Fasanen und französischen Kapaunen und den zwanzigerlei fremden Weinen gesprochen, die im Überfluß daselbst

vorhanden waren, und das kitzelt das Ohr eines solchen Großbätzners gewaltig, wenn es heißt: bei dem und dem gings wieder einmal her! Sobald aber die Rede von einem gemeinsamen Unternehmen zum Nutzen oder zur Verschönerung oder Annehmlichkeit des Ganzen die Rede ist, findet man keine Seele zu Hause, ja selbst die stolzen Neu-Abderiten schämen sich nicht, bei solcher Gelegenheit Bettelbriefe durch ganz Europa zu versenden, wie das Beispiel gezeigt hat, als die Rede davon war, einem ihrer ausgezeichnetsten Mitbürger ein Monument zu setzen[1]. Aber sie sprachen bei dieser Gelegenheit: „Was hab' ich davon? kein Mensch weiß, daß ich etwas dazu gegeben habe, und von der Schande kommt auf mich allein nichts oder doch so wenig, daß es nicht der Mühe wert ist." Diesem Umstand ist es auch zuzuschreiben, daß eine so reiche Handelsstadt wie Neu-Abdera nicht einmal eine eigene Börse[2], ein eigenes Kasino besitzt und ein Schauspielhaus hat, welches einer Rauchkammer ähnlich ist. Denn hier steht Gott Merkur als leitender Administrator und Ober-Direktor an der Spitze des Theaters. An dem allmächtigen Plunder, Geld genannt, fehlt es keineswegs, aber sowenig ein Barbiermesser in die Hände eines unbärtigen Kindes taugt, ebensowenig paßt Apollos Leier in die Hände der Kaufleute, welche sich mit einem solchen Instrument unter den Fingern possierlich genug ausnehmen. Der Kaufmann bleibe bei seinem Maß, Elle, Gewicht usw. Auch der beste merkantilische Spekulant, dem noch nie ein Unternehmen fehlgeschlagen, spekuliert hier falsch und seine Rechenkunst hat ein Ende. Man erspart bei der hiesigen Bühne zur Unzeit Kreuzer und Pfennige, während

[1] Vgl. das oben S. 62 ff. über das geplante Goethe-Denkmal Gesagte, sowie die Abbildungen 4—7. (EL)

[2] Die Frankfurter Börse, die sich bis dahin im Braunfels befand, erhielt erst 1840 ein eigenes Gebäude in der Neuen Kräme. (EL)

man auf der andern Seite ebensosehr zur Unzeit Tausende wegwirft. Es wäre unbegreiflich, wie die 83 Herren Aktionäre[1] bei den außerordentlichen Einnahmen, dem fortwährend zahlreichen Jahresabonnement (es ist keine einzige Loge unvermietet), der großen Schau-, Seh- und Hörlust des Publikums und den hohen Preisen jedes Jahr sehr bedeutende Zuschüsse machen müssen, wenn sich diese Tatsache nicht durch andere Umstände erklären ließe. Außer vielen Sinekuren, die man von Protektions wegen bei dem Institut errichtet hat, sind mehr denn zehn geheime Kanäle, welche das einkommende Gold durch verschiedene Schleichwege in allerlei Beutel und Kassen, in die es durchaus nicht gehört, leiten. Bei dieser Anstalt heißt es mit vollem Recht: „kein Ämtchen ist so klein, daß es nicht was abwirft", und wer einige Zeit ein solches bekleidet, hat gewiß sein Schäfchen per fas und nefas ins Trockene gebracht. Ist nun ein Theaterjahr herum und ein bedeutendes Defizit vorhanden, so brummen und schreien die Dreiundachtziger ganz gewaltig, können nicht begreifen, wie das zugeht, und in den Sessionen gibt es gewaltigen Lärmen, ja oft die komischsten und burleskesten Szenen. Das Resultat ist aber jedesmal, daß man, nach vielem Geschrei, Hin- und Herdisputieren usw., nachdem die hohe Ober-Direktion mit tausend Wenn ..., Aber ..., Wie ..., So ... bewiesen hat, daß es nun einmal nicht anders hat sein können, dann aber verspricht, daß es das zukünftige Jahr gewiß anders werde und jeder Aktionär einen bedeutenden Vorteil haben wird, zur Teilung des Defizits in gleiche Portionen schreitet. Jeder der 83 Herren zahlt dann murrend seinen Anteil, brummt noch 24 Stunden darüber, dann ist wieder alles rein vergessen, die alte Leier geht wieder vorne an und — dasselbe Stück wird seit einigen dreißig Jahren jedes

[1] F. gibt im Jahr 1825 im Phönix die Zahl der Aktionäre mit 77 an; sie war vermutlich bis 1826 auf 83 gestiegen. (EL)

Jahr wiederholt. Man weiß nicht recht, was man hier mehr bewundern soll, ob die edle Dreistigkeit einer hohen Ober- und demütigen Unter-Direktion[1], (die, im Vorbeigehen gesagt, die Ober-Direktion, den engern Ausschuß, die Aktionäre und das Publikum bei der Nase herumführt), oder der Dreiundachtziger Gutmütigkeit, die sich so willig scheren lassen, wovon freilich der Grund auch noch in etwas anderem, nämlich in einem edlen Ehrgeiz zu suchen sein mag. Denn es gehört hier mit zum guten und großen Ton, nicht nur eine Equipage, eine Villa, einen Portier, einen Jäger usw. zu haben, sondern auch Theateraktionär und Logenbesitzer zu sein. Da nun aber die Zahl der Aktien und Logen im Verhältnis der Aktien- und Logenlustigen sehr gering ist, so besteht fortwährend ein edler Wettstreit unter den Großen, ein solches Gut zu erringen; denn wenn man auch das ganze Jahr das Theater nicht besucht und die Loge leer stehen läßt, das tut nichts, wenn man nur eine solche besitzt, damit man wohl rekommandierten und gut konditionierten merkantilischen Fremden nebst einer herkömmlichen Abfütterung und einem Kasino-Billett auch einen Logenplatz anbieten kann. Das ist ungefähr alles, auf was der mit den besten Empfehlungen, d. h. wenn er ansehnliche Geschäfte macht, erscheinende Fremde Anspruch machen darf. Um nun diesem Logenmangel abzuhelfen und überhaupt dem für eine so reiche und wohlhabende Stadt sehr unansehnlichen Schauspielhaus eine andere Gestalt zu geben, haben sich die Herren Aktionäre schon öfters versammelt, und seit ungefähr zehn Jahren ist die Rede davon, ein neues Gebäude aufführen zu lassen. Schließlich wurde der Plan ausgeheckt und in Vorschlag gebracht, ein neues, dem stolzen Neu-Abdera angemessenes Gebäude auf-

[1] Die Ober-Direktion hatte die Kontrolle der Finanzen und die Entscheidung über alle nicht zum Tagesbedarf gehörenden Ausgaben, Gagensätze und neuen Einrichtungen, die Direktion die technisch-künstlerische Leitung. (EL)

zuführen oder vielmehr das alte teilweise einzureißen und, soviel es sich tun ließe, nach oben und unten, in die Tiefe und in die Länge, kurz die Kreuz und die Quere zu erweitern und zu vergrößern. Dies gab denn zu mancherlei Debatten Anlaß, es wurde viel darüber gesprochen, geschrieben und gedruckt, man äußerte seine Meinungen in Broschüren und öffentlichen Blättern, man zankte und stritt beim Kaffee und bei der Weinflasche über diesen Gegenstand, ließ die Pläne von allen Haupttheatern Europas kommen, sandte mit großen Kosten unwissende Personagen auf Reisen, um auswärtige Theater zu besehen, und doch konnte man nie einig werden; auch war immer eine bedeutende Opposition aus sehr verschiedenen Gründen vorhanden. —

Neunundvierzig Versammlungen hatten in Thaliens Sessionszimmer schon stattgefunden, bei denen es zum Teil sehr stürmisch und wild herging; hundert Pläne waren ent- und wieder verworfen; endlich sollte es sich in der fünfzigsten entscheiden, wo man die nötigen Gelder hernehmen würde.

Am bestimmten Tage kamen alle Interessenten oder ihre Stellvertreter zusammen. Indessen hatte sich während dieser Zeit in der theatralischen Kammer eine furchtbare Opposition, eine gott- und gewissenlose linke Seite gebildet, die weder auf die Rechte des Herkommens noch auf andere nicht minder triftige Gründe hören wollte, sondern einen abscheulichen Geist und große Keckheit verriet. Die Ursache war folgende:

Vierundzwanzig Logeninhaber waren seit der Erbauung des Schauspielhauses, welches nicht gleich nach der Sündflut, sondern im Jahre 1782 errichtet wurde, in die höhern Regionen, d. h. in den dritten Logen-Rang (Parterre-Logen eingerechnet) verwiesen; diese erklärten nun mit einemmal, daß, da sie dreißig Jahre lang zwei Treppen hätten steigen müssen, es nicht mehr als billig wäre, daß sie bei dem neuen Bau Besitzer der Parterre- und

ersten Rang-Logen würden; die anderen jedoch müßten unter sich losen, um zu entscheiden, wer das Glück haben sollte, gerade unter das Paradies versetzt zu werden. Außer den zwei Stiegen, die sie steigen müßten, führten sie auch noch als triftigen Grund an, daß die Fremden und die mit den Theaterverhältnissen unbekannten Personen nicht wüßten, daß man hier im dritten Range ebensoviel wie im ersten zahlen müsse, und sie demnach für geringere Leute als die anderen halten könnten, was doch sehr unrecht sei, da sie keinen Deut weniger bezahlten. Die Motion hatte, wie man sieht, viel für sich und war nicht so ganz aus der Luft gegriffen. Dennoch wurde sie von den übrigen mit wildem Toben und unverständlichem Geschrei verworfen, wogegen sich natürlich der dritte Rang nach Kräften wehrte. Jetzt wurde von Moment zu Moment der Tumult und die Unordnung größer; Drohungen und Scheltworte durchbebten die Lüfte. Eine hohe Ober-Direktion gebot mehrmals Ruhe, doch vergeblich; ein wohllöblicher engerer Ausschuß versuchte mit gleichem Erfolge alles mögliche, die erhitzten Gemüter zu besänftigen; die allerumtertänigste Unter-Direktion samt Appendix stand mit gekrümmtem Rücken und in Angstschweiß gebadet da und zog in ihrer Todesangst unaufhörlich die Theater-Sturmglocke, welche sonst dazu dient, die Verwandlung der Dekorationen zu verkündigen. Indessen war alles umsonst: immer stärker wurde der Aufruhr und die rechte Seite, vom gerechten Zorn ergrimmt, daß man sie so frech aus ihren uralten Rechten verdrängen wollte, war eben im Begriffe, die linke mit Gewalt zu expulsieren, als ein Gewaltiger der hohen Ober-Direktion sich ein Herz faßte, auf einen Tisch kletterte, ein tabakbraun getiegertes Taschentuch hoch in der Luft schwenkte und dabei mit einer Stentorstimme im tiefsten Bierbaß nur um zwei Minuten Ruhe bat, indem er eine, gewiß jedermann zufriedenstellende Ausgleichung gefunden habe. Die erhitzten Ge-

müter besänftigten sich, und auf einige Augenblicke wurde es mäuschenstille. Herr Lümmel (so hieß der Redner) sprach nun also: „Unbillig wäre es allerdings, wenn jene Herren (auf die linke Seite deutend) für dasselbe Geld fortwährend zwei Treppen steigen müßten, während wir andern gar keine oder, wenns hoch kommt, doch nur eine zu ersteigen haben; mein unmaßgeblicher Rat wäre demnach der: daß diese Herren von nun an ein Dritteil weniger für ihre Logen zahlen sollen als wir." Kaum war dies unglückselige Wort heraus, so war es auch, als wären alle höllischen Geister mit einem Male losgelassen. Die ganze linke Seite stürmte mit dem Geschrei: „Wie! Was! können wir nicht ebensogut bezahlen wie ihr? Nieder! Nieder mit dem unverschämten Prahlhans!" auf den Tisch los, worauf er stand, und nur durch einen kühnen Sprung und unter den Tisch kriechend rettete sich der unglückliche Redner vor dem augenblicklichen Erdrosseln. Jetzt aber ergriff ein Herr Blümelblau die ihm gerade zur Hand stehende Gipsbüste Goethes und schleuderte sie nach dem unglücklichen Lümmel, dessen Hirnschädel aber härter als der Gips gewesen sein muß, da sie an demselben in Trümmer zerschellte. Dies war aber auch das Signal zum allgemeinen Gefechte; alles griff nach den umstehenden Büsten, einigen vierzig an der Zahl; ein Herr Klingling von der rechten Seite schleuderte Schillers Kopf aufs geradewohl nach der linken, von der eben der Voltaires herflog; beide Schädel trafen in der Mitte so heftig zusammen, daß sie in Trümmern durcheinander auf den Boden fielen. Nun flogen die Köpfe Gellerts, Wielands, Lessings, Ifflands, Rousseaus, Garricks, Racines, Kotzebues, Molières usw. nach allen Ecken und Enden hin, und bald war der Kampfplatz mit ihren Scherben bedeckt, nachdem sie an manch gipsfesten Schädeln zerplatzt waren. Aber auch die Scherben dienten dazu, noch lange ein Kartätschenfeuer zu unterhalten.

Immer stärker wurde der Lärm und mörderischer das Gefecht; mehrere von der linken Seite waren auf den unglücklichen Einfall gekommen, die Theater-Rüstkammer zu erbrechen, um sich darin mit Schutz- und Trutzwaffen zu versehen. Da erschien einer mit dem Panzer der edlen Jungfrau von Orleans und mit Don Quixotes Helm, ein anderer hatte Solimans Schwert, ein dritter Larifaris Fuchsschwanz ergriffen, ein vierter ein blechernes Henkerbeil, ein fünfter hatte sich ganz in Pappe geharnischt und schwang eine Keule von derselben Materie mit nervigem Arm, ja sogar des Donauweibchens Kehrbesen und des Pagen Huschs Blasbalg mußten zwischen den Spießen von Karls Trabanten und Fahnen von allen Nationen, Farben und Gattungen Stiche abwehren und austeilen.

Nun wurde das Schlachtfeld in dem kleinen Sessionszimmer zu enge, das Gefecht verbreitete sich allmählich in die Korridore und Logengänge, eine Abteilung der dreirängigen Logenbesitzer brach die Logentüren des ersten und zweiten Ranges auf und richtete eine gräßliche Verwüstung daselbst an, zertrümmerte alle sich vorfindenden Stühle und Bänke und warf die Ruinen über Bord, riß alle scheidenden Wände nieder, wurde aber bald von dem Feinde eingeholt, und man schlug sich nun in allen Logen herum; es setzte blutige Köpfe und blutende Nasen, und mancher mußte einen Salto mortale ins Parterre machen. Auf der Bühne selbst wurde indessen der Freischütz probiert, und man war eben an der Szene in der Wolfsschlucht, als man den infernalischen, immer crescendo sich vernehmen lassenden Spektakel hörte. Kaspar war mit dem Kugelgießen beschäftigt und das wilde Heer im Anzuge, als es auf einmal Stuhlbeine und Bänke auf das Theater regnete und endlich gar ein wohlbeleibter Aktionär auf den armen Samiel fiel und diesen fast zerquetschte. Jetzt nahm das ganze probierende Theaterpersonal, in der Mei-

nung, der Teufel treibe sein Spiel und das wilde Heer sei wirklich im Anzug (worin es freilich nicht irrte), Reißaus und zahlte Fersengeld, nur der halbtote Samiel blieb auf dem Platze liegen. Ein Teil der fechtenden Parteien hatte sich nämlich auf die die Bühne umgebenden Galerien gezogen, und von da herab fielen Utensilien samt dem korpulenten Krieger. Endlich brach mit fürchterlichem Geprassel das Geländer der linken Galerie zusammen, und Feind und Freund stürzten pêle-mêle auf die Bühne. Dies Ereignis versetzte sämtliche Kämpfer in einen panischen Schrecken: Niemand glaubte sich mehr sicher, man fürchtete den totalen Einsturz des ganzen Geländers und jeder suchte sich zu retten, so gut er konnte. Dieser verbarg sich in die unterirdischen Gänge der Versenkungen, jener kletterte in seiner Herzensangst auf das Theaterdach, um im Fall des Einstürzens doch obendrauf zu sein, die meisten liefen durch den ersten besten Ausgang davon. So endete der mörderische Kampf, ohne daß dadurch etwas entschieden wurde. Auf dem Wahlplatze fand man nichts als zerbrochene Schilder, Schwerter, Besen, Blasbälge usw., aber Samiel, Blümelblau und einige andere Kämpfer wurden halbtot von den Kulissenschiebern in Sänften nach Hause gebracht.

Die Ober-Direktion ließ nach ein paar Tagen Zirkulare und Proklamationen herumgehen, worin sie bekannt machte, daß die nächste Versammlung wegen des Theaterbaues auf ein ganzes Jahr vertagt sei, während welcher Zeit die erhitzten Gemüter sich abkühlen und besänftigen möchten. Alter Schaden aber wurde aufs bestmöglichste wieder repariert und dekretiert: daß sämtliche zerschlagenen Gipsbüsten der großen Dichter, Künstler und Schriftsteller so gut wie möglich wieder zusammengeleimt werden sollten, und die Ausführung dieser Restauration dem Ober-Papp- und Vergoldungs-Kommissarius übergeben werden solle. Dieser aber

verstand sich wenig auf ein so wichtiges Unternehmen und siehe da: auf Schillers Rumpf kam Wielands Unterkopf, Voltaires Nase, Lessings Ohren und Ifflands Hirnschädel; Racines Kinn, Schillers Nase, Wielands Ohren usw. und Garricks Mund, Wange und Schädel formierten dagegen wieder eine Büste, und so fort, so daß bis jetzt in unserem Sessionszimmer gewiß die seltenste, ja einzige Sammlung in ihrer Art von Büsten zu sehen ist, die wohl verdient, von Fremden in Augenschein genommen zu werden.

Als man nach anderthalb Jahren endlich wegen des Baues des Theaters einig geworden und die Gelder zu schießen bereit war, obgleich sehr viele Drittränger ausgetreten und nun Logen in diesem Rang genug zu haben waren, (was auch Individuen, die bis dahin zu keiner gelangen konnten, sogleich benutzten), scheiterte das ganze Projekt abermals; denn die Schuster und Schneider, welche vermöge der Konstitution von Neu-Abdera auch ein Wort bei solchen Angelegenheiten mitzusprechen haben, fanden für gut, den Bau nicht zu genehmigen, besonders da ein sehr frommer Mann die weise Bemerkung gemacht hatte, daß ein Theater ein dem lieben Gott sehr mißfälliges Ding sein müsse, sonst würde er die Theatergebäude nicht so oft abbrennen lassen, wie Berlin, München, Neapel und hundert andere Beispiele bewiesen[1]. —

Daß man mit dem Kostenaufwand und mit der bedeutenden Einnahme, welche das Frankfurter Theater hat, ein ganz anderes

[1] Ob und inwieweit F.s boshaft-humoristischer Schilderung der Theaterschlacht Tatsachen zugrunde liegen, läßt sich leider nicht mehr ermitteln, da weder Protokolle noch sonstige Akten des Theaters aus jener Zeit mehr vorhanden sind. Über den schließlich im Jahr 1827 in bescheidenem Umfang erfolgten Umbau des Theaters und seine ganze Vorgeschichte vgl. A. H. E. von Oven, Das erste städtische Theater zu Frankfurt a. M. 1751—1872 in: Neujahrs-Blatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. für das Jahr 1872, Frankfurt a. M. 1872, S. 52. (CL)

Schau-, Lust- und Singspiel haben könnte, wenn eine kluge und sachkundige Verwaltung an der Spitze stände, ist wohl keine Frage.

Das Schauspiel liegt hier gänzlich darnieder und gewissermaßen in den letzten Zügen. Außer Herrn Weidner[1], der Intrigants, Tyrannen und Bösewichter meisterhaft darstellt und in der Tat den Namen eines denkenden und wissenschaftlich gebildeten Künstlers verdient, ist auch kein einziges männliches Subjekt, das sich über das Alltägliche erhebt, vorhanden. Herr Otto[2] ist ein ehrenwerter Invalide, der eine gute Pension wohl verdiente. Von Herrn Fehringer[3], angehendem Liebhaber und Helden, läßt sich nur so viel sagen, daß er besser ist, als alle seine Vorgänger, die wir seit ungefähr zehn Jahren gesehen haben, was freilich nicht viel sagen will. Unter dem weiblichen Personal zeichnet sich Dem. Lindner[4] zwar vorteilhaft aus, paßt aber in mehr als einer Hinsicht nicht mehr für das Fach, welches sie bis jetzt noch vertritt (sie spielt jugendliche naive Liebhaberinnen und Heldinnen), und es wäre ihr wohl zu raten, sich allmählich anderen, ihrer Individualität angemesseneren Rollen zuzuwenden.

Auf einem weit höheren Standpunkte steht die Oper dieser Bühne; ja, ich darf dreist behaupten, daß sie unter denjenigen Süddeutschlands den ersten Platz einnimmt, wenn man Dekorationen, Garderobe und Maschinerie ausnimmt, an deren

---

[1] Julius (eigentlich: Johann Georg Gottlieb) Weidner (1779—1855), seit 1813 in Frankfurt, feierte hier 1849 sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum. (EL)

[2] Wilhelm Otto, livländischer Adliger, Bonvivant und Heldenvater, seit 1798 in Frankfurt. (EL)

[3] Vom königlichen Hoftheater in München im Januar 1825 nach Frankfurt übergesiedelt. (EL)

[4] Marie Karoline Friederike Didolff gen. Lindner (1797—1863), seit 1806 in Frankfurt, feierte hier 1852 ihr fünfzigjähriges Künstlerjubiläum und trat am 26. Oktober 1857 zum letztenmal auf. (EL)

Unvollkommenheit wohl der beschränkte Raum des Hauses die meiste Schuld haben mag. Die Trefflichkeit der Oper hat man im übrigen ohne Widerrede zum größten Teil der Einsicht und rastlosen Tätigkeit des talentvollen Musikdirektors Herrn Guhr[1] zu verdanken, der sie auf diese Höhe, freilich mit auf Kosten des Schauspiels gebracht hat, dessen Leitung sehr unkundigen und trägen Händen[2] anvertraut ist. Das Orchester darf sich den ersten Deutschlands zur Seite stellen, und ist es ihnen an Zahl nicht gleich, so übertrifft es sie vielleicht an Präzision, Kunst und Ausdruck. Mit Sängerinnen ist die Oper ziemlich gut versehen und keine darunter gerade schlecht, einige aber vorzüglich zu nennen. Unter die letzteren gehören Dem. Bamberger d. Ä.[3], eine nach trefflicher Methode gebildete jugendliche Sängerin, und Dem. Haus[4], die eine zwar nicht ausgebildete, aber reine, sonore Sopranstimme von außerordentlichem Umfang besitzt, welche selbst in den höchsten Tönen nichts von ihrem Klang verliert; ferner die Dem. Heinefetter[5] und die jetzt wieder engagierte Madame Brauer[6].

---

[1] Karl Wilhelm Ferdinand Guhr (1787—1848), Kapellmeister in Frankfurt seit 1821, Theaterdirektor daselbst von 1839—1848. (EL)

[2] Johann Jakob Ihlée (1762—1827), ursprünglich Posamentierer, dann Souffleur am Frankfurter Theater, an welchem er nach und nach zum Kassierer, Ökonom, Dramaturg und Theaterdirektor aufrückte; er übersetzte und bearbeitete u. a. zahlreiche französische und italienische Operntexte. Im Allgemeinen Theaterlexikon von Blum, Herloßsohn und Marggraff, Neue Ausgabe, 4. Bd., Altenburg 1846, S. 271 ist er fälschlich Ihler genannt. (EL)

[3] Sabine Bamberger, vorher Hofsängerin in Würzburg, seit Oktober 1819 an der Frankfurter Bühne, der ihre jüngere Schwester Eva seit Mai 1825 gleichfalls angehörte. (EL)

[4] Doris Haus (1807 bis 1870), von 1824 bis 1830 am Frankfurter Theater. (EL)

[5] Sabine Heinefetter (1805—1872), die älteste und berühmteste von drei Schwestern. (EL)

[6] Soviel sich aus den in der Frankfurter Stadtbibliothek vorhandenen Theaterzetteln feststellen läßt, war sie am 24. August 1823 zum letztenmal in

Von den Sängern nenne ich Herrn Dobler[1], ausgezeichneten Bassisten, und Herrn Nieser[2], einen sehr angenehmen Tenoristen. Die Chöre beiderlei Geschlechts sind sehr gut einstudiert und stehen dem Orchester würdig zur Seite.

Zusammengestellt aus verschiedenen Aufsätzen in: Der Phönix, Rheinisches Unterhaltungsblatt, 1. Jahrgang, Mannheim 1825, Nr. 8, 9, 11 und 12, und: Das Dampfboot, Unterhaltungsblatt für die gesunde Vernunft, Stuttgart 1826, S. 11—13. — F. hat die Theaterschlacht später auch in seine Dämonischen Reisen S. 451 ff., vielfach wörtlich, wieder aufgenommen.

Über Bildung und gebildete Leute

In den Versammlungen unserer guten Stadt Quaglia[3] hört man keine Worte öfters gebrauchen oder besser mißbrauchen, als Bildung und gebildet. Das dritte Wort unserer Zierpuppen und Zierbengel[4], Stutzer und Modedamen ist: gebildet; was sie für irrige und mitunter recht possierliche Begriffe damit verbinden, werden wir sogleich sehen; was man aber darunter eigentlich verstehen soll, wissen die wenigsten.

Die meisten meinen, wenn sie von gebildeten Leuten sprechen, solche, die volle Geldkisten haben, und bei ihnen ist Bildung ohne Geld ein Unding, ein Hirngespinst. Viele meinen damit wieder recht geputzte Leute, und bei ihnen besteht die Bildung in schönen Kleidern, Shawls, in italienischen Strohhüten auf deutschen

---

Frankfurt aufgetreten. Ihre erneute Verpflichtung war dann nach ihren Gastspielen vom 23. April, 6. und 16. Mai und 3. Juni 1824 erfolgt. (EL)

[1] Joseph Alois Dobler, vorher in Linz, von 1820—1834 am Frankfurter Theater. (EL)

[2] Seit 1822 in Frankfurt, vorher in Mannheim. (EL)

[3] Wie Neu-Abdera im vorigen Aufsatz eine der mancherlei sarkastischen Bezeichnungen, die F. seiner Vaterstadt gibt. (EL)

[4] F. hat die „Zierbengel" und „Zierpuppen" in besonderen Artikeln im Beobachter am Main und Rhein 1821, S. 82 ff. und 97 ff., sowie (teilweise wörtlich daraus abgedruckt) im Phönix 1825, Nr. 26 und 31, behandelt. (EL)

Strohköpfen, in Brillen, Guckgläsern, Ringen usw. Eine große Anzahl nennt wieder diejenigen gebildet, die einen leckeren Tisch und gute Weine führen, alle Tage traktieren und Schmarotzer und Speichellecker gerne um sich haben. Andere suchen die Bildung im Romanlesen, in einer gewissen affektierten Empfindsamkeit, im Seufzen und Stöhnen, auch wohl einmal zu rechter Zeit in Ohnmacht zu fallen; sie lustwandeln beständig in der Sternenwelt, phantasieren vom Mondschein und Vergißmeinnicht, fallen darüber aber häufig über einen kleinen Stein auf die irdische sehr zerbrechliche Nase, krähen schmachtende Lieder und klimpern ein entsetzlich schmelzendes Adagio zum Davonlaufen, der Zuckungen der in Ekstase geratenen Augen nicht zu gedenken; diese gehören eigentlich zu den überbildeten Narren. Bei noch andern besteht die Bildung in einem gewissen superfeinen Takt, nämlich zu einer gewissen Zeit zu Mittag zu essen, Visiten zu machen, um die Promenade zu gehen, in Gesellschaften und das Theater zu spät zu kommen, sein Dasein durch allerhand auffallende Sachen und lautes Sprechen zu verkünden; und so könnten wir noch Bogen voll schreiben, wenn wir alle den Unsinn erwähnen wollten, in dem hierzulande ein jedes die Bildung sucht. Diejenigen aber, die wissenschaftliche Bildung affektieren wollen, memorieren einige Dutzend Namen von berühmten Schriftstellern, Malern, Künstlern, Helden, Philosophen, Städten usw., und nicht selten hört man Unterhaltungen zu, in denen von dem außerordentlich berühmten Tänzer Voltaire, einem herrlichen Maler Demosthenes, einem entzückenden Sänger Plato und einem vortrefflichen General Garrick die Rede ist[1]. Zur wissen-

[1] Über die von F. behauptete mangelhafte Bildung vieler Frankfurter vgl. auch sein späteres drastisches Urteil (Mem. 3. Bd. S. 447): „Der Umgang mit den zur Geldaristokratie gehörigen Familien, die meisten meiner Verwandten mit einbegriffen, sowie deren Gesellschaften, sind für jeden

schaftlichen Bildung gehört ferner eine vollkommene Kenntnis des Boston-, Whist- und anderer edleren Kartenspiele.

Eine unleugbare Tatsache, und die auch jedem Fremden, der nur einige Tage hier verweilt, sogleich in die Augen fällt, ist: daß bei uns das weibliche Geschlecht auf einer weit höhern Stufe der Bildung steht, als das männliche; dies bemerkt man vorzüglich bei jüngeren und Personen mittleren Alters und ist die Ursache leicht aufzufinden; aber eine schlimme Sache ist es, wenn die Frau den Mann übersieht, was hierzulande fast immer der Fall ist.

Wir besitzen wirklich einige ganz vortreffliche Erziehungsanstalten für die weibliche Jugend, aus denen die Jungfrauen ebenso sittlich als wissenschaftlich gebildet heraustreten; daß auch manche Ver- und Überbildete darunter sind, kann man jenen Instituten nicht zur Last legen, sondern es ist dies in andern Nebenumständen zu suchen, besonders wenn die Eltern verderben, was die Erzieher gut machen, und dann wächst ja auch Unkraut in den herrlichsten Gärten und unter den Händen des sorgfältigsten Gärtners. Warum aber das männliche Geschlecht noch so ungebildet und zum Teil sehr roh ist, davon ist der Grund einzig und allein in dem leidigen Wucher zu suchen.

Fremden, zu denen ich mich eigentlich wohl zählen konnte, da ich in meiner Vaterstadt fremd genug war, sowie für jeden Mann von Geist unausstehlich, ja zum Verzweifeln langweilig. Spricht man mit diesen Kaufleuten, die sich unter sich die ‚großen Häuser' titulieren, von Literatur, Kunst, Musik, Poesie, Geschichte, ja sogar von Politik, so wird man mit stupiden Augen angestarrt und erhält höchstens zur Antwort, daß ihre wichtigen Geschäfte ihnen nicht erlauben, an solche Nebendinge zu denken; Klinger, Schlosser, Börne, ja selbst Goethe sind ihnen fremde Namen oder doch die ‚Handlanger brotloser Künste'. Dagegen sind Kurszettel, Zinsenberechnungen, Kaffee, Zucker, Spezereien, englische Waren usw. nebst Stadtskandalen und Römerneuigkeiten Dinge, welche ihr Mundwerk gleich Mühlrädern in Bewegung setzen." Rauscher hat die Stelle weggelassen. Zur Kritik an Goethe vgl. auch oben S. 64 f. (El)

Von der zartesten Kindheit an wird dem Knaben als höchstes Glück und einziges Ziel der reiche Kaufmann gezeigt, von nichts anderm hört er sprechen, als von Spekulationen, Gewinn und Verlust, Prozenten, Kursen, Wechseln und was alles dahin gehört. Und wenn wir auch gute Schulen haben, so wird es den Lehrern doch zur ersten und heiligsten Pflicht gemacht, die ihnen anvertrauten Zöglinge ganz kaufmännisch zu erziehen; denn nur in diesem Stande ist nach den Meinungen der Eltern einzig und allein das Heil zu finden. Lesen, eine schöne Handschrift, Französisch, wenn es hoch kommt, etwas Englisch, und besonders Rechnen, dies sind die Materien, auf die man alle Zeit verwendet; alles andere wird nur als Nebensache und mehr zum Scheine getrieben, und der Lehrer, der sich unterfinge, nach einer andern Methode zu lehren, würde bald ohne Schüler sein. Ebensowenig gibt man auf körperliche Ausbildung, solche Sachen sind zeitverderbende und brotlose Künste. Kaum kann man erwarten, daß der Knabe das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr erreicht hat, um ihn von der Schule wegzunehmen und in ein finsteres Kontor vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht zu sperren, wo er das wenige Gelernte über den ewigen Schacher, in den er nun ganz eingeweiht wird, wieder vollends vergißt; und hat er in der Schule viel gesessen, so kommt er hier nicht mehr vom Pult weg, sitzt sich krumm und lahm und versitzt so noch vollends das bißchen Gesundheit; denn hierin ist einzig und allein der Grund zu suchen, warum wir so viele kränkliche und schwächliche Männer unter den sogenannten vornehmen Ständen haben, warum es so unverhältnismäßig viele Hypochonder, Schwind- und Lungensüchtige gibt, warum sich diese Stände durch ein blaßgelbes Aussehen, kränkliche Physiognomien, unansehnlichen Wuchs, lauter Dinge, die jedem Fremden so sehr auffallen, auszeichnen. Aber dieses Übel ist nicht von jetzt, sondern der Keim

schon lange dazu gelegt; kranke Eltern können keine gesunden Kinder zeugen. Ob ein Jüngling Lust und Liebe zum Handel habe, danach wird nie gefragt, denn — Vater und Großvater waren ja Kaufleute, und was könnte man wohl Besseres werden als ein — Kaufmann, ein reicher Kaufmann! Dies ist das höchste zu erstrebende Glück für unsere Jugend; hat man es endlich mit unsäglicher Mühe und Verdrießlichkeiten aller Art erreicht, ist man ein reicher, steinreicher Mann geworden und hat schöne Häuser, prächtige Gärten, glänzende Equipagen, so ist man alt geworden, kann nichts mehr davon genießen und muß das ganze Jahr Pillen, Latwergen und andere Delikatessen der Art schlucken, bis der allgewaltige Tod dem Leben ein Ende macht.

Unsere jungen Mädchen aber bleiben weit länger, bis zum achtzehnten Jahre, oft bis zu ihrer Verheiratung, in den Instituten, haben also alle Zeit, sich auszubilden und ihre Geisteskräfte immer mehr zu entwickeln, auch läßt man es ihnen nicht an der jedem Menschen so notwendigen körperlichen Bewegung fehlen. Ihre Kränklichkeit, wenn solche vorhanden, ist ein väterliches Erbteil, und wäre nicht der einfältige von Papa und Mama ihnen eingeprägte und sich auf Batzen gründende Hochmut nebst Ziererei und Affektation, so wären es meist recht angenehme und liebenswürdige Geschöpfe.

Nun bekommt ein solches Mädchen einen Mann zum Gatten, den sie das Unglück hat in jeder Hinsicht zu übersehen, einen Mann, der körperlich und geistig nichts taugt, mit dem sie sich von nichts als Handelsgeschäften und Stadtneuigkeiten unterhalten kann, der jeden Mittag und Abend verdrießlich und den Kopf voller Spekulationen sich zu Tische setzt, ein Handelspedant im höchsten Grad ist, ewig kalkuliert: „wird es oder wird es nicht gelingen?“, dem kein Essen schmeckt, weil unter zwanzig Spekulationen einmal eine mißglückt und notwendig mißglücken

mußte, und der nun eine Woche brummt und mürrisch ist, bei dem sie häufig nur die Krankenwärterin ist — und dann wundert man sich, daß so wenig glückliche Ehen hier existieren! Schlachtopfer sind beide: der Mann wurde von früher Jugend dem Wucher geopfert und nun die Frau wieder diesem Manne; zu dem kommt noch, daß fast alle Ehen Handelsspekulationen sind.

Das sind in aller Kürze die Ursachen, warum wir hier noch so sehr in allem zurück sind, warum allen Verbesserungen und Neuerungen der Eingang versperrt ist und wir anderen Städten in Hinsicht der Bildung so sehr nachstehen; aber was tut's: Wir haben ja Geld, Geld ist die Losung, und Geld zwingt die Welt, spricht der Kaufmann. Schade nur, daß man weder Verstand, Kenntnisse, Talente, Gesundheit, Jugend und Schönheit, noch hundert andere Sachen für Geld haben kann. Wäre dies, dann wären wir freilich die Beneidenswerten.

Aus: Der Beobachter am Main und Rhein, 1. Jahrgang, Offenbach 1821, Nr. 12 vom Sonnabend 23. Juni, S. 177—182.

Kasinofähig[1]

Aus Neu-Abdera

Ob man gleich dieses Wort (kasinofähig) in den neuesten und besten deutschen und Verdeutschungs-Wörterbüchern vergeblich sucht, ja sogar in dem weltberühmten Konversations-Lexikon nicht eine Spur davon findet, so ist es nichtsdestoweniger in Neu-Abdera von hoher, ja von der höchsten Bedeutung, und man legt hier mehr Gewicht auf die Kasinofähigkeit, als weiland (und hier und da noch jetzt) auf Stifts-, Kur-, Hof- und andere Fähigkeiten[2].

[1] Vgl. auch den Artikel „Der Kastengeist zu Neu-Abdera" im Beobachter am Main und Rhein 1821, Nr. 10. (EL)

[2] Börne hatte in gleichem Sinn schon am 20. November 1820 in seinem zweiten Frankfurter Brief (in: Morgenblatt für gebildete Stände, Stuttgart,

Demnach sollte man glauben, daß hierzu ganz außerordentliche Qualitäten und Talente erforderlich und ganz besondere Vorrechte und Prärogativen damit verbunden seien. Keines von beiden! Daß weder Verstand noch Kenntnisse, noch sonstige ausgezeichnete Eigenschaften notwendig sind, davon kann man sich stündlich überzeugen, und was die Vorteile anbetrifft, so werde ich sie weiter unten anführen und jetzt so gut wie möglich auseinander zu setzen suchen, was von einem kasinofähigen Subjekt begehrt wird, und welche Mittel man anwenden muß, um ein solches werden zu können, wonach sich ein jeder richten mag, der künftig Lust und Verlangen zu dieser Ehre verspürt und sich vor einem Durchfall bewahren will.

In der Regel, die wie alle anderen Ausnahmen duldet, sind nur reiche oder für reich geltende, große Handelsleute kasinofähig, deren Ahnen schon bis ins sechste Glied rückwärts gehandelt haben, sei es auch nur mit Limburger Käse oder Schwefelhölzern, wie folgende Tatsache beweist: Von einem Vorgeschlagenen hatte man böslicherweise verbreitet, sein Großvater sei nur ein Müller gewesen; der Mann war nahe am Durchfallen, als man ihm die Kabale hinterbrachte; er schaffte aber einen zentnerschweren Stoß Akten herbei, aus dem hervorging, daß schon sein Urgroßvater einen 30jährigen Prozeß über einen Achtelzentner Kochzucker, an dem 13 Lot gefehlt hatten, mit einem anderen Handelsmann geführt, und lieferte dadurch den untrüglichen Beweis seiner mer-

14. Jahrgang, Nr. 281 vom Donnerstag 23. November, S. 1128) geschrieben: „Die Aufnahme in das Kasino ist mit so vielen Förmlichkeiten verknüpft, als es vormals die Aufnahme in ein Domkapitel war.“ Die späteren Ausgaben der Frankfurter Briefe enthalten zu dieser Stelle noch den im Erstdruck fehlenden Zusatz: „und kasinofähig sein oder nicht sein, hat hier eine wichtige gesellschaftsrechtliche Bedeutung“, vgl. Börnes Werke hrsg. von Ludwig Geiger, 3. Band, S. 204 und 322. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Äußerung Börnes F. vorschwebte, ihm vielleicht sogar die Anregung zum vorliegenden Aufsatz gab. (EL)

kantilischen Ahnen. Ein so kräftiges Argument griff durch: der Mann war kasinofähig und die zarten Gewissen waren beruhigt.

Unter den Kaufleuten selbst wird jedoch wieder ein gewaltiger Unterschied gemacht, der nicht von dem Grad wissenschaftlicher oder sittlicher Bildung und dergleichen Dingen abhängt — so was kommt hier nicht in Betracht, und es findet die größte Toleranz statt —, wohl aber davon, ob er mit Geld oder Waren handelt, ob er den Kaffee zentner-, pfund- oder lotweis verkauft, kurze Waren nach der Elle oder im Stück losschlägt, den Wein per Maß, Ohm oder Stückfaß abgibt. Hat das kasinolustige Individuum aber auch alle die erforderlichen Eigenschaften, diese unerläßliche conditio sine qua non, so ist er deswegen doch noch nicht am Ziel und dürfte leicht durchfallen, wenn er nicht alle gehörigen Formen, Zeremonielle und Protektionsvisiten beobachtet, um sich Gönner und Freunde zu verschaffen.

Wenn man überhaupt in Neu-Abdera eine Stelle oder auch ein Stellchen erlangen, kurz etwas werden will, und sei es auch nur ein Türmer oder Nachtwächter, so muß man wenigstens ein halbes Tausend Visiten bei Basen, Vettern, Tanten, Oheimen und Anverwandten bis in den zehnten Grad machen, deren Blutsfreunde irgendeinen Teil oder Teilchen an der Administration haben; hat man das Unglück, aus Versehen oder Unkenntnis dieser Verhältnisse irgendso ein zahnloses Mütterchen zu vernachlässigen, dann ist es auch für immer aus. Ich kenne einen sonst achtbaren Mann, der, da er sich eines solchen Kriminalverbrechens schuldig gemacht, es nie bis zum Torschreiber hat bringen können; ein gleicher Fehltritt kann für die Lebenszeit kasinounfähig zu machen. Um seiner Sache gewiß zu sein, befolge man nachstehende Vorschrift: Zuerst mache der Kandidat, ohne Ausnahme, bei allen Mitglieder der ersten Klasse des Kasinos, denn nur diese sind stimmfähig, und bei allen ihren hohen und

niedrigen Anverwandten, von denen er sich durch sachkundige Leute eine vollständige Liste verschafft haben muß, seinen Besuch in großer Gala, und zwar mit einem recht demütigen, kläglichen und weinerlichen Supplikantengesicht, und bitte unter hundert Kratzfüßen und Komplimenten ohne Zahl um gnädige Beistimmung ganz so, als suche er ein Ämtchen. Kommt man zu Mitgliedern anderer Religion, als zu der man sich bekennt, so bedaure man bei den Katholiken die wenige Toleranz der Protestanten und umgekehrt. Man hat halb gewonnenes Spiel, wenn man durch einen recht einflußreichen Handelsmann vorgeschlagen wird, doch darf dieser nicht gar zu mächtig sein und auch nicht auf sein allzu mächtiges Pouvoir pochen, sonst dürfte dies leicht eine Veranlassung zum Durchfallen sein, wie Beispiele gelehrt haben; denn in diesem Fall erwacht der Hochmutsteufel der andern. Hat man es endlich durchgesetzt und ist vermittelst der vorgeschriebenen Umtriebe und Bemühungen ein wirkliches Mitglied des Kasinos von Neu-Abdera geworden, so hat man das Recht erlangt, sein Geld in Spielen aller Art an lauter kasinofähige Leute verlieren zu dürfen, von morgens 10 bis abends 10 Uhr sich an einem kasinofähigen Ofen zu wärmen, zu den Fenstern des Lokals kasinofähig hinauszuschauen und endlich Gold und Silber bringende Fremde einzuführen und solche einen ganzen Monat lang kasinofähige Luft unentgeltlich einatmen zu lassen. Man muß gestehen, daß die vielfachen Bemühungen durch solche unschätzbare Vorteile reichlich belohnt sind.

Daß Künstler, Kommis, Schauspieler usw. ein für allemal für nicht kasinofähig erklärt sind, bedarf wohl nach dem Gesagten kaum einer Erwähnung, obgleich es Tatsache ist, daß in königlichen Residenzen, z. B. in Stuttgart, dergleichen Menschenkinder in alphabetischer Ordnung mit Prinzen von Geblüt in den Verzeichnissen, welche die Mitglieder der Kasinos, Harmonien, Museen

enthalten, angeführt sind. Daß man in geschlossene Gesellschaften nicht ohne Auswahl jedes Individuum aufnimmt und dadurch das Eindringen roher, ungebildeter und unsittlicher Menschen verhindert, die nur Störung in das Ganze bringen würden, versteht sich von selbst und geschieht überall; daß man aber ganze Stände abweist, von denen man wissenschaftliche Bildung voraussetzen muß, das kann nur in Neu-Abdera stattfinden. Doch bei außerordentlichen Fällen werden auch hier außerordentliche Ausnahmen gemacht, wie Figura zeigt:

Vor mehreren Jahren verlor sich einer der ersten dramatischen Künstler Deutschlands[1] hierher; seine Ankunft machte gewaltige Sensation, und mehrere Abende hintereinander war einmal von etwas anderem als Prozenten die Rede. Das Kasino deliberierte, ob man hier nicht, als in einem extraordinären, unvorhergesehenen Fall, eine außerordentliche Ausnahme machen und dem Mann eine Einladungskarte übersenden müsse. Viele waren dagegen und meinten, er sei und bleibe doch ein Komödiant und folglich einer solchen Auszeichnung nicht würdig; andere hingegen sagten: er sei zwar allerdings nur ein Komödiant, aber ein großer Komödiant, gegen den man sich gnädig und herablassend bezeigen könne. Genug, die Sache ging nach sehr heftigen Debatten mit einer Mehrheit von zwei Stimmen durch, und die Karte wurde abgesandt. Der deutsche Roscius schien jedoch von allem unterrichtet, und gar nicht einsehend, welche große Ehre ihm widerfuhr, lehnte er das Anerbieten ab, indem er zu dem Überbringer sagte: er habe zwar schon öfters die Gnade gehabt, von seinem Souverän eingeladen zu werden und in dessen Gesellschaft zu sein, aber Eintritt in

[1] Es war Iffland, vgl. Mem. 3. Bd., S. 464—466, wo F. ausführlich über den Vorfall und den vorliegenden Artikel spricht. Der Besuch Ifflands in Frankfurt lag übrigens schon eine Reihe von Jahren zurück, da er schon am 22. September 1814 gestorben war. (El)

das Kasino von Neu-Abbera zu erlangen, dieser hohen Gnade sei er nicht würdig, er fühle nur zu gut, daß er in eine solche sublime Gesellschaft nicht passe. Übrigens sei es Grundsatz bei ihm, solche Orte, wo seine Kollegen nicht hin dürften, auch zu meiden. Das ganze Kasino war wie vom Schlage gerührt, als ihm diese vermessene Antwort rapportiert wurde; das war den guten Leuten noch nicht zu Sinn gekommen, daß so ein lumpiger Komödiant sich dergleichen unterfangen könne. Doch was war zu machen? Die Pille mußte geschluckt werden.

Wieweit bisweilen die Arroganz mancher kasinofähiger Neu-Abberiten geht, mag ein anderer Vorfall beweisen: Ein sehr würdiger Mann, der ein angesehenes diplomatisches Amt bekleidete, besuchte einen Kasinoball und trug, da er nicht ganz wohl war, Gamaschen über den Strümpfen, um sich vor Erkältung zu schützen. Ein aufgeblasener, mit englischen Waren handelnder Kattunkrämer (der aber, wie man sagt, Maltersäcke voll klingenden Verstandes hat, auch nicht im Ausschnitt verkauft) unterfing sich, diesen Mann auf eine unhöfliche Art darüber zur Rede zu stellen und ihm die Gamaschen als eine Unanständigkeit verweisen zu wollen; natürlich wurde das vorlaute Männlein kurz und derb abgespeist, und die Folge war, daß das ganze diplomatische Korps sogleich Ball und Kasino verließ, was denn doch die kasinofähigen Menschen in eine gewaltige Verlegenheit und Unruhe versetzte. Besagter Krämer mußte es entsetzlich wohlfeil geben und lief sich die Beine aus, den Eselsstreich wieder gutzumachen und die Sache beizulegen. Anderswo, als zu Neu-Abbera, hätte der vorlaute Krämer wahrscheinlich eine Promenade durchs Fenster machen müssen. Dergleichen Geschichten sind schon dutzendweise vorgefallen und würden gewöhnliche Menschenkinder zur Erkenntnis des Bessern gebracht haben, aber Mohren weiß waschen und Neu-Abberiten gescheit machen, ist vergebliche Mühe

und Arbeit; deswegen bleibt auch nichts anderes übrig, als sie auszulachen und sich auf ihre Kosten lustig zu machen, was auch ferner geschehen soll, ohne sich weder an Geschrei, Gezisch und Geklatsche, noch an Drohungen zu kehren.

Ein kasinofähiger Nicht-Abderite.

Nachschrift.

Früher fanden auch Damen-Assembleen im Kasino statt, die man nur im größten Staat und außerordentlichen Putz besuchte, so daß man eine Musterkarte der neuesten und kostbarsten Moden daselbst antraf. Seitdem es aber öfters arrivierte, daß, nachdem man sich eine Zeitlang bewundert, angegafft und angegähnt hatte, man vor langer Weile eingeschlafen, sind diese interessanten Gesellschaften eingegangen, wobei auch die schlechten Zeiten etwas Schuld haben mögen, da diese Kasinoanzüge für diejenigen, welche jedesmal erscheinen wollten, eine wöchentliche Ausgabe von 30 bis 50 und noch mehr Karolin waren, und selbst nur einmal des Monats macht das schon eine bedeutende Summe aus.

Aus: Der Phönix, Rheinisches Unterhaltungsblatt, 1. Jahrgang, Mannheim 1825, Nr. 14, 18 und 19.

Über den Verfall des Frankfurter Buchhandels[1]

Frankfurt ist eine der ersten Städte, die zur Verbreitung der Wissenschaften und der Aufklärung viel beigetragen haben[2]. Die

[1] Obwohl es nicht ganz einwandfrei feststeht, daß der mit Tz.... gezeichnete Aufsatz aus F.s eigener Feder stammt, erscheint seine Wiedergabe doch durch seinen sachlich interessanten Inhalt und den Umstand gerechtfertigt, daß er in einer von F. herausgegebenen Zeitschrift steht. (EL)

[2] Der Stapelplatz des Buchhandels war ehemals in Frankfurt, daher noch heute die Benennung der Buchgasse, in der die fremden Buchhandlungen ihre Gewölbe hatten. Infolge der ängstlichen Beschränkung der Preßfreiheit zog sich der Buchhandel in der Folge nach Leipzig. (Fr.)

alten Buchhandlungen, die noch existieren, und die kostbaren und teuren Werke, die sie verlegt haben, können dies bezeugen. Aber wie tief ist der Frankfurter Buchhandel herabgesunken! Wenn früher die hiesigen Buchhandlungen große, treffliche Werke herausgaben, so befassen sie sich jetzt mit unbedeutenden Broschüren, Flugschriften, Frachtbriefen, Designationen und Mautscheinen. Durch die starke Konkurrenz, das Überhandnehmen der Leihbibliotheken und das Aufkommen der Büchertrödler, sowie die häufigen Auktionen[1] ist hier der Buchhandel so stark zurückgegangen[2], daß nur wenige Buchhandlungen mehr vorhanden sind, die durch den Bücherverkauf allein bestehen können[3]. Denn viele treiben noch mehrere Gewerbe daneben und betrachten den Buchhandel statt als Hauptzweig bloß als einen Nebenzweig ihres Geschäfts. So hat die Andreäsche Buchhandlung eine Buchdruckerei, eine Schriftgießerei, Papierhandel (en gros) und Spedition; die Behrenssche eine Leihbibliothek nebst Papierhandel; die Bocksche einen Papierhandel nebst Bildern, Strickmustern und Tabak[4]. Die Bosellische Buchhandlung treibt auch Handel mit Kupferstichen; die Brönnersche Buch- und Landkartenhand-

[1] Eine hiesige Buchhandlung übernimmt oder kauft auswärtige Bibliotheken und läßt sie hier versteigern. Daß diese Spekulation, die wohl den einzelnen bereichert, den hiesigen Buchhandel noch mehr beengt und dem Büchertrödel Tür und Tor öffnet, ist kaum zu bezweifeln. (Fr.)

[2] Daher manche Buchhandlungen notgedrungen auf eine zudringliche Weise Bücher zum Verkauf Privatpersonen in die Häuser schicken. Wie verschwenderisch Kataloge ausgeteilt werden, ist bekannt. (Fr.)

[3] So wetteifernd die Buchhandlungen in der Weihnachtszeit in den öffentlichen Blättern ihre Bücher in großer Anzahl anzeigen, so ist doch der Verkauf sehr unbedeutend; denn ein einmal gekauftes Buch hält eine ganze Generation aus. Ja, wenn solche ebenso ephemer wären, als die Nürnberger Spielsachen oder die Konditorwaren, dann wäre der Absatz bedeutender. Man rechnet, daß für 10000 Gulden Spielwaren und 6000 Pfund Konfekt verkauft werden. (Fr.)

[4] Diese und die folgenden Angaben laut öffentlichen Anzeigen. (Fr.)

lung hat eine Buchdruckerei und einen Buchbinderladen; die Demmertsche Buchhandlung hat eine Leihbibliothek und handelt mit Papier und Strickmustern; die Döringsche besitzt ebenfalls eine Leihbibliothek. Die Eichenbergsche Buch- und Landkartenhandlung hat eine Buchdruckerei. Die Buchhandlung von Gebhard und Körber befaßt sich auch mit Kommission und Spedition. Die Guilhaumansche Buchhandlung ist die einzige, die sich auf den Buchhandel beschränkt. Die Hermannsche Buchhandlung beschäftigt sich mit Bücherauktionen und Spedition. Die Jägersche Buch-, Papier- und Landkartenhandlung hat dabei einen Buchbinderladen; die Körnersche Buch- und Kunsthandlung eine Leihbibliothek und Papierhandel; die Sauerländersche eine Buchdruckerei; die Schäfersche eine Leihbibliothek. Die Simonsche Buchhandlung hat ebenfalls eine Leihbibliothek und macht Lotteriegeschäfte; die Strengsche Buchhandlung betreibt auch Spedition. Die Varrentrappsche Buchhandlung hat eine Buchdruckerei und handelt mit planierten, extra gebundenen Büchern; die Wennersche hat eine Buchdruckerei. Die Friedrich Wilmanssche Buch- und Kunsthandlung handelt mit Wein, Kölnischem Wasser, Zigarren, Wiener Wünschen[1], Stick- und Strickmustern; die Heinrich Wilmanssche Buchhandlung hat eine Buch- und Steindruckerei nebst Spedition[2].

---

[1] Nach gef. Mitteilung des Herrn Regierungsrates Dr. Karl Glossy in Wien waren dies Glückwunschkarten zu Neujahr und zu Namensfesten, die im Vormärz wegen ihrer künstlerischen Ausstattung sehr beliebt waren. (EL)

[2] Von allen diesen Buchhandlungen bestehen heute nur noch die Jägersche Sortiments-, Buch- und Landkartenhandlung und J. D. Sauerländers Verlag. Die weltbekannte Buchhandlung Joseph Baer & Co. fehlt im vorliegenden Aufsatz, weil sie zur Zeit seiner Abfassung noch nicht als behördlich genehmigtes Geschäft galt. Wie sich aus den Akten des Frankfurter Stadtarchivs ergibt, hatte Joseph Baer, der im Jahr 1767 in Hanau als Sohn des nachmals nach Bockenheim übergesiedelten Abraham Baer geboren war, schon seit den acht-

Ferner sind noch acht Buchdrucker vorhanden, die sich bloß auf ihre Buchdruckereien beschränken und keinen Buchhandel

---

ziger Jahren des 18. Jahrhunderts — nach der Geschäftstradition seit 1785 — von Bockenheim aus in Frankfurt in der Steingasse ohne Erlaubnis, aber unter Duldung der Behörden ein förmliches Antiquariat betrieben, das er auch weiterführte, nachdem er im Jahr 1830 als „Permissionist" nach Frankfurt gezogen war. Ein Gesuch um Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis wurde am 1. Oktober 1833 zwar genehmigt, aber nur unter der Bedingung, daß er das Geschäft nicht weiter betreibe. Doch wurde es mit diesem Geschäftsverbot keinesfalls ernst genommen. Denn am 8. März 1834 erhielt Josephs ältester Sohn Bernhard Joseph, geboren 1799, der seit 1828 jahraus jahrein vergeblich darum nachgesucht hatte, vom Rat das Bürgerrecht und die Heiratserlaubnis, worauf er — laut notariellen Börsenanschlags vom 23. April 1834 — eine „Handlung in Kommission und Spedition verbunden mit einem antiquarischen Bücherlager" errichtete, die die Firma „Joseph Baer" führte und in welcher sein Vater Joseph, wenn auch ohne offiziell als Miteigentümer zu erscheinen, noch eine Reihe von Jahren als deren Seele tätig war. Am 29. Februar 1836 hatte Bernhard Joseph mit dem Antiquariat auch eine Buch- und Kunsthandlung verbunden und wohl im Zusammenhang damit seinen Brüdern Leopold Joseph (geb. 1804) und Hermann Joseph (geb. 1811) Prokura erteilt. Am 12. März 1841 überließ er das Geschäft, dessen Firma unverändert „Joseph Baer" weiter lautete, seinem Bruder Leopold Joseph, womit die diesem und Hermann Joseph erteilte Prokura erlosch und wohl auch der Vater Joseph endgültig sich vom Geschäft zurückzog; wenigstens wird er vom Jahr 1841 an im Adreßbuch mit dem Zusatz „privatisiert" aufgeführt. Am 18. April 1842 errichtete Bernhard Joseph unter der Firma „Bernhard Joseph Baer senior" ein eigenes Geschäft in Kommission und Spedition nebst Buch-, Kunst- und Antiquariatshandlung, das jedoch ebensowenig wie die von dem jüngsten Bruder Anton (geb. 1815) am 28. Juni 1849 errichtete Buchhandlung zu Bedeutung gelangte. Die erstgenannte Firma wird zwar im Adreßbuch noch bis zum Tode Bernhard Josephs im Jahr 1864, jedoch nur nur für Kommission und Spedition aufgeführt, während Anton Baer 1867 nach Paris übersiedelte. Dagegen erlangte das Haus Joseph Baer, seit 1873 Joseph Baer & Co., unter der zielbewußten Leitung Leopold Josephs und seiner Nachfolger einen Weltruf, den es bis zum heutigen Tag mit Recht genießt. — Ein Bruder Josephs, Hayum Baer, der seit 1821 Frankfurter Permissionist, aber in Bockenheim wohnen geblieben war, besaß in Frankfurt im Nürnberger Hof ebenfalls eine

treiben, nämlich die Bayrhoffersche, die Diehlsche, Gerhard der Ältere und Gerhard der Jüngere, die Heller und Rohmsche, die Kauersche, Sauerländer der Ältere (mit Steindruckerei) und die Schärersche Buchdruckerei.

Es befinden sich dahier demnach 20 Buchhandlungen, 15 Buchdruckereien und 6 Leihbibliotheken; die letzteren sind nach der Zeit ihrer Entstehung folgende: die Döringsche, die Körnersche, die Simonsche, die Behrenssche, die Schäfersche, die Demmertsche.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wußte man nichts von Leihbibliotheken und Buchantiquaren, und es exi-

---

Niederlage von Büchern und antiquarischen Kunstgegenständen, die sein und Josephs Vater Abraham noch im 18. Jahrhundert gegründet hatte. Ein Gesuch Hayums um Verlängerung der Permission und zwar mit Geschäftsbetrieb schlug der Rat am 10. Oktober 1833 mit der Begründung ab, daß ein solches Geschäft ausschließlich in die Gewerbsberechtigung der hiesigen Angehörigen einschlage. Aber auch Hayums Geschäft fand mit dieser Ablehnung nicht sein Ende; es wurde, wenn auch ohne alle behördliche Autorisation und daher auch ohne je im Adreßbuch zu figurieren, von Hayum und nachher dessen Neffen Salomon Lazarus und Anselm, den Söhnen seines Bruders Lazarus Abraham, noch lange Jahre im Nürnberger Hof fortgeführt. — Von Hayum Baer hat sich eine hübsche Geschichte erhalten. Als der Sturz Napoleons in Bockenheim durch eine Illumination gefeiert wurde, ließ Hayum, der Napoleon haßte, da bei der bekannten Verbrennung englischer Waren im Jahre 1810 auch sein ganzes Lager an englischen Büchern vernichtet worden war, an einem Fenster seiner Wohnung ein Transparent mit der Inschrift anbringen:

Als Napoleon nach Deutschland gekommen,
Da wurde mir meine Hauptnahrung genommen;
Dennoch heiß' ich Hayum Baer,
Napoleon ist kein Kaiser mehr.

In der Didaskalia von 1824, Nr. 85 vom Donnerstag 25. März, sind die Verse etwas verändert abgedruckt und wird der Held der Geschichte irrig als „Bücherhändler Nathan Baer" bezeichnet. Einen solchen gab es weder in Bockenheim noch in Frankfurt. (EL)

stierten nur elf Buchhandlungen, nämlich: die Andreäsche, die Brönnersche, die Eßlingersche, die Fleischersche, die Garbesche, die Keßlersche, die Raspesche, die Reiffensteinsche, die van Dürensche, die Varrentrappsche und die Zunnersche Buchhandlung.

Erst in den fünfziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts gab es einen Bücherantiquar, namens Burigel, welcher seinen Wohnsitz in Oberrad hatte; dieser betrieb eine kleine Leihbibliothek, aus der er seinen Lesern die Bücher in das Haus brachte. Seine Kundschaft bestand bloß aus einigen Ratsherrn, Offizieren der Garnison und Kandidaten. Anfangs der sechziger Jahre errichtete der Buchhändler Deinet hier ein Lese-Institut, in dem man sich jahrweise abonnierte und für das ganze Jahr nur vier Gulden bezahlte, wofür man stets zwei Bücher erhielt; aber wegen Mangels an Teilnehmern ging das Institut bald wieder ein.

In den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts lebte hier ein Bürger Seyfried, welcher mit alten Büchern handelte und diese auch verlieh. In den siebziger Jahren heiratete dessen Tochter einen namens Becker. Dieser war der erste, der eine öffentliche Leihbibliothek errichtete. Als er starb, wurde diese von Zeßler und nach dessen Tod vom Buchhändler Dietz fortgesetzt, ist aber vor achtzehn Jahren eingegangen. Anfang der achtziger Jahre entstand die Kämpfsche Leihbibliothek und 1787 die Döringsche. Im Jahr 1790 wurde die Klimbtsche errichtet, einige Jahre später die Pechsche und 1797 die Körnersche; 1802 die Simonsche, dann 1804 die Hellersche, 1806 die Behrenssche, im Anfang des zweiten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts die Schäfersche und endlich vor zwei Jahren die Demmertsche Leihbibliothek. So sind seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach und nach achtzehn Leihbibliotheken entstanden, wovon heute nur noch die obenerwähnten sechs bestehen, die alle einen großen Vorrat von älteren und neueren belletristi-

schen und anderen Schriften besitzen und für eine sehr billige Gebühr das leselustige Publikum befriedigen.

Aus: Der Beobachter am Main und Rhein, 2. Jahrgang, Offenbach 1822, Nr. 32 vom Donnerstag 14. März, S. 135 f.

Hausen und das Forsthaus, eine Parallele[1]

Diese beiden Vergnügungsorte der Frankfurter lebenslustigen Welt haben ihre mannigfaltigen Naturschönheiten und Vorzüge. Herrlich sind Hausens Umgebungen nebst der Aussicht auf die nahen Gebirge und die vielen umliegenden Dörfer und Flecken; romantisch schön liegt das Forsthaus im Frankfurter Wald unweit Niederrad, und angenehm ist der Spaziergang über den Sandhof und durch den Wald dahin. Die Natur hat für beide Orte viel, die Kunst wenig oder nichts getan.

Obgleich bei Herrn Braumann in Hausen keine englischen Gärten, keine Grotten und Springbrunnen, keine auf Säulen ruhenden Prachtsäle anzutreffen und der Eingang und das Ganze sehr ländlich sind, worüber schon mancher vornehme Spaßvogel seinen langweiligen Witz ausgelassen hat, so findet man sich doch recht bald in das eigentümliche und zutrauliche Wesen der sich dort versammelnden Welt, man ist bald heimisch, wird, da man lauter vergnügte und zufriedene Gesichter sieht, schnell mit vergnügt, und hat man auch etwas von übler Laune mitgebracht, so verschwindet diese gar bald und macht dem Frohsinn und der Heiterkeit Platz. Der dort herrschende, angenehme und durchaus nicht steife Ton zieht im Winter und Sommer, sogar bei Sturm, Regen und Schnee, muntere, joviale und vernünftige Leute hinaus, und die Gesellschaft zu Hausen liefert einen spre-

---

[1] S. die Abbildungen 12 und 13.

Abbildung 12

Ansicht von Hausen

Nach dem Stich von Johann Philipp Veith





Abbildung 13

Das Forsthaus im Frankfurter Wald
Nach der Zeichnung von Anton Radl



chenden Beweis, daß man gute Laune und Munterkeit mit dem größten Anstand verbinden kann. Verliert sich auch manchmal so was echt Vornehmes dahin, so bleibt es unbeachtet, findet selbst, daß es nicht an seinem Platze ist, und verschwindet gewöhnlich sehr schnell. Muß man auch bisweilen etwas auf den Kaffee oder andere Getränke und Speisen warten, so kann man sich das um so leichter gefallen lassen, da in der Regel alles sehr gut und halb so teuer wie an andern Orten ist.

Anders sieht es auf dem Forsthaus aus; freilich kann man da auf einem schönen und breiten Wege vier- und zweispännig in vollem Trabe vorfahren und wird beim Aussteigen durch eine Menge Gaffer in Empfang genommen. Breite Alleen laden zum Promenieren und dichte Lauben zum Ruhen ein, und die vornehme Welt zeigt sich hier in ihrem höchsten Prunk. Allein ich muß hier wiederholen, was ich schon einmal bei einer anderen Gelegenheit von gewissen Winterbällen gesagt habe; denn hier herrscht wie dort jener steife sogenannte bon ton, hier sieht man, wie mit Putz geschmacklos überladene Marionetten sich auf die hölzernste Weise mechanisch, wie an Draht geleitet, bewegen, denen der Neid unverkennbar an den Augen anzusehen, weil trotz aller Mühe und allem Kostenaufwand es andern dennoch gelungen, reicher und besser gekleidet zu sein. Hier wie dort bedenkt man sich Viertelstunden lang über jeden Tritt, den man tun, über jedes Wort, das man sprechen will, ob es sich auch schickt und paßt, und platzt dennoch mit Albernheiten heraus, und so wie dort Terpsichores anmutiger Tempel zur widrig spekulierenden Börse wird, wird hier die schöne, freie Natur zur Musterkarte von indischen Shawls und Brabanter Spitzen und andern Kostbarkeiten. Und man verläßt endlich hier wie auf dem Ball, nachdem man die schärfste Musterung und Kritik passiert, sich genug geziert und ellenlange Gesichter gezogen hat, den Ort ebenso ver-

drießlich und mißlaunisch, als man mit großen Prätentionen und Erwartungen gekommen war.

Verliert sich ein gewöhnliches Menschenkind hierher, so überfällt ihn in der ersten Viertelstunde eine schreckliche Bangigkeit und tödliche Langeweile, und unwillkürlich legt es sein Gesicht in Falten und dankt seinem Schöpfer, wenn es aus dieser Atmosphäre wieder heraus ist.

Aus: Der Beobachter am Main und Rhein, 1. Jahrg., Offenbach 1821, Nr. 4 vom Sonnabend 28. April, S. 58—60.

Das Pfingstfest und der Wäldchestag in Frankfurt

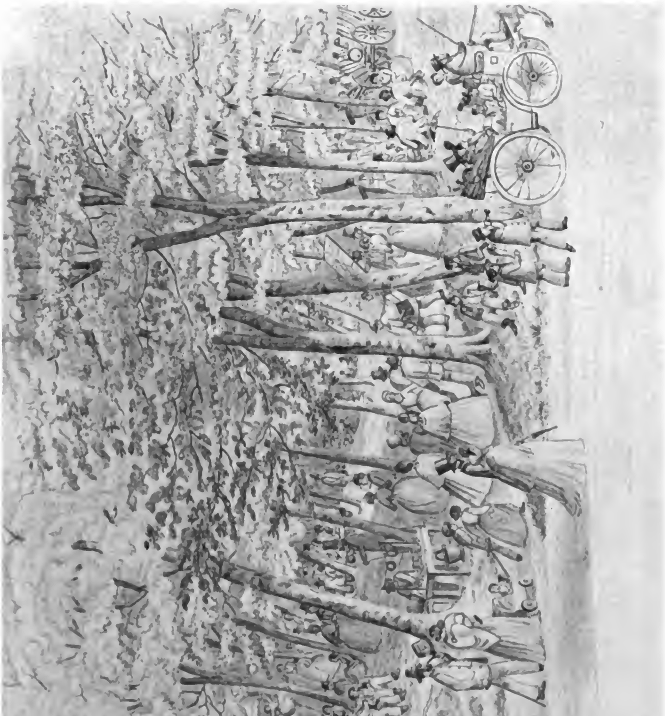
Immer ist's Sonntag, es dreht
Immer am Herd sich der Spieß.
Schiller.

In keiner Gegend Deutschlands, in keiner Stadt, an keinem Orte wird wohl fröhlicher und freudiger das heilige Pfingstfest gefeiert als wie zu Frankfurt am Main. Schon am Himmelfahrtstage geht das lustige Leben an; aber das rechte Schwärmen beginnt am zweiten Feiertag und hört bei vielen erst am Ende der Woche auf. Den ersten Feiertag wird gebetet und werden stille Landpartien in die umliegenden Dörfer gemacht; Montag fährt, was Equipage hat oder nur einen Wagen auftreiben kann [1], nach dem schönen Wilhelmsbad bei Hanau, wo sich dann die elegante Welt aus der ganzen Gegend versammelt und die glänzendsten Equipagen und kostbarsten Kleider zur Schau bringt; es ist daselbst weit brillanter und zahlreicher, als in Schwetzingen bei Mannheim. Die mittlere und ärmere Klasse der Frankfurter

[1] Trotz der unzähligen Menge Lohnkutscher, die in Frankfurt sind, kostet es dennoch viele Mühe, an Sonn- und Feiertagen einen Wagen aufzutreiben, wenn man nicht acht Tage vorausbestellt hat, und dann kostet so eine Fahrt gewöhnlich 12 bis 15 Gulden. (Fr.)

Abbildung 14

Der Frankfurter Wäldchestag
Nach einer Bleistiftzeichnung um 1830



Einwohner zerstreut sich an diesem Tag nach Oberrad, Niederrad, Bornheim, Hausen, auf den Sandhof, Riedhof usw., wo von allen Seiten die Trompeten und Pauken erschallen und bis am hellen Tag getanzt und gejubelt wird. Der dritte Feiertag (Dienstag) ist eigentlich das rechte Volksfest der Frankfurter[1]. Schon frühmorgens strömt die Menge in das jenseits des Mains gelegene Wäldchen, wohin nach Mittag auch die Equipagen in unzählbarer Menge fahren, sowie die Fluten des Mains mit Nachen voller Menschen bedeckt sind, die zu Wasser an den Sandhof rudern und den übrigen Weg zu Fuß zurücklegen. Immer mehr und mehr füllt sich der Wald, und bald glaubt man in Tassos Selva incantata zu sein, wo jeder Baum lebendig wird; denn es sind der Menschen mehr als Bäume, und nur wenige waren so glücklich, noch Tische und Bänke zu erhaschen, die meisten biwakieren auf Gottes gutem Erdboden. Dort lagert eine muntere Gesellschaft und läßt fröhlich den Becher, mit vaterländischem Weine gefüllt, in die Runde gehen; hier liegt ein Häuflein lustiger Zecher, welche Hymnen Gott Bacchus zu Ehren ertönen lassen; an einem andern Ort lassen die jungen Herren die Champagnerkorken jauchzend in die Luft springen, und alles wimmelt und webt und lebt, Hunderte von Wagen halten auf allen Seiten, und so geht es bis zum Forsthaus, wo ebenfalls jedes Plätzchen besetzt ist. Auch sieht man mitunter manche steife Gestalten einherschreiten, die sich ein Ansehen zu geben suchen und das Ganze zu bekritteln scheinen; dann wieder Harfenspieler, Gitarrenmädchen und Schnurranten aller Art, die ihre gellenden Lieder in einem wahren Charivari in die Lüfte schicken. Welch reicher Stoff für einen ruhigen Beobachter! Bis tief in die Nacht dauert dies Getümmel, und die meisten bringen den Rest

[1] S. die Abbildung 14. Das Volksfest wird noch heute Wäldchestag genannt. (EK)

der Nacht in dem nahen Niederrad, auf dem Sandhof und dem Riedhof zu, wo die aufgehende Sonne sie noch in vollem Jubel erblickt. Jetzt ist's Mittwoch, und mit ihm ist der vierte Feiertag für Frankfurt erschienen und ganz besonders ein Festtag für die unglücklichsten aller Wesen, für die armen Waisenkinder. Für diese wird auf der Pfingstweide, einem sehr großen, mit Bäumen besetzten und von schönen Gärten umgebenen freien Platz ganz nahe bei der Stadt, eine reichlich besetzte Tafel zubereitet. Gegen 12 Uhr werden die armen Kinder in ihrem Sonntagsputz durch ihre Lehrer hinausgeführt, nehmen im Angesicht unzähliger Zuschauer und Neugierigen, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, ein vortreffliches Mahl ein und werden von wohlwollenden Menschen auch beschenkt.

Allein nicht bloß die kleinen Kinder feiern diesen Tag; die Großen haben heute das nahe Bornheim zum Tummelplatz erkoren[1], und was vorgestern und gestern fröhlich im Wilhelmsbad und lustig im Wäldchen war, findet sich mit munterer Laune heute wieder in Bornheim ein, wo aus wenigstens dreißig Gasthäusern die Trompeten und Pauken zum Einkehren einladen und der frühe Morgen wieder ein taumelndes Völkchen erblickt. Nun ist's Donnerstag, und es sollte mit Fug und Recht Basta sein, aber fröhliche Brüder und fröhliche Schwestern taumeln noch die Woche in den umliegenden Vergnügungsorten weiter und endigen erst mit dem blauen Montag der nächsten Woche. Wirte, Schuhmacher und Schneider fahren gut bei diesem Fest, besonders letztere, denn auf Pfingsten muß jeder wenigstens eine neue Kleidung haben, sonst bleibt er lieber zu Haus. Nun lösen die Kirchweihen und Nachkirchweihen auf vier bis sechs Stunden in der Runde diese Festlichkeiten ab, davon oft drei an einem Sonntag

[1] Daher wird der Tag noch heute im Volksmund Bernemer, d. h. Bornheimer Mittwoch genannt. (EL)

stattfinden, von denen viele ebenso besucht sind, als das Wäldchen am dritten Feiertage, und die immer vier Tage dauern. So geht es nun bis zum Herbst fort, wo dann die Festlichkeiten der Weinlese eintreten, die elegante und kranke Welt aus den Bädern wieder eingetroffen ist und die Wintervergnügen die Sommerlustbarkeiten ablösen. Ist das nicht ein fröhliches Leben?

Aus: Der Beobachter am Main und Rhein, 2. Jahrg., Offenbach 1822, Nr. 75 vom Samstag 22. Juni, S. 309f. Die Überschrift lautet bei F.: Das Pfingstfest zu Frankfurt am Main.

Die Promenade zwischen dem Eschenheimer und Bockenheimer Tor zu Frankfurt a. M.[1]

Jetzt läutet es Mittag auf dem Katharinen- und allen andern Türmen, und die modernsten prächtigsten Karossen rollen unter dem alten gotischen Turme des Eschenheimer Tores, in einer endlosen Reihe, nach dieser Promenade. Zu gleicher Zeit drängen sich Reiter und Reiterinnen, Fußgänger und Fußgängerinnen in bunter Menge und im eleganteſten An- und Aufzuge nebeneinander dahin. Wer eine neue Mode aufbringen, ein neues Kleid, Shawl, Putzhüte, Equipagen, Pferde usw. zeigen will, der eilt, mit der Zwölfuhrglocke sich und seinen Anzug zu produzieren. Vor dem Tore steigen die in Equipagen angekommenen Damen aus und mischen sich unter die übrigen Spaziergänger, um sich begaffen zu lassen und wieder zu begaffen: nur die Reiter bleiben auf ihren oft sehr schönen Rossen gewöhnlich sehr schlecht

---

[1] Man muß wissen, daß die Promenade zwischen diesen beiden Toren das Lonchamp des beau monde von Frankfurt ist. Alle Personen von gutem Tone besuchen nur diese; jene um das Ober- und Untermain-, St. Gallen-, Friedberger und Allerheiligen-Tor werden, obgleich nicht minder schön, in der Regel nur von der Mittelklasse und solchen Personen besucht, die keinen so großen Aufwand machen können oder welche die Einsamkeit lieben. (Fr.)

sitzen und kapriolieren längs den Barrieren auf und ab; hin und wieder wird auch einmal einer abgesetzt, was, da es nichts Seltenes ist, nicht sehr auffällt. Man betrachtet und mustert sich nun gegenseitig von Kopf bis auf die Zehen und beneidet, beredet oder belacht sich, und vice versa.

Der Aufwand ist unglaublich, und man sieht wenig oder fast keinen Flitterstaat, sondern die kostbarsten und solidesten Zeuge, Pelze, Blonden, Federn, Brillanten usw. werden da zur Schau getragen; wer sich mit sogenanntem Firlefanz behängt zeigt, wird sogleich für leichte Ware, unsolid oder fremd erklärt und mitleidig belächelt. Bis gegen halb ein Uhr nimmt das Gedränge mit jeder Minute zu und wird zuletzt so arg, daß man kaum mehr einander ausweichen kann. Man wogt nun so hin und her: die Equipagen fahren außerhalb der Planken in langsamem Schritte und in einer Parallellinie mit ihren Herrschaften, welche sie nie aus den Augen verlieren dürfen, damit sie jederzeit bereit sind, wenn diese wieder einsteigen wollen.

Die Unterhaltung während dieser Stunde besteht in nichts weiter, als über den Anzug der Promenierenden oder über die Oper, die Gesellschaften und Soupers, denen man den Abend vorher beigewohnt hat, und über die neuesten Stadtbegebenheiten zu glossieren. Zweimal in dem nämlichen Kleide, Hut usw. hier zu erscheinen, würde schlechten Ton oder gar Mangel an Überfluß verraten. Gerät zufälligerweise ein Fremder hierher oder gar fremde Damen, die mit den herrschenden Sitten, Anstand und Gebräuchen unbekannt sind, dann wehe diesen Armen! Sie sind das Stichblatt aller übrigen: die jungen Fashionables lorgnieren sie mit ihren Guckgläsern auf eine durchbohrende Art, zucken die Achseln, sprechen ein paar Worte mystisch und machen sich mit den mitleidig lächelnden Damen über sie lustig. Gegen ein Uhr, wenn man sich mindestens 20 bis 30mal begegnet und sattsam



Abbildung 15

Der Eschenheimer Turm
Nach einem Aquarell



beäugelt hat, fängt man an, sich zu entfernen; die Promenade wird immer leerer, und um halb zwei ist alles wie ausgestorben. Das Ganze scheint ein Traum gewesen zu sein, wie denn auch wirklich alle geträumt, hier eine recht wichtige Rolle gespielt zu haben, ohne zu bedenken, daß sie selbst, nebst allen ihren Herrlichkeiten, eben dem Staube, den sie gemacht, angehören und über kurz oder lang demselben ganz ähnlich sein werden, so daß vielleicht schon in 20 bis 30 Jahren keine Seele mehr weiß, daß sie je existiert haben, und wenn sie ja noch leben, sich niemand mehr um sie bekümmern wird, weil Reiz und Jugend von ihnen gewichen, und die meisten nie etwas anderes besaßen.

Nur Einer bleibt sich immer gleich und belächelt die Torheit der Menschen schon seit vielen Jahrhunderten. Der ehrwürdige Greis, den ich meine, ist der fünfköpfige bemooste Turm[1], welcher in stolzer Ruhe von oben herab das tägliche Tun und Treiben der erbärmlichen Menschheit beobachtet und seit 500 Jahren die Erfahrung gemacht hat, daß es immer dasselbe eitle, kurzsichtige und unverständige Histrionenvolk ist, das unter seinen Beinen durchschlüpft.

Aus: Der Phönix, Rheinisches Unterhaltungsblatt, Jahrgang 1825, Nr. 73 vom Sonntag 19. Juli.

---

[1] S. die Abbildung 15.

IX

Das große Kölner Karnevalsfest im Jahre 1824[1]

Der Karneval war herangekommen, der dieses Jahr (1824) mit einer ungewöhnlichen Pracht gefeiert werden sollte und zu dem man ganz außerordentliche Vorkehrungen traf; eine eigene Kasse wurde errichtet, in welche sehr ansehnliche Beiträge flossen. Über sechs Wochen hatte man mit den Vorbereitungen zugebracht und eine ganze Kompagnie Funken (so wurden die alten kölnischen Stadtsoldaten, wahrscheinlich wegen ihres martialischen Aussehens und ihrer niederschmetternden Blicke, genannt) angeworben, aus der gemeinschaftlichen Kasse verköstigt, besoldet und uniformiert. Es waren lauter Leute aus der Klasse der Taglöhner, die sich diesen Extraverdienst wohl gefallen lassen konnten. Bei dem Wirt Hennes in der Komödienstraße hatten sie ihr Hauptquartier. Diese Helden schienen aus dem verwichenen Jahrhundert, samt Perücken, Zöpfen und Haarbeuteln, wieder auferstanden zu sein. Die Honoratioren hatten ihren Sitz in dem Weinhaus zur Hölle[2] aufgeschlagen, wo die Beratungen und das Einstudieren der Gesänge stattfand. Man wußte aus den Karnevalszeitungen, daß die Prinzessin Venetia Italiens reizende Gefilde verlassen habe, um ihre Verlobung mit dem in der alten Colonia Agrippina residierenden Helden Karneval zu feiern. Vierzehn Tage lang

---

[1] Vgl. auch: Das große Kölnische Karnevalsfest von 1824, Köln, A. J. Tonger 1824. Die Didaskalia 1824 enthält in Nr. 50 eine fingierte „Proklamation des Königs Fasching", vermutlich von F. selbst; dann in Nr. 59—62 das „Programm" und das „Manifest des Helden Karneval" — Originaldruck beider (Köln, Fr. X. Schlösser) in Frankfurt, Stadtbibliothek; endlich in Nr. 72—75 eine ausführliche Beschreibung des Festes von F. (EL)

[2] Es war das Weinhaus „zur Höhle" von Flohr. (EL)

kamen täglich Kuriere und Stafetten an, welche die allmähliche Annäherung der Ersehnten verkündeten. Endlich kamen an einem Sonntag nicht weniger als vierundzwanzig Kuriere Schlag auf Schlag, welche die nahe Erscheinung des prächtigen Gestirnes anzeigten. Einige Tage vorher war schon ein Teil ihrer Suite in zwei- und vierspännigen Wagen angekommen, bestehend aus Küchen-, Keller- und Stallmeister, Mundschenken usw.; zahllose Haufen des freudetrunkenen Volks hatten sich am kaiserlichen Hotel, wo die Erlauchte absteigen sollte und dessen Erleuchtung am hellen Tage den Glanz der Sonne verdunkelte, in solchen Massen eingefunden, daß nicht mehr durchzukommen war; hier hatten die Funken eine Ehrenwache, vierundzwanzig Mann stark, bezogen. Der Donner der Kanonen verkündete endlich die Ankunft der Prinzessin bei dem „Toten Juden" (so wird ein Ort in geringer Entfernung von Köln genannt). Die Begeisterung der ihr entgegenmarschierenden Funken steigerte sich in so hohem Grad, daß sie wirklich Feuer zu sprühen schienen, ihre Zöpfe wackelten und ihre Bärenmützen freudig zitterten. Gardekürassiere mit goldstrahlenden Sonnen auf der Brust eröffneten den Zug; hinter ihnen kamen mehrere vierspännige und endlich ein wohlverschlossener sechsspänniger Wagen, in welchem die Gefeierte, der Menge unsichtbar, verweilte. Ihr zahlreiches Gefolge war ebenso burlesk, als echt welsch und komisch-prächtig; vorzüglich aber waren es die Küchen- und Speisewagen, die durch ihren reichhaltigen Inhalt von Riesenbretzeln, kolossalen Kuchen, Gänsen, welschen Hahnen, Enten, Runkelrüben und Sauerkohl, Butter- und Mehltöpfen, Zwiebeln, Knoblauch und zehn Ellen langen Würsten alle Gaumen wässern, alle Zungen lüstern, alle Magen hungrig und alle Nasen schnüffelnd machten. Auch ihre silberne Klistierspritze von Pappe, von der Größe einer achtundvierzigpfündigen Kanone, erregte allgemeines Aufsehen. Den Zug schloß abermals

eine Abteilung Sonnenkürassiere und Funken und eine zahllose Menge zu Fuß, zu Pferd und in Wagen.

Den kommenden Morgen war mit Tagesanbruch schon die ganze Stadt in Alarm, alle Straßen wimmelten von Volk, besonders aber war es der Neumarkt, wohin alles strömte. Auf den höchsten Giebeln der Dächer, auf den Schornsteinen, auf der Kuppel der Apostelkirche, sogar auf dem eine Ohm haltenden Knopf derselben saßen die Zuschauer, gleich Sperlingen, und auf den Zweigen der Bäume, welche den großen Platz umgaben, saßen so viel affenartige Jungen und Alte, daß man sich in die Mitte Afrikas hätte versetzt glauben können. Der ganze Platz, dessen innern Raum die Funkenpolizei gehörig frei hielt, war von Karossen und Wagen aller Art, voll maskierter und unmaskierter Herren, umgeben. Die Zahl der Fremden, von denen viele selbst aus Frankreich und den Niederlanden herzugeströmt kamen, war ungeheuer. Gegen elf Uhr deutete endlich eine allgemeine, der des durch Sturm aufgeregten Meeres gleichende Bewegung die Annäherung des hochgefeierten Königs Karneval an, und im höchsten Glanz näherte sich dessen prächtiger Zug, den chinesische Mandarinen, musizierende Derwische zu Pferd, ein Reichsherold und der Funkengeneral mit seinem Adjutanten auf ein und demselben Pferde und die heilige Schar der Funken eröffneten, und wo vier Marketenderinnen auf einer Riesengans, einem dito Hahn, Storch und Truthahn ritten. Sodann kam der Reichsfähndrich zu Pferd, eine ungeheure Fahne schwenkend; ihm folgte der Zigeunerhauptmann Bassamaderemsky mit seinem Gefolge, Pauker und Trompeter, nebst der königlichen einige fünfzig Mann starken Hofkapelle, samt und sonders in den heroischsten Kostümen. Das tollste Durcheinander von theatralischen und Romanpersonagen folgte nun im buntesten Gewirre: Herr und Frau Papageno, Kaspar Larifari, Falstaff, Kasperle, Jungfrau Salome, Poli-



chinelli, Pierrots, Harlekine und Kolombinen, Scaramuzzi, Incroyables, Eulenspiegel, ein Hermaphrodit, Hänneschen, Bestevater und Mariesibyllchen (permanente Personagen des Kölner Puppentheaters), Ritter in Gold- und Silberharnischen, ungeheure Riesen, Zwerge, der ganze griechische Olymp usw. Held Karneval selbst kam auf einem einen goldenen Delphin vorstellenden, mit acht Pferden bespannten Wagen angefahren[1]; er strotzte von Gold und Edelsteinen, und die Pferde sowie seine Zeremonienmeister, Hofnarren, Läufer usw. waren alle auf das prächtigste geschmückt. In den vielen ihm folgenden sechs- und vierspännigen Wagen saßen seine Minister, Hofjunker, Pagen und anderes Hofgesindel. In gestrecktem Galopp fuhr er an den in der Mitte des Platzes errichteten hohen und prachtvollen Thron und nahm Platz auf demselben. Kaum war dies geschehen, als ein neues Freudengeschrei, Kanonendonner, bis zu den Sternen wirbelnde Pauken und Zimbeln, schmetternde Trompeten das Kommen der holdseligen Prinzessin Venetia ankündigten, die in einem nicht minder prächtigen Zug und Gefolge, eine vom Kapellmeister Radikati angeführte Janitscharenmusik zu Pferde an der Spitze, an den Thron fuhr und Platz neben dem König Karneval nahm. Ihre nächsten Umgebungen bestanden fast aus lauter gekrönten Häuptern; da sah man Mohrenkönige, peruanische Inkas, mexikanische und marokkanische Kaiser, Dogen, venetianische Nobili, Gesandtschaften ohne Zahl, aus allen Weltgegenden und Staaten usw. Ich selbst, der bei dem Anordnungskomitee in der „Hölle" gewesen, befand mich als Fürst Ypsilanti an der Spitze der griechischen Gesandtschaft, welche Hilfe vom König Karneval zur Befreiung der Griechen vom türkischen Joch verlangte[2]. Prinzessin Venetia, in einem achtspännigen Wagen, welcher eine

[1] S. die Abbildung 16.

[2] Über F. als Philhellenen vgl. oben S. 66f. (El)

Gondel in Form eines blendend weißen Schwanes vorstellte, war mit Diamanten, Brillanten und Perlen übersäet, und der Ozean selbst ruhte auf dem Rücken des Schwans, den er zum Heil der Erlauchten leitete[1]. Karneval war bei ihrer Ankunft die Stufen des Thrones herabgestiegen, und ihr huldreich die Hände küssend, hieß er sie neben sich niederlassen. Jetzt wurden hohe Lieder angestimmt, alle Musikbanden vereinigten sich, die Kanonen donnerten wieder, tausend platzende Raketen beleuchteten die am hellen Tage nicht scheinende Sonne und das Schmettern von hundert Trompeten verkündete der erstaunten Welt die Vereinigung beider allerhöchster Personen. Der Bannerrat von Köln hatte die Ehre, ihnen den Ehrenwein zu präsentieren, die Hofnarren neckten weidlich und etwas derb die Hofdamen. Man stimmte das eigens zu dieser Feier komponierte Lied: „Herbei, ihr Kölner Leute"[2] an, und endlich gab der König das Zeichen zum Aufbruch. Er bestieg nun mit der Braut den goldnen Delphin, dem der Ozean auf dem Schwan folgte. Beide Züge vereinigten sich und setzten sich in Bewegung, um durch alle in italienischer Weise mit Teppichen, Triumphbogen usw. geschmückten Hauptstraßen zu ziehen. Erst als das Gestirn des Tages untergegangen, war der Umzug beendigt. Man ruhte nun wenige Stunden aus, um sich zu den neuen Strapazen und Freuden, welche die kommende Nacht bringen sollte, zu stärken. Diese bestanden in einem Ball in dem ungeheuren Saal des Kölner Kaufhauses: der

[1] S. die Abbildung 17. Diese und zahlreiche andere in der Frankfurter Stadtbibliothek vorhandene kolorierte Darstellungen aus dem Karnevalszug bestätigen die Treue der Beschreibungen F.s im vorliegenden Aufsatz und in der Didaskalia bis in die kleinsten Einzelheiten. Auch die eingehende Schilderung des Festes in der in Anm. 1 zu Seite 260 erwähnten Schrift stimmt damit überein. (EL)

[2] Das von Christian Samuel Schier, geb. 1791 in Erfurt, gest. 1824 in Köln, gedichtete Lied ist abgedruckt in: Vollständige Sammlung der Kölnischen Karnevals-Lieder von den Jahren 1823—1828, Köln 1828, S. 5f. (EL)



Gürzenich genannt, in dem schon Kaiser Maximilian große Feste gegeben, der an viertausend Personen faßt und auf das prachtvollste eingerichtet und ausgeschmückt worden war. Auf beiden Seiten waren erhöhte Sitze angebracht, von denen man das bunte Gewühl übersehen konnte. Ein prächtiger Thron für das königliche Paar war an einer andern errichtet. Nach zehn Uhr kam der ganze Zug zu Fuß in derselben Ordnung, wie er am Tag durch die Stadt gezogen war. König Karneval eröffnete den Ball mit der Prinzessin Venetia, worauf er ohne Unterschied mit allen Ständen tanzte, um die Gleichheit des Tages zu ehren. Hymnen wurden angestimmt, alle überließen sich der heitersten Laune und jubelten bis zum anbrechenden Tag. Keine der italienischen Karnevalsfeiern, denen ich beigewohnt, hatte ein so imponierendes Ensemble, wie diese in Köln. Ein Kaufmann Zanoli[1] war der Held Karneval und ein junger Oppenheimer[2], Sohn eines reichen Bankiers, machte die Prinzessin Venetia und war mit allem Schmuck, den er von seinen Verwandten und Bekannten entliehen, beladen[3].

Aus: Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten, 3. Band, Tübingen 1849, S. 508ff. Die ganze Schilderung des Karnevals fehlt in allen Auflagen Rauschers

[1] Nach Wilhelm Walter, Der Karneval in Köln von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1873, Köln 1873, S. 32: Emanuel Zanoli; nach gefälliger Mitteilung des Herrn Bibliothekars Dr. Zaretzky in Köln ist nichts weiteres über ihn festzustellen. (EL)

[2] Richtig: Oppenheim. Nach Walter a. a. O. S. 33 der durch Diplom vom 20. April 1868 in den österreichischen Freiherrnstand erhobene Kölner Bankier Simon Freiherr von Oppenheim, geb. 1803, gest. 1880. Ebenda S. 34 ein ihm als dem Darsteller der Prinzessin Venetia gewidmetes Sonett, zuerst abgedruckt in: Chr. S. Schier, Karnevals-Almanach S. 85. (EL)

[3] Im Phönix, 1. Jahrgang, Mannheim 1825, Nr. 1—5, schlägt F. als „der vorjährige Abgeordnete der heldenmütigen griechischen Nation Fürst Ypsilanti“ vor, im Jahre 1825 die Vermählung des Königs Karneval mit der Prinzessin Venetia zum Gegenstand des Festes zu machen. Der gleiche Vorschlag findet sich auf S. 51 der oben in der Anm. 1 zu Seite 260 angeführten Schrift eines Ungenannten. (EL)

X
Gastronomische Aphorismen

1.

Das Weltall besteht nur dadurch, daß es lebt. Alles aber, was lebt, nimmt Nahrung zu sich.

2.

Das Tier frißt, der Mensch ißt. Nur der vernünftige Mensch versteht zu speisen.

3.

Das Schicksal der Völker hängt von der Natur und Beschaffenheit ihrer Nahrung ab.

4.

Sage mir, was du speisest, so will ich dir sagen, was du bist.

5.

Der Schöpfer hat den Menschen zum Essen verurteilt, damit er leben könne; er ladet ihn durch den Appetit dazu ein und belohnt ihn durch das Vergnügen, welches er dabei empfindet.

6.

Die Leckerhaftigkeit (die von dem allgemeinen Hang zu den Genüssen des Magens wohl unterschieden werden muß) ist ein Akt unseres Erkenntnisvermögens, durch welchen wir den Gerichten, die unserem Gaumen angenehm sind, vor jenen den Vorzug geben, welche diese Eigenschaft nicht besitzen.

7.

Die Freuden der Tafel sind auf jedes Alter, jeden Stand, auf jedes Land, auf jeden Tag anwendbar; sie vertragen sich mit

allen anderen Vergnügungen und trösten uns sogar über deren Verlust.

8.

Eine wohlbesetzte Tafel ist der einzige Platz, an welchem man in der ersten Stunde keine Langeweile empfindet.

9.

Die Entdeckung einer neuen Speise trägt mehr zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts bei, als die Entdeckung eines neuen Kometen.

10.

Wer eine Indigestion oder einen Rausch bekommt, versteht weder zu essen noch zu trinken.

11.

Wer seinem Magen einen echten Genuß verschaffen will, der fange bei Tisch mit den handfesten Substanzen an und höre mit den feinen auf.

12.

Trinken und trinken ist zweierlei. Nicht die Quantität, sondern die Qualität der Getränke bedingt den Genuß. Ein Glas Johannisberger ist besser als zehn Schoppen Neckarwein.

13.

Wer bei einem Schmause nur eine Sorte Wein trinkt, ist ein Magenketzer — ein Bacchuslästerer; denn beim vierten Glase hinterläßt der beste Wein nur noch eine verworrene Empfindung.

14.

Eine Schüssel voll Linsen ist besser, als ein Majorat; das hat Esau bewiesen.

15.

Ein Nachtisch ohne Käse ist eine Schöne, der ein Auge fehlt.

16.

Das Kochen läßt sich lernen, aber das Braten muß angeboren sein.

17.

Jede gut zugerichtete Speise, die in der zivilisierten Welt das Bürgerrecht besitzt, hat zwar ihre eigene Würze und kann daher auf unsre Achtung Anspruch machen; wer aber schon bei Speck und Sauerkraut schwelgt, der verdient weder Trüffel- noch Gänseleberpasteten.

18.

Der vernünftige Mann riecht lieber Schnepfendreck, als Märzveilchen.

19.

Wer, mit nüchternem Magen, bei dem unverhofften Anblick einer guten Speise gefühllos bleibt, der hat keinen Sinn für das Gute; wer aber das Gute nicht schätzt, der ist ein Bösewicht.

20.

Die erste Pflicht der Küchenbehörde ist Pünktlichkeit; sie muß auch die des geladenen Gastes sein. Wer sie verletzt, der werde mit dem „Sero venientibus ossa“ bestraft; denn, wollte man auf einen saumseligen Gast warten, so würde man sich dadurch auf eine himmelschreiende Weise an denen versündigen, die sich zu rechter Zeit eingefunden haben.

21.

Wer über Schillers Trauerspielen einschläft, der hat seinen eigenen Geschmack; wer aber bei einer leckeren Mahlzeit gähnt, der hat gar keinen — er gehört unter die Hottentotten.

22.

„Sehen geht vor Hören", sagt ein altes Sprichwort. Ist dieses richtig, so gebührt den plastischen Künsten der Vorzug vor den andern. Nun kann man aber weder sehen noch hören, wenn man nicht ißt; folglich ist doch die Kochkunst die Mutter aller Künste.

23.

Wenn du einen Freund zu Gast bittest, so übernimmst du dadurch die wichtige Verbindlichkeit, ihn so lange glücklich zu machen, als sich seine Füße unter deinem Tische befinden.

24.

Die Erfahrung lehrt, daß die Kochkunst und die Dichtkunst sehr nahe Verwandte sein müssen. Gewürzhafte Speisen und gehaltvolle Getränke begeistern zu den schönsten poetischen Erzeugnissen; wer aber nur Kartoffeln und Brunnenwasser im Leibe hat, wird schwerlich mehr als Knittelverse machen. (Der geneigte Leser möge nun erraten, was der Verfasser wohl zu sich genommen hatte, als er diese Aphorismen niederschrieb.)

Aus: Denk an mich, ein Neujahrsgeschenk für den gesunden Menschenverstand auf das Jahr 1827, hrsg. v. Carl Strahlheim, Stuttgart 1827, S. 263—269.

Dritte Abteilung

Bibliographie des Werkes Friederichs

Chronologische Übersicht

In der nachstehenden Übersicht sind die Druckwerke unter ihrem Erscheinungsjahr und, wenn sich die Erscheinungszeit über mehrere Jahre erstreckt, unter dem ersten verzeichnet. Die periodischen Schriften sind unter dem ersten Jahr, in dem Friederichs redaktionelle Tätigkeit oder Mitarbeit nachgewiesen ist, die ungedruckten Werke unter dem Jahr aufgenommen, in dem er sie nachweisbar oder vermutlich vollendete. Die unvollendeten Werke endlich sind unter dem Jahr, in dem er nachweisbar oder vermutlich zuletzt daran arbeitete, aufgeführt. War als Erscheinungs- oder Bearbeitungszeit nicht ein bestimmtes Jahr, sondern nur eine Zeitspanne zwischen zwei Jahren festzustellen, so wurde das erste dieser Jahre als maßgebend für die Einreihung betrachtet.

Ständige Abkürzungen

Heinsius=Allgemeines Bücher-Lexikon oder vollständiges Alphabetisches Verzeichnis der ..... Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Von Wilhelm Heinsius. 1—4: Neue umgearbeitete Auflage; 5; 6 und 7 hrsg. von Christ. Gottlob Kayser; 8 und 9 bearb. und hrsg. von Otto August Schulz; 10—12 bearb. und hrsg. von Ludwig Franz Albert Schiller; 13 und 14 bearb. und hrsg. von Karl Robert Heumann. Leipzig, Johann Friedrich Gleditsch 1812—1829; F. A. Brockhaus 1836—1871.

Kayser=Index locupletissimus librorum qui ... in Germania et in terris confinibus prodierunt. Vollständiges Bücher-Lexikon enthaltend alle ..... in Deutschland und in den angrenzenden Ländern gedruckten Bücher. Bearbeitet von Christian Gottlob Kayser. 1—10; 11 und 12 bearb. von Ernst A. Zuchold; 13—16 bearb. von Gustav Wilhelm Wuttig. Leipzig, Ludwig Schumann 1834—1842; T. O. Weigel 1843—1866.

I

Selbständige Druckwerke

1. Italienisches Sonett an die Prima Ballerina Giuseppina Panzieri aus Mailand. Korfu 1813.

Wohl die erste selbständig erschienene Druckschrift Friederichs, jedoch nicht mehr erhalten. Wie er zuerst in dem Fragment aus seinen Memoiren „Die Feuerprobe oder List und Liebe überwinden Alles“ in: „Denk an mich“, Stuttgart 1827 (Bibliographie Nr. 5) S. 144 f., und später in Mem. 3. Bd. S. 198 erzählt, hatte er von diesem Sonett vierhundert Exemplare auf Atlas drucken und im Theater von Korfu — es war im Frühjahr 1813 — bei der Serata (Benefizvorstellung) der bald darauf im Mittelländischen Meer ertrunkenen Tänzerin unter Kuverten von Velinpapier mit Goldschnitt durch die Ventilatoren in das Parterre, die Logen und auf die Bühne werfen lassen.

---

2. Italienisches und deutsches Sonett an die Sängerin Angelica Catalani. Bremen 1819.

Im Originaldruck nicht mehr erhalten.

F. erzählt in Mem. 3. Bd. S. 416 f., daß er der Sängerin, als sie am 28. Juni 1819 im Bremer Schauspielhaus ihr zweites Konzert gab, das er selbst arrangiert hatte, ein von ihm verfaßtes italienisches Sonett durch die junge Schauspielerin Hauff auf einem Sammetkissen überreichen ließ; gleichzeitig wurden mehrere tausend Exemplare davon durch die Ventilatoren auf das Publikum herabgeworfen. Wie „Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift zur Unterhaltung und Belehrung für den Bürger“, 4. Jahrgang, Bremen 1819, Nr. 52 vom Donnerstag 1. Juli S. 409 (in Bremen, Stadtbibliothek), mitteilte, wurde ihr auch ein deutsches Sonett überreicht. Bei der Gleichzeitigkeit dieser

Mitteilung ist an ihrer Richtigkeit wohl nicht zu zweifeln. Der „Bürger-Freund", der hierbei das deutsche Sonett abdruckt, nennt F. nicht als dessen Autor. Daß F. es aber sicher war, ergibt der Umstand, daß er während der Anwesenheit der Catalani in Frankfurt im Mai 1821, wo sie zwei Konzerte gab, beide Gedichte zusammen in seinem „Beobachter am Main und Rhein" (Bibliographie Nr. 48), 1. Jahrgang, Offenbach 1821, Nr. 6 vom Sonnabend 12. Mai S. 81 f. wieder abgedruckt hat. Das italienische Sonett allein ist dann nochmals abgedruckt in Mem. 3. Bd. S. 416 f.

Vgl. den Abdruck beider Sonette oben S. 122 f.

---

3. Die Kirchweihe oder die Rückkehr aus Griechenland, komisches Lust- und Liederspiel in zwei Abteilungen. Für das Liebhabertheater in O.... bearbeitet von C. Strahlheim. Musik von verschiedenen Meistern. Mit einem Steindruck. Stuttgart, in der C. A. Sonnewald'schen Buchhandlung 1826.

In Stuttgart, Königliche Landesbibliothek.

Nur Textausgabe. Die Partitur s. Bibliographie Nr. 94. In einer Ankündigung der Partitur im Phönix, 1. Jahrgang, Mannheim 1825, Nr. 135 vom Freitag 11. November, bezeichnet F. „Die Kirchweihe" als Fortsetzung seines Lust- und Liederspiels „Der moderne Don Juan" (vgl. Bibliographie Nr. 93). Mit O.... ist Offenbach gemeint, wo F. übrigens nicht die Kirchweihe, sondern nach dem „Beobachter" 1822 Nr. 77 und Mem. 3. Bd. S. 479 den „Modernen Don Juan" zur Aufführung brachte.

Heinsius, 7. Bd., Schauspiele S. 94 hat fälschlich „Kirchenweihe" statt „Kirchweihe" und bezeichnet die Tafel irrig als Kupfer.

Eine günstige Besprechung des Stücks, das als „eine Liederposse besserer Art, voll Lust und Laune und auf der Bühne gewiß erfreulich genug" bezeichnet wird, brachten die Blätter für literarische Unterhaltung, Jahrgang 1828 in Nr. 97 vom Sonnabend 26. April S. 385.

---

4. Die Geschichte Unserer Zeit, bearbeitet von Carl Strahlheim, ehemaliger Officier [von Band 3 an: ehemaligem Officiere] der kaiserlich französischen Armee. Band 1—30. [Auch unter dem Titel:] Unsere Zeit, oder geschichtliche Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse von 1789—1830, nach den vorzüglichsten französischen [häufig auch: französischen und englischen, oder: französischen, englischen und deutschen] Werken bearbeitet von einem ehemaligen Officier der kaiserlich französischen Armee, Heft 1—120. [Je 4 Hefte bilden einen Band.]

Mit Generalregister.

[Hiezu als Beilagen:]

[1.] Extra-Beilage zu Heft 26: Alphabetisches Verzeichniß und Erklärung derjenigen historischen Wörter und Ausdrücke, welche während und seit der französischen Revolution eingeführt und in Gebrauch gekommen sind, nebst den merkwürdigsten Tagen derselben.

[2.] Supplement-Heft Nr. I—VII.

[3.] Außerordentliches Heft Nr. I—XIII.

Mit zahlreichen Steindrucken und Kupfern, meist Porträts.

Stuttgart, gedruckt bei E. F. Wolters 1826—1828; gedruckt bei G. Hasselbrink 1829, 1830; E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung 1830, 1831.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Die Supplement- und Außerordentlichen Hefte, die ausschließlich dokumentarische Beilagen enthalten, haben nur den Titel: Unsere Zeit usw.

Nach Mem. 3. Band S. 539 mußten von den ersten drei Lieferungen rasch nacheinander vier Auflagen gedruckt werden. Ebenso heißt es in einer Ankündigung am Schlusse des 19. Heftes (1827): Da durch die außerordentliche Teilnahme des Publikums an dem Werke bereits auch die dritte Auflage vergriffen sei, so habe man, um die noch täglich kommenden Nachbestellungen befriedigen zu können, eine vierte Auflage zu veranstalten sich entschlossen. Doch ließen sich andere Auflagen des Werkes als die erste, ja auch nur einzelne Bände oder Lieferungen, die in einer solchen erschienen wären, weder auffinden, noch bibliographisch feststellen. In den Mémoires d'un mort — Bibliographie Nr. 32 — 3. Bd. S. 430 Anm. 1 wird erstere Stelle (Mem. 3. Bd. S. 539) irrig auf das „Welttheater" (Bibliographie Nr. 9) bezogen.

Als ideelle Fortsetzung des Werkes erschien die, anfangs von Ernst Freymund (Pseudonym für August Friedrich Gfrörer), später von J. Mährlen und zuletzt von F. Kottenkamp bearbeitete „Geschichte unserer Tage oder getreue Erzählung aller merkwürdigen Ereignisse der neuesten Zeit" [später: oder Chronik der neuesten Zeit], 23 Bände, Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Buchhandlung 1830—1843. Das außerordentliche Heft Nr. I des ersten Jahrgangs 1830 dieser Fortsetzung, das den Untertitel trägt: „Frankreich in den letzten Tagen des Juli 1830 mit besonderer Rücksicht auf Paris", sollte als Schilderung der neuesten französischen Revolution speziell ein Supplement zu Friederichs „Geschichte Unserer Zeit" bilden und wird auf dem Umschlag als „noch zur Geschichte unserer Zeit gehörig" bezeichnet.

Eine sehr beifällige (Selbst-?) Anzeige der beiden ersten Bände s. in Didaskalia, 4. Jahrgang, Frankfurt am Main 1826, Nr. 223 vom 11. August.

Über die Benutzung des Werkes durch F. selbst in späteren Werken vgl. Bibliographie Nr. 9, 15 und 18.

5. Denk an mich, ein Neujahrsgeschenk für den gesunden Menschenverstand auf das Jahr 1827. Herausgegeben von Carl Strahlheim. Mit 4 Steindrucken. Stuttgart, gedruckt bei E. F. Wolters 1827.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Im Verlags-Katalog der Carl August Sonnewald'schen Buch- und Musikalien-Handlung, Stuttgart 1841, S. 9 als Sonnewald'scher Verlag aufgeführt.

Zu dem S. 177—199 mitgeteilten dialogisierten Nachtstück „Die redenden Türme" erschien von Friederich im Phönix, 2. Jahrgang, Mannheim 1826, S. 355 f. in Nr. 45 vom 6. November eine Fortsetzung und ebenda, S. 380 f. in Nr. 48 vom 27. November eine scherzhafte „Abfertigung" der letzteren.

---

6. Geschichte der englischen Revolution von der Thronbesteigung Karls I. bis zum Falle Jakobs II. Dritter Band.

[Auch unter dem Titel:] Geschichte der englischen Revolution vom Jahre 1658—1689. 9. bis 12. Heft.

Mit lithographischen Porträts.

Stuttgart, Expedition des Werkes Unsere Zeit 1830.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Nach Mem. 4. Band S. 188 f. hatte F. das Werk Guizots über die Geschichte der englischen Revolution, von dem damals erst zwei Bände erschienen waren, übersetzt (s. Bibliographie Nr. 36) und, um es verkaufsfähig zu machen, durch einen von ihm selbständig verfaßten dritten Band vervollständigt. Auf dem Titel dieses letzteren fehlt daher der Zusatz „Nach Guizot bearbeitet", den die beiden ersten Bände der Bearbeitung F.s tragen. Guizot soll übrigens über diese „Beendigung" seines Werkes durch einen Dritten sehr ungehalten gewesen sein.

---

7. Das Jahr 1830, oder vollständige Geschichte sämtlicher Staatsumwälzungen, so wie der übrigen wichtigsten Ereignisse dieses Zeitabschnittes; nebst einer gedrängten Darstellung, wie solche in den letzten 15 Jahren herbeigeführt worden sind. Von C. Strahlheim, Redakteur des Werkes: Unsere Zeit. Band 1. 2. Stuttgart, bei Carl Hoffmann 1831.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Die Titelblätter tragen das Motto:

Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.
Schiller.

Besprochen in: Allgemeine Literatur-Zeitung, 48. Jahrgang, Halle und Leipzig 1832, 2. Band Nr. 143 S. 502. Ferner in: Leipziger Literatur-Zeitung, Nr. 29 vom 2. Februar 1833 S. 231.

Über die Benutzung des Werkes durch F. selbst in seinem späteren Werk „Allgemeine Geschichte der letzten fünfzig Jahre 1789—1850" (Bibliographie Nr. 18) s. das dort Gesagte.

---

8. Die Wundermappe oder sämtliche Kunst- und Natur-Wunder des ganzen Erdballs. Treu nach der Natur abgebildet und topographisch-historisch beschrieben von C. Strahlheim.

[Erste Haupt-Abteilung: Europa.] 104 Hefte mit 635 Kupfern.

1. Band. Italien. 1834.
   1. Abteilung. Kirchenstaat. 1834.
   2. Abteilung. Ober-Italien. 1835.
   3. Abteilung. Unter-Italien. 1836.
2. Band. Frankreich. 1837.
3. Band. Großbritannien. 1836.
4. Band. Süd-Deutschland. 1837.
5. Band. Nord-Deutschland. 1837.
6. Band. Türkei. 1837.
7. Band. Die Schweiz. 1836.
8. Band. Die Niederlande. 1836.
9. Band. Griechenland. 1835.
10. Band. Portugal und Spanien. 1836.
11. Band. Rußland, Polen, Skandinavien, Preußen und die Nordpol-Länder. 1837.

Zweite Haupt-Abteilung: Asien. 24 Hefte mit 98 Stahlstichen. [Auch unter dem Titel:] Asien oder alle Merkwürdigkeiten dieses Welttheils, von den ältesten bis auf unsere Zeiten, in 2 Bänden

mit 98 Stahlstichen, trefflich abgebildet und topographisch beschrieben von C. Strahlheim.

1. Band. [I. Babylonien und Assyrien. — II. Syrien. — III. Phönizien. — IV. Palästina. — V. Arabien. — VI. Klein-Asien.] 1837.

2. Band. [VII. Persien. — VIII. Ostindien. — IX. Birman, Siam und Tibet. — X. China. — XI. Japan.] 1839.

Frankfurt am Main, Verlagsmagazin für Literatur und Kunst 1834; Komptoir für Literatur und Kunst 1835—1839.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Die ersten Lieferungen mindestens der Bände 1 bis 8 der ersten Haupt-Abteilung erschienen in rascher Folge von 1832 bis 1834; die weiteren Lieferungen und Bände folgten dann etwas langsamer, aber ohne streng chronologische Reihenfolge, so daß die mit der letzten Lieferung eines jeden Bandes ausgegebenen Band-Haupttitel spätere und chronologisch nicht aufeinander folgende Erscheinungsjahre tragen. Umgekehrt erschienen die Haupttitel der beiden Bände der zweiten Haupt-Abteilung sogleich je mit der ersten Lieferung dieser Bände, tragen also frühere Erscheinungsjahre (1837 und 1839), als die Titelblätter einer Anzahl von Lieferungen, deren Erscheinen sich bis 1839 bzw. 1840 hinauszog.

Im 11. Band kommt inhaltlich Preußen vor Skandinavien, obwohl der Titel des Bandes Preußen nach Skandinavien aufführt. In der weiter unten zu erwähnenden Ankündigung (1852) steht Preußen richtig vor Skandinavien.

Heinsius, 9. Band 2. Abteilung S. 334 und Kayser, 8. Band S. 412 verzeichnen irrig: 11. Band: Rußland und Polen. 12. Band: Skandinavien. Tatsächlich enthält der 11. Band den Inhalt dieser angeblichen zwei Bände 11 und 12 in sich vereinigt.

Heinsius ebenda und Kayser ebenda, ferner A. G. Schmidt, Gallerie deutscher pseudonymer Schriftsteller vorzüglich des letzten Jahrzehnts, Grimma 1840, S. 196, geben irrig an, daß von der zweiten Haupt-Abteilung „Asien" nur 4 Lieferungen des 1. Bandes „Babylonien und Assyrien" mit 16 Stahlstichen erschienen seien; Kayser hat im 10. Band S. 397 diese Angabe berichtigt.

Nach einer Ankündigung des Werkes auf den Umschlägen verschiedener Lieferungen des 1. Bandes (1834) von Friederichs „Welttheater" (Bibliographie Nr. 9), sowie auf den Umschlägen der ersten fünf Lieferungen der zweiten Haupt-Abteilung der „Wundermappe" (1837) hatte Friederich das Erscheinen noch einer dritten Haupt-Abteilung „Afrika" und einer vierten „Amerika und Australien" in Aussicht genommen. Beide sind jedoch, wie auch das Fehlen ihrer Erwähnung bei Heinsius und Kayser, sowie in der Ankündigung des Werkes auf dem Umschlag von Friederichs „Weltgeschichte in Bildern" (1852) — Bibliographie Nr. 25 — beweist, nie erschienen. Ebenso ist wohl auch das im 1. Band 1. Abteilung der ersten Haupt-Abteilung S. VI für den Schluß

des Werkes angekündigte „Alphabetisch geordnete General-Register für alle Bände" nicht erschienen.

Die beiden ersten Lieferungen des Werkes hat F. selbst in seiner Monatsschrift „Alles für Alle" (Bibliographie Nr. 57), 1. Jahrgang, Frankfurt a. M. 1832, 2. Band S. 177, in einer Anzeige besprochen, in der es u. a. heißt: „Das Ganze verspricht sowohl hinsichtlich der Ansichten, als der äußerst interessanten historischen Tatsachen und Merkwürdigkeiten einzig in seiner Art zu werden. Das Unternehmen ist so großartig als umfassend und verdient alle Teilnahme und Unterstützung des Publikums."

Von den Bänden 9 „Griechenland" und 10 „Portugal und Spanien" der ersten Haupt-Abteilung erschien 1862 je eine zweite (Titel-) Ausgabe; s. Bibliographie Nr. 29 und 30.

---

9. Das Welttheater oder die allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Jahr 1840, in fünf Abteilungen, bearbeitet von E. Strahlheim, Verfasser des Werkes: Unsere Zeit; des Jahres 1830 etc. Mit 240 historischen Stahlstichen und 300 Bildnissen der berühmtesten Menschen aller Zeiten. 1. Band: 1834. 2. Band: 1835. 3. Band: 1837. 4. Band: 1838. 5. Band: 1840. 6. Band: 1840.

[Hiezu:] Alphabetisches Register zu E. Strahlheims Welttheater [= Seite 1033—1121 des 6. Bandes].

Frankfurt am Main, Verlags-Magazin für Literatur und Kunst 1834; Komptoir für Literatur und Kunst 1835—1840.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Die Bändetitel tragen das Motto:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.
Schiller.

Jeder Band hat einen lithographierten Vortitel mit dem gleichen Motto; diejenigen der Bände 1—5 tragen die Jahrzahl 1834, der des 6. Bandes 1840, alle die Verlagsangabe: Komptoir für Literatur und Kunst.

In einer Ankündigung auf verschiedenen Lieferungsumschlägen des Werkes werden 12 Bände in Aussicht gestellt; es liegt jedoch mit den angegebenen 6 Bänden abgeschlossen vor.

Die Angabe in einer Ankündigung des Werkes auf dem Umschlag der „Weltgeschichte in Bildern" (1852), — Bibliographie Nr. 25 — das Werk behandle die Weltgeschichte „von der Schöpfung bis zum Jahr 1850", beruht zweifellos auf einem Druckfehler.

Der 6. Band des Werkes, der die Geschichte der neuesten Zeit seit 1789 enthält, ist im wesentlichen, in weiten Partien wörtlich, F.s „Geschichte Unserer Zeit" (Bibliographie Nr. 4) entnommen und dann seinerseits von ihm neben dieser wiederum

in seiner „Allgemeinen Geschichte der letzten fünfzig Jahre 1789—1840" (ebenda Nr. 18) ausgiebig benutzt.

Nach einer Notiz in der französischen Bearbeitung der „Vierzig Jahre" — Mémoires d'un mort (Bibliographie Nr. 32), 3. Band S. 430 Anm. 1 — wäre das „Welttheater" mehrmals neu aufgelegt worden — „réédité plusieurs fois". Der Bearbeiter hat hier aber die auf F.s Werk „Die Geschichte Unserer Zeit" bezügliche Stelle Mem. 3. Bd. S. 539 irrig auf das „Welttheater" bezogen.

Zur zweiten, umgearbeiteten Auflage der beiden ersten Lieferungen des 1. Bandes vom Jahr 1839 vgl. Bibliographie Nr. 12 und zur Neuausgabe des 1. Bandes vom Jahr 1862 Bibliographie Nr. 31.

F.s „Universal-Mythologie oder vollständige Götter- und Fabellehre aller Völker der Erde", Frankfurt am Main 1839 — Bibliographie Nr. 16 — ist ein in weiten Partien wörtlicher Abdruck aus dem 1. Band des „Welttheaters", jedoch vielfach im einzelnen und dann noch besonders vermehrt durch die „Mythologie der amerikanischen Völker" und die „Götterlehre und Religionen der Völker, welche Australien bewohnen"; beide Materien sind in jenem nicht behandelt.

F.s „Allgemeine Weltgeschichte für die reifere Jugend und das nichtgelehrte Publikum", Pforzheim 1841, 1842 — Bibliographie Nr. 19 — ist ein gekürzter und abgeänderter Abdruck aus dem „Welttheater". Vgl. auch die Prozeßakten des Frankfurter Stadtarchivs und oben S. 80ff.

Als „Auszug aus dem geschichtlichen Prachtwerke Das Welttheater von E. Strahlheim" ist die „Weltgeschichte in Bildern", Frankfurt am Main 1852 — Bibliographie Nr. 25 — bezeichnet. Wie oben S. 103 dargelegt, handelte es sich vermutlich um eine Reklame des Verlags für noch vorhandene Restbestände des „Welttheaters".

---

10. Zwölf Ansichten der Residenz und Kur-Stadt Homburg vor der Höhe und ihrer Umgebungen. Nach der Natur gezeichnet und in Aqua tinta geätzt von J. J. Tanner, mit beschreibendem Text von E. Strahlheim. Frankfurt a. M., Küchler [1838].

In Bad Homburg vor der Höhe, Museum der Stadt.

Auf dem farbigen Umschlag: Erinnerung an Homburg vor der Höhe und seine Umgebungen.

Das fehlende Erscheinungsjahr 1838 haben Heinsius, 9. Band 1. Abteilung S. 24, und Kayser, 7. Band S. 29. Der Text ist wörtlich gleichlautend mit demjenigen der nächstfolgenden Nummer 11 unserer Bibliographie. Eigentümlich ist, daß F. Seite 10 seinen Großonkel Georg Ludwig Friederich, „den würdigen Inspektor und Oberpfarrer", unter der falschen Namensform „Friedrich" erwähnt.

Als „recht angenehmes Geschenk für Homburgs Brunnengäste" besprochen in: Allgemeine Literatur-Zeitung, 55. Jahrgang, Halle 1839, 2. Band S. 98 in Nr. 89.

---

11. Historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Residenz und Kur-Stadt Homburg vor der Höhe und ihrer Umgebungen. Von C. Strahlheim. Mit einer Ansicht. Frankfurt am Main, Küchler [1838].

In Bad Homburg vor der Höhe, Stadtbibliothek.

Auf dem farbigen Umschlag: Führer durch Homburg vor der Höhe und seine Umgebungen. Mit einer Ansicht.

Das fehlende Erscheinungsjahr 1838 haben Heinsius, 9. Band 2. Abteilung S. 334, und Kayser, 8. Band S. 412.

Der Text ist wörtlich gleichlautend mit demjenigen der vorstehenden Nr. 10 der Bibliographie und hat S. 11 ebenfalls die unrichtige Namensform „Friedrich“.

---

12. [Das Welttheater oder die allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Jahr 1840, bearbeitet von C. Strahlheim. Zweite Auflage. Frankfurt am Main, Komptoir für Literatur und Kunst 1839.]

Bis jetzt nicht auffindbar. Nach A. G. Schmidt, Gallerie deutscher pseudonymer Schriftsteller, Grimma 1840, S. 195 Anm. 2, ist im Jahre 1839 eine zweite Auflage der zwei ersten Lieferungen des 1. Bandes des „Welttheaters“ mit 8 Tafeln und einer, das Lager der Israeliten in der Wüste um die Stiftshütte darstellenden Tabelle erschienen. In dem Vorwort zu der im Jahre 1862 unter dem Titel „Sagengeschichte der Völker der alten Welt, Zweite Ausgabe“ erschienenen neuen Ausgabe des ersten Bandes des „Welttheaters“ — Bibliographie Nr. 31 — wird gesagt, der Verfasser habe sich, da „die Begebenheiten des alten Testaments in diesem Werk auf eine Art dargestellt seien, welche für viele Personen ein Stein des Anstoßes sei, veranlaßt gefunden, die Urgeschichte der Hebräer gänzlich umzuarbeiten, so daß auch der frömmste Christ dies Buch ohne Bedenken in die Hände nehmen und lesen kann“. Da nun die Urgeschichte der Hebräer den Inhalt der ersten Lieferungen des 1. Bandes bildet und da F. schon 1858 starb, die von ihm selbst bewirkte Umarbeitung also nicht erst im Jahre 1862 aus Anlaß der Neuausgabe des 1. Bandes entstanden sein kann, sondern vor das Todesjahr 1858 angesetzt werden muß, so ist die Annahme wohl als gesichert zu betrachten, daß diese Umarbeitung mit der von Schmidt aufgeführten, von F. im Jahr 1839 veröffentlichten zweiten Auflage der zwei ersten Lieferungen identisch ist. In die Neuausgabe des 1. Bandes vom Jahr 1862 ist sie dann unverändert übergegangen, so daß diese lediglich als Titelausgabe zu betrachten ist, vgl. Bibliographie Nr. 31.

Die von F. 1839 vorgenommene Umarbeitung bestand, wie sich aus dem Vergleich der Neuausgabe von 1862 mit der ersten Auflage des ersten Bandes von 1834 ergibt, darin, daß die „Einleitung“ zu letzterem als „Vorwort“ wieder abgedruckt und ein kurzes „Vorwort zur zweiten Auflage“, das F.s oben mitgeteilte Begründung der

Vornahme der Umarbeitung enthält, beigefügt wurde. Ferner sind die den abgeänderten Text enthaltenden Seiten 54—138 neu gedruckt worden.

---

13. **Die heilige Geschichte von der Erschaffung der Welt bis auf die Zerstörung von Jerusalem durch Titus. Mit Zuziehung mehrerer ausgezeichneter Theologen nach der heiligen Schrift und dem Josephus bearbeitet von C. Friederich. Mit 7 Stahlstichen. Frankfurt am Main, Komptoir für Literatur und Kunst 1839.**

Bis jetzt nicht auffindbar. Bei Heinsius, 9. Band, 1. Abteilung S. 284; bei Kayser, 7. Band S. 303.

Wohl das einzige unter Friederichs eigenem Namen erschienene Werk.

Nach einer Ankündigung des Werkes auf den Umschlägen verschiedener Lieferungen (1839 und 1840) der zweiten Haupt-Abteilung der „Wundermappe" und nach einer solchen auf dem Umschlag von Friederichs „Weltgeschichte in Bildern" (1852) hätte der Titel gelautet: Die heilige Geschichte von der Erschaffung der Welt bis auf die Zerstörung Jerusalems. Nach der heiligen Schrift und dem Josephus und unter Zuziehung mehrerer ausgezeichneter Theologen bearbeitet von C. Friederich. Da keine Exemplare vorhanden sind, kann diese Abweichung im Titel nicht aufgeklärt werden, doch dürfte eine neue Titelauflage nicht vorliegen, da der abweichende Titel schon im Erscheinungsjahr des Werkes, 1839, vorkommt.

Das etwaige Verhältnis des Werkes zur Histoire sainte par Ségur — Bibliographie Nr. 14 — ist, da Exemplare beider Werke nicht vorliegen, nicht feststellbar.

---

14. **Histoire sainte, depuis la création jusqu'à la destruction de Jérusalem par Titus. A l'usage de la jeunesse par Ségur. Ornée de 7 gravures sur acier. Francfort s. l. M., magasin d'arts et de littérature 1839.**

Bis jetzt nicht auffindbar. Bei Heinsius, 9. Band 2. Abteilung S. 287, welcher als Verfasser „Ségur . . . ?" und 7 „Kupfertafeln" angibt; bei Kayser, 8. Band S. 363.

In einer Ankündigung des Werkes auf den Umschlägen verschiedener Lieferungen der zweiten Haupt-Abteilung der „Wundermappe" (1839) heißt es: „Dieses allgemein für die Jugend als klassisch anerkannte Werk des hochberühmten Verfassers . . . ist gewiß das beste und nützlichste französische Lesebuch, das man der Jugend in die Hand geben und Schülern und Lehrern empfehlen kann; auch fehlt es in Frankreich in keinem Haus, wo Religion und Bildung nur einigermaßen heimisch sind. Der Styl ist von der höchsten Eleganz, klar, im besten Französisch und wahrhaft hinreißend." Trotzdem läßt sich die Vermutung nicht ganz abweisen, daß es sich hier nicht um ein Werk des Grafen Louis-Philippe de Ségur et d'Aguesseau (1753—1830), des einzigen dieses Namens, der in Betracht käme, handelt, sondern daß F. sich lediglich des Pseudonyms „Ségur" bediente. Hierfür spricht noch insbesondere der Umstand, daß weder die französischen

Bibliographien, noch der Katalog des britischen Museums ein Werk Ségurs mit dem fraglichen Titel aufführt.

In der erwähnten Ankündigung, sowie in einer solchen auf dem Umschlag von Friederichs „Weltgeschichte in Bildern" (1852) findet sich im Titel gegenüber Heinsius und Kayser nach depuis la création der Zusatz: du monde.

Das etwaige Verhältnis des Werkes zur „Heiligen Geschichte von der Erschaffung der Welt usw." — Bibliographie Nr. 13 — ist, da Exemplare beider Werke nicht vorliegen, nicht feststellbar.

---

15. Napoleon Bonaparte's vollständige Lebensbeschreibung. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet von C. Strahlheim. Mit 4 Stahlstichen. Band 1—4. Frankfurt am Main, Komptoir für Literatur und Kunst 1839.

In Frankfurt am Main, Bibliothek Dr. Louis Liebmann.

Bei F. Kircheisen, Bibliographie Napoleons, Berlin und Leipzig 1902 und in dessen Bibliographie des Napoleonischen Zeitalters, Berlin 1908—1912, nicht verzeichnet.

In einer Ankündigung des Werkes auf verschiedenen Lieferungsumschlägen der zweiten Haupt-Abteilung der „Wundermappe" (1839 und 1840) gibt Friederich den Titel etwas abweichend, wie folgt: Napoleon Bonaparte's vollständige Lebensbeschreibung, treu und ganz der Wahrheit gemäß nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet von C. Strahlheim. Eine neue Titelauflage ist jedoch wohl ausgeschlossen, da der abweichende Titel schon im Erscheinungsjahr des Werkes, 1839, vorkommt.

Das Werk ist von Friederich, abgesehen von kleineren Partien und von verbindenden Übergängen, wörtlich aus seiner „Geschichte Unserer Zeit" (Bibliographie Nr. 4), Band 15—27 und Supplementheft VII, ausgezogen.

---

16. Universal-Mythologie oder vollständige Götter- und Fabellehre aller Völker der Erde. Nach den besten und zuverlässigsten Quellen bearbeitet von C. Strahlheim. Mit elf Stahlstichen. Frankfurt am Main, Komptoir für Literatur und Kunst 1839.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

In einer Ankündigung des Werkes auf verschiedenen Lieferungsumschlägen der 2. Haupt-Abteilung der „Wundermappe" (1839 und 1840) und auf dem Umschlage der „Weltgeschichte in Bildern" (1852) gibt F. den Titel abweichend, wie folgt an: „Universal-Mythologie oder vollständige Götter- und Fabellehre aller Völker, die je auf der Erde gelebt haben oder noch existieren. Mit 11 ausgezeichnet schönen Stahlstichen, welche die wichtigsten Gegenstände aus der Mythologie, sowie die Attribute der Hauptgottheiten veranschaulichen". Eine neue Titelauflage ist jedoch wohl ausgeschlossen, da der abweichende Titel schon im Erscheinungsjahr des Werkes, 1839, vorkommt.

Das Werk ist in weiten Partien ein wörtlicher Abdruck aus dem ersten Band von Friederichs „Welttheater" — Bibliographie Nr. 9. Doch ist es gegenüber letzterem vielfach im einzelnen und dann noch besonders durch die „Mythologie der amerikanischen Völker" und die „Götterlehre und Religionen der Völker, welche Australien bewohnen", vermehrt.

---

17. Historisch-mythologisch-geographische Jugend-Bibliothek, für die Jugend und nichtgelehrte Welt bearbeitet vom Verfasser der heiligen Geschichte. Mit 12 Stahlstichen. Band 1. 2. [Auch unter dem Titel:] Erdbeschreibung der alten Welt. Nach Herodot, Tacitus, Strabo, Ptolemäus, Plinius, Mannert, d'Anville, Heeren, Nitsch und Anderen. Teil 1. 2. Pforzheim, Dennig Finck & Co. 1841.

Bis jetzt nicht auffindbar. Bei Heinsius, 9. Band 1. Abteilung S. 464; Kayser, 9. Band S. 475, und in einem (undatierten) Verlags-Bericht von Dennig Finck & Co. S. [6]. Nach letzterem sollte das Werk mit der Erdbeschreibung der alten Welt „beginnen", also fortgesetzt werden; es ist aber nicht mehr erschienen.

---

18. Allgemeine Geschichte der letzten fünfzig Jahre 1789 bis 1840 von C. Strahlheim. Mit 16 Stahlstichen. Band 1—4. Pforzheim, Dennig Finck & Co. 1841. 1842.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Das Werk ist von F., meist wörtlich, aus den entsprechenden Partien seiner „Geschichte Unserer Zeit" (Bibliographie Nr. 4), des 6. Bandes seines „Welttheaters" (ebenda Nr. 9) und seines Werkes „Das Jahr 1830" (ebenda Nr. 7) zusammengestellt. Die Tafeln sind nur teilweise dem „Weltheater" entnommen, die Porträts des letzteren aber nicht wiedergegeben.

Über die in Frankfurt erfolgte Beschlagnahme des Werkes s. oben S. 80 ff.

---

19. Allgemeine Weltgeschichte für die reifere Jugend und das nichtgelehrte Publikum bearbeitet vom Verfasser der heiligen Geschichte. Mit 72 Stahlstichen. Band 1—5 [= Heft 1—20]. Pforzheim, Dennig Finck & Co. 1841. 1842.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Bei Heinsius, 9. Bd. 2. Abteilung S. 446 und bei Kayser, 10. Bd. S. 505 — letzterer verzeichnet nur 11 Hefte, erschienen 1841 — lautet der Titel unrichtig: „Weltgeschichte usw."

Das Werk ist im wesentlichen, wenn auch mitunter und namentlich in der fünften Abteilung „Neueste Geschichte (1789—1840)" vielfach gekürzt, F.s „Welttheater" (Bibliographie Nr. 9) entnommen, wobei der Text, entsprechend einem Lesebuch für die Jugend, manchfach abgeändert wurde. Die Tafeln sind meist aus dem „Welttheater" entnommen, die Porträts des letzteren aber nicht wiedergegeben.

Nach einer Bemerkung im 5. Bd. S. 489 hatte F. die Absicht, später noch einen besonderen Anhang über die Ereignisse der nächsten Jahre zu schreiben; er ist indessen offenbar nicht dazu gekommen.

Über die in Frankfurt erfolgte Beschlagnahme des Werkes s. oben S. 80 ff.

---

20. **Mouvement politique, religieux, littéraire, industriel et social de l'Allemagne, par Conradin de Brandenstein, avec la collaboration littéraire de M. Benjamin Vignerte. Paris, Degetau 1846.**

In Paris, Nationalbibliothek.

Ein Exemplar lag nicht vor. Im Catalogue général des livres imprimés de la bibliothèque nationale, Auteurs, tome XVIII p. 965, wo indessen nur die erste Lieferung als erschienen angegeben ist. Ferner bei Heinsius, 10. Band 1. Abteilung S. 121, und Kayser, 9. Band S. 136. In beiden letzteren fehlen die Worte: avec la collaboration littéraire de M. Benjamin Vignerte; dagegen haben beide den Zusatz: „Dédié aux princes souverains de la confédération germanique et aux députés des états constitutionnels". Beide verzeichnen 2 Lieferungen als erschienen.

Friederich erzählt Mem. 4. Band S. 433 f., der Verleger Degetau, ein junger Däne, der die Buchhandlung Heideloff erworben hatte und reichlich mit Mitteln versehen war, habe dieses Geschäft infolge seines ausschweifenden Lebenswandels alsbald so zerrüttet, daß alles ins Stocken kam. Auch Friederichs Werk, das die damaligen Zustände in Deutschland behandeln sollte und von dem schon ein halbes Dutzend Lieferungen erschienen seien, „welche besonders Ronges damals großes Aufsehen machenden religiösen Charlatanismus besprachen", wurde nicht fortgesetzt.

Das Pseudonym „Brandenstein" hatte F. wohl in Erinnerung an Eleonore von Brandenstein, Tochter des landgräflichen Oberforstmeisters von Brandenstein in Homburg vor der Höhe, gewählt, zu der er während seines dortigen Pensionsaufenthaltes im Jahre 1805 zärtliche Beziehungen unterhielt und die er 1814 als landgräfliche Hofdame dort wieder traf, die aber bald darauf starb (vgl. Mem. 1. Band S. 179 ff.; 3. Band S. 248 und S. 451). Benjamin Vignerte war Advokat und Friederichs Rechtsbeistand in Paris.

---

21. Dämonische Reisen in alle Welt. (Nach einem noch ungedruckten französischen Manuskript bearbeitet.) Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung 1847.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Auf dem Titel das Motto:

Ich werde Millionen Meilen
In einem Augenblick durcheilen;
Ich überschreite die Planeten,
Geh' von Kometen zu Kometen,
Von Sonnen schnell zu Sonnen hin.

Das Werk erschien nach dem Kalkulationsbuch der Firma in 10 Lieferungen. Der gelbe Titelumschlag des Gesamtwerkes (ob auch die einzelnen Lieferungen farbige Umschläge mit Aufdruck hatten, läßt sich nicht sagen) enthält eine Vignette in Holzschnitt: Asmodi und sein Reisegefährte Michel Stürmer in den Lüften schwebend. Auf S. 172 der in Abbildung 9 (oben S. 112) wiedergegebene, bisher in der Literatur unbeachtete Holzschnitt: Begegnung zweier ein paar hundert Meter über dem Rhein bei Mainz schwebender Luftschiffe.

Die Angabe auf dem Titel, das Werk sei nach einem ungedruckten französischen Manuskript bearbeitet, ist freie Erfindung.

Vgl. zu dem Werk Richard Roltsch, Eine Motor-Luftschiff-Prophezeiung aus dem Jahre 1846 in: Deutsche Luftfahrer-Zeitschrift, begründet von Hermann W. L. Moedebeck, 17. Jahrgang, Berlin 1913, Nr. 6 S. 135—137 und L. Liebmanns oben S. 88 angeführten Aufsatz.

---

22. Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers. In drei Bänden. Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung 1848. 1849.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Das Werk erschien nach dem Kalkulationsbuch der Firma in 12 Lieferungen, deren Umschläge Vignetten trugen. Solche Umschläge scheinen sich nicht erhalten zu haben; es bleibt daher fraglich, ob die Vignetten die gleichen waren, wie diejenigen der Umschläge von „Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten" (Bibliographie Nr. 27).

Friederich veröffentlichte schon in den Nummern 5 ff. des ersten Jahrgangs 1823 der „Didaskalia": „Fragmente aus einem späterhin im Druck zu erscheinenden (!) Werke, welches das Leben und die Begebenheiten eines französischen Offiziers, der die Feldzüge von 1805—1814 in Italien, Spanien, Deutschland usw. unter Napoleon mitgemacht hat, enthält. Ein Roman und keiner", wobei er sich des von ihm wohl nur in der „Didaskalia" gebrauchten Pseudonyms „August Stark" bediente. Weitere und teilweise mehrfach veröffentlichte Bruchstücke aus seinen Memoiren ließ er dann unter dem Pseudonym „Strahlheim" im Mannheimer „Phönix" (1825), im Stuttgarter „Dampfboot" (1826) und in „Denk an mich" (1827) erscheinen. Beim Wiederabdruck eines derartigen Bruchstücks in seiner „Wundermappe", 1. Band 1. Abteilung

(1832) S. 62, sagt er in einer Fußnote: „Das Verlagsmagazin für Literatur und Kunst befindet sich im rechtmäßigen Besitz des vollständigen Manuskriptes dieser außerordentlich interessanten, mit dem unterhaltendsten Humor geschriebenen Memoiren und wird sie später herausgeben".

Das Archiv der Osiander'schen Buchhandlung in Tübingen hat eine Anzahl auf das Werk bezüglicher interessanter Schriftstücke von Friederichs eigener Hand aufbewahrt, die sich jetzt mit einem Teil seiner Korrespondenz mit der Firma als Geschenk deren dermaligen Inhabers, des Herrn Hofbuchhändlers Karl Koehler in Tübingen, im Besitz der Frankfurter Stadtbibliothek befinden. Es sind dies:

1. Ein ungedruckt gebliebenes, wohl seinerzeit von Osiander nicht angenommenes Vorwort zum Werk. Wie aus ihm hervorgeht, hatte Friederich als Titel für dieses: „Wahrheit und Dichtung oder Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten" vorgeschlagen und auch beabsichtigt, sich des Pseudonyms „Adolf von Dassel" zu bedienen; vgl. hierzu oben S. 27 Anm. 2. Ein Faksimile dieses Vorworts gibt unsere Abbildung 11; der Wortlaut ist oben S. 126 ff. abgedruckt.
2. Eine „Anzeige für den Umschlag" mit einem ausführlichen Inhaltsverzeichnis des ganzen Werkes, das mit den gedruckten Verzeichnissen in den drei Bänden der „Vierzig Jahre" vielfach wörtlich übereinstimmt, aber am Schluß den dort fehlenden Satz enthält: „Ich segle endlich in den Hafen des Ehestands ein".
3. Eine mehr persönlich gefärbte „Anzeige für die Zeitungen".

   Beide unter 2 und 3 aufgeführten Anzeigen sind, unter vielfach wörtlicher Anlehnung, zu der Anzeige des Werkes auf den Umschlägen beider Bände von Friederichs Übersetzung von Bouchers „Geschichte der Jesuiten", Neue wohlfeile Ausgabe, Tübingen 1852 (Bibliographie Nr. 40) verschmolzen. Letztere Anzeige ist bezeichnender Weise: „Ein neuer Casanova" überschrieben; in Friederichs beiden eigenhändigen Niederschriften fehlt diese Reklame. Wörtlich mit dieser Anzeige, einschließlich der Überschrift „Ein neuer Casanova", stimmt eine solche überein auf dem Umschlage der Broschüre „Wahrhaftige Geschichte und elendigliches Ende des kommunistischen Ochsen und des sozialistischen Esels von Adolf v. Dassel" (Bibliographie Nr. 26).
4. Eine gemeinsame „Anzeige für den Umschlag und Zeitungen", deren Wortlaut von den unter 2 und 3 aufgeführten mehrfach abweicht und die, vielfach wörtlich, benutzt ist in der Anzeige der „Vierzig Jahre" auf der vierten Seite des Umschlages der ersten Lieferung der Fortsetzung der Memoiren: „1830—1845. Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten", Tübingen 1853 (auf dem Haupttitel: 1854), Bibliographie Nr. 27. Ob die gleiche oder eine ähnliche Anzeige auch auf den Umschlägen der 12 Lieferungen der „Vierzig Jahre" selbst stand, läßt sich, da solche bis jetzt nicht aufzufinden waren, nicht feststellen; es ist aber im höchsten Grade wahrscheinlich, da Osiander am 18. Mai 1853 an Friederich schrieb: „Angenehm wäre es uns jedenfalls, wenn Sie zu dem neuen Manuskript" — Noch fünfzehn Jahre — „ein ähnliches Resonement, wie das beiliegende der 40 Jahre überschicken könnten."

Hayn, Bibliotheca Germanorum erotica, 3. Aufl., 2. Bd., München 1913, S. 365 gibt an, das Werk sei, da es vieles zur Chronique scandaleuse, besonders von Frankfurt, enthalten habe, zur Zeit des Bundestags verboten gewesen. Ein Anhaltspunkt hierfür liegt nicht vor.

Vgl. zu dem Werk den zur vorstehenden Nr. 21 der Bibliographie angezogenen Aufsatz von Liebmann.

---

23. Englische Ausgabe der Broschüre: „Wahrhaftige Geschichte und elendigliches Ende des kommunistischen Ochsen und des sozialistischen Esels. Von Adolf von Dassel." London 1851.

Bis jetzt nicht auffindbar; auch der Titel ist nicht festzustellen. Nach der jetzt in der Frankfurter Stadtbibliothek befindlichen Korrespondenz zwischen Friederich und der Buchhandlung Osiander in Tübingen hatte ersterer im Jahr 1851 allein in London von der Broschüre sowohl in englischer wie in französischer Sprache mehrere tausend Exemplare durch den Straßenverkauf abgesetzt (Brief vom 9. Juni 1852).

Am 9. Mai 1853 übersandte Friederich an Osiander, dem er die Veranstaltung einer deutschen Ausgabe vorgeschlagen hatte, „die Umschläge der englischen und französischen Ausgabe nebst der Lithographie, schwarz und koloriert, und ein Tuch dazu. An den Tüchern wird am meisten gewonnen". Die Lithographie ist wohl die gleiche, wenig geschmackvolle, die der deutschen Ausgabe (Bibliographie Nr. 26) beigegeben ist. Die Tücher dürften Schnupftücher gewesen sein, welchen die gleiche Darstellung aufgedruckt war. Nach Börne, 54. Brief aus Paris vom 30. Oktober 1831 in: Werke hrsg. von L. Geiger, 6. Band S. 261, hatte man schon damals in London angefangen, Zeitungen auf baumwollene Schnupftücher zu drucken.

Am 25. Mai 1853 berichtet Friederich, die englische Ausgabe sei nun schon zum 4. Male aufgelegt und verkaufe sich fortwährend gut.

Zum Pseudonym: Adolf von Dassel vgl. oben S. 27 Anm. 2.

---

24. Propagande du bon sens. Histoire lamentable et fin misérable du boeuf communiste et de l'âne socialiste, par Adolphe de Dassel. Graville, imprimerie de O. Prudhomme 1851.

In Paris, Nationalbibliothek.

Ein Exemplar lag nicht vor. Verzeichnet in: Catalogue général des livres imprimés de la bibliothèque nationale, Auteurs, tome XXXV, Paris 1908, S. 1112.

Vgl. das zur vorhergehenden Nr. 23 Gesagte.

---

25. Die Weltgeschichte in Bildern. Auszug aus dem geschichtlichen Prachtwerke Das Welttheater von C. Strahlheim. Mit 26 historischen Stahlstichen und 44 Bildnissen der berühmtesten Menschen des Zeitabschnittes von 1789 bis 1840. Frankfurt am Main, Komptoir für Literatur und Kunst 1852.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Vgl. oben S. 103, wo dargelegt ist, daß F. der Herausgabe fern gestanden haben muß, da er seit mehr als zehn Jahren mit dem „Komptoir für Literatur und Kunst" nichts mehr zu tun hatte. Die Schrift, deren Tafeln gleichfalls dem „Welttheater" entnommen sind, sollte vermutlich für Restbestände des letzteren Reklame machen.

---

26. Wahrhaftige Geschichte und elendigliches Ende des kommunistischen Ochsen und des sozialistischen Esels. Von Adolf v. Dassel. Nach dem Englischen. Herausgegeben durch die Propaganda der gesunden Vernunft. Nebst getreuer Abbildung der Obengenannten. Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung (Franz Osiander) 1853.

In Stuttgart, Königliche Landesbibliothek und in Wien, Bibliothek Dr. Theodor Mauthner.

Vgl. das zu Nr. 23 Gesagte. Friederich hatte Osiander am 9. Mai 1853 die fertige deutsche Übersetzung seiner Broschüre übersandt, worauf dieser am 13. Juni 1853 in die Übernahme des Verlags willigte.

Auf der Rückseite des Titelblattes ein Motto aus Voltaire: „Steige herab von den Höhen des Himmels, erhabene Wahrheit, gieb meinen Worten Stärke und Klarheit, damit sich das Ohr der Narren an ihren Klang gewöhne. Du mußt ihnen sagen, was ihnen zu wissen not tut, du mußt den Völkern die verderbliche Wirkung ihrer Uneinigkeit klarmachen."

Die beigegebene Lithographie ist eine bildliche Darstellung des den Inhalt der Schrift ausmachenden Traumes des Verfassers: Die beiden „Ungeheuer", der kommunistische Ochse und der sozialistische Esel, reihen auf dem Eintrachtsplatz in Paris einen immer größer werdenden Haufen von Vagabunden und Trunkenbolden unter ihre Fahnen ein; auch brave Leute lassen sich übertölpeln. Die Anarchie, deren Werkzeug beide sind, erscheint zwischen einem schwarzen Gewölk und peitscht auf die Masse los. Da schwebt aus einer glänzenden Wolke die Wahrheit, hält ihren Spiegel vor und zeigt dem Volk, daß es von den beiden geprellt ist. Dieses bricht in das Geschrei: „es lebe die Wahrheit" aus, errichtet einen großen Scheiterhaufen und verbrennt die beiden Ungeheuer, während sich „die kommunistischen und sozialistischen Tagdiebe" ganz in der Stille davonschleichen.

---

27. 1830—1845. Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers. Fortsetzung der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten" in 3 Bänden (1790—1830). Tübingen, Verlag der Osianderschen Buchhandlung 1854.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Das Werk erschien in drei Lieferungen, die sämtlich noch die Jahrzahl 1853 tragen. Die gelben Umschläge sind mit einer Vignette geschmückt; sie stellt einen Offizier dar, welcher eine Dame umfaßt hält.

Am Schlusse des 3. Bandes (1849) der „Vierzig Jahre" S. 540 findet sich die Bemerkung: „So weit reichte das in den Händen des Herausgebers sich befindende Manuskript der ‚Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten'. Es ist uns seitdem noch eine Partie mit der Aufschrift: ‚Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten' zugekommen, das nicht minder interessant, ja zum Teil noch interessanter als das der ‚40 Jahre' sein dürfte, zu dessen Herausgabe wir uns vielleicht später noch entscheiden können." Wenn damit gesagt sein sollte, daß damals das Manuskript der „Noch fünfzehn Jahre" schon fertig vorgelegen habe, so entspricht dies, wie sich aus dem uns erhaltenen Briefwechsel zwischen Friederich und Osiander ergibt, der interessantes Material zur Entstehungsgeschichte des Werkes enthält, nicht den Tatsachen. Wie F. am 4. April 1852 Osiander mitteilte, mußte er das Manuskript erst aus seinen abwechselnd deutsch, französisch und italienisch geschriebenen Tagebüchern zusammenstellen. Am 9. Juni 1852 hatte er einen Teil der Reinschrift und am 30. September einen weiteren vollendet. Am 9. März 1853 sandte er Osiander für etwa sieben Druckbogen Manuskript ein. Letzterer erwiderte darauf am 18. April, er sei nur dann den Druck zu beginnen geneigt, wenn er das vollständige Manuskript in Händen habe; er habe jemand ausfindig gemacht, der einige Partien, namentlich im Anfang des Buches, „die den Verleger in Verantwortlichkeit und Verlegenheit setzen" möchten, „auf eine gelindere Weise umarbeiten" könnte; auch wäre es gut, wenn man die Namen, besonders soweit sie die Ereignisse in Stuttgart betreffen, nur mit den Anfangsbuchstaben wiedergäbe. Auf wiederholtes Drängen Osianders vom 18. Mai, der F. gleichzeitig um „ein ähnliches Resonement" d. h. Anzeige zu dem neuen Manuskript bat, wie das frühere zu den „Vierzig Jahren" (vgl. hierüber in Nr. 22 der Bibliographie), erwiderte dieser, der inzwischen am 9. Mai weiteres Manuskript gesandt hatte, am 25. Mai, es könne deshalb mit der Reinschrift nicht so schnell gehen, weil seine Londoner Unternehmungen ihn zu häufigen Reisen nach England nötigten; vor Ende Oktober könne er den Schluß nicht liefern, weshalb er vorschlage, das Werk in Lieferungen auszugeben, deren letzte noch im November versandt werden könne. Mit den Abänderungen hinsichtlich der „Stuttgarter Zustände" und mit der Wiedergabe nur der Anfangsbuchstaben der Namen erklärt er sich einverstanden und fährt dann fort: „Was die Frankfurter Zustände anbetrifft, so haben Sie nichts zu fürchten; die Herren werden sich sehr hüten, sich an Laden zu legen, auch sind die meisten der genannten Personen bereits in das Jenseits abgefahren." Schließlich legt er die gewünschte Anzeige, die vielleicht noch einiger Abänderungen bedürfe, bei; sie war wohl zweifellos dieselbe, die sich auf der zweiten Seite des Umschlags der ersten Lieferung findet, oder lag dieser wenigstens zugrunde. Am 13. Juni bestätigt Osiander den Empfang der zweiten Manuskriptsendung und übersendet F. den Entwurf eines Verlagsvertrags, in dem er ihm für die 30 Druckbogen des Werkes ein Honorar von je 10 fl. rheinisch anbot; nach Unterzeichnung des Vertrags könne der Druck sofort beginnen. F. unterschrieb ihn am 18. Juni, jedoch nicht ohne bedauernd festzustellen, daß Osiander früher „weit liberaler" gegen ihn gewesen sei — die „Vierzig Jahre" waren mit 12 fl. der Bogen honoriert worden. Nachdem dann der Druck des Werkes begonnen hatte, kamen F. doch Bedenken, wie man es in Frankfurt aufnehmen würde. Er schrieb am 6. August an Osiander: „Es wäre vielleicht gut, wenn Sie ausnahmsweise die 15 Jahre nach Frankfurt erst dann versendeten, wenn der ganze

Band fertig ist; denn viele Frankfurter wären vielleicht imstande, wenn sie die Lieferungen, welche von der Stadt und Obrigkeit handeln, gelesen, die folgenden abzubestellen. Ich kenne meine Pappenheimer." Aber am 5. November, bei Rücksendung des letzten Korrekturbogens, äußerte er wieder die alte Zuversicht: „Von Frankfurt wird schwerlich eine Klage kommen; die erste komische Wut ist vorüber und die Herren werden zur Besinnung gekommen sein und einsehen, daß jede Klage das Übel nur ärger machen würde, indem ich dadurch zum Beweis meiner Angaben gezwungen würde und in Broschüren die Wahrheit derselben dartun würde. Man ist in Frankfurt längst daran gewöhnt, die derbsten Wahrheiten einzuschlucken, und hat ein hartes Fell." Hier täuschte sich F. jedoch gründlich, vgl. oben S. 101 f. über die Konfiskation der ersten Lieferung des Werkes.

Rauscher kündigt in seinem „Nachwort", 3. Bd. S. 437, an, der Schlußband „Noch fünfzehn Jahre" solle in einiger Zeit seine Neuausgabe ergänzen. Bis zur Stunde ist es jedoch bei der Ankündigung geblieben.

28. Casanova's Nachfolger oder Abenteuer, Liebschaften und Erlebnisse eines galanten Offiziers. 4 Bände. Paris, Verlag von Heideloff und Campe ohne Jahr [1858].

In Spiegelberg bei Topper, Bibliothek Fedor von Zobeltitz. Das Exemplar konnte leider nicht eingesehen werden.

Da Hugo Hayn, Bibliotheca Germanorum erotica, 2. Aufl., Leipzig 1885, S. 43, der die vorliegende Ausgabe zitiert, dabei für deren 4 Bände genau die Seitenzahlen der Originalausgabe der „Vierzig Jahre" und der „Noch fünzehn Jahre" angibt, so kann es sich lediglich um eine Titelauflage dieser beiden Werke handeln. Hayn nennt den Verfasser irrig C. Friedrich und gibt als Erscheinungsjahr „c. 1868" an. In der 3. Auflage Hayns, hrsg. von Hayn und Gotendorf, 1. Bd., München 1912, S. 564 ist als solches „ca. 1860", im 2. Bd., München 1913, S. 365 ist „1848—53" genannt. Letzteres dürfte unter allen Umständen falsch sein. Man wird lediglich vermuten dürfen, daß F.s Tod die Veranlassung zur Veranstaltung der Titelauflage gewesen sein mag, so daß diese wohl auf 1858 anzusetzen ist.

Zobeltitz führt in einer Besprechung der Bearbeitung Rauschers in den „Hamburger Nachrichten" 1915 Nr. 354 — mitgeteilt in: Das literarische Echo hrsg. von E. Heilborn, 17. Jahrg., Berlin 1914—1915 S. 1450 — außer der vorliegenden, in seinem Besitz befindlichen Ausgabe noch drei weitere Ausgaben der „Vierzig Jahre" an, nämlich: eine dreibändige bei Osiander in Tübingen ohne Jahr erschienene, sodann — nach Hayn — eine im gleichen Verlag 1847—49 unter dem Namen „C. Strahlheim" erschienene und endlich eine unter dem veränderten Titel: „Der neue Casanova" im obengenannten Pariser Verlag. Allein bei näherer Prüfung ergibt sich, daß diese Angaben sämtlich unzutreffend sind. Die erstgenannte ist nirgends sonst aufgeführt und nirgends aufzufinden. Die an zweiter Stelle genannte ist einfach mit der Originalausgabe von 1848—49 (Bibliographie Nr. 22) identisch und Hayn hat nur irrtümlich den Verfassernamen „C. Strahlheim", der in Wirklichkeit nicht auf dem Titel steht, beigefügt. Die dritte und

letzte hatte H. May d. h. Hayn in der ersten Auflage seiner Bibliotheca Germanorum erotica, Leipzig 1875, S. 18 unter dem Titel aufgeführt: „Der neue Casanova oder Abenteuer, Liebschaften und Erlebnisse eines galanten Offiziers, 4 Bände, Paris o. J. (c. 1868).“ Wahrscheinlich liegt jedoch dieser Angabe lediglich eine Verwechselung mit „Casanovas Nachfolger“ zugrunde. In seiner 2. Auflage, Leipzig 1885, hat Hayn sie ganz weggelassen. In der 3. Auflage endlich, 1. Bd., München 1912, S. 564 erscheint der „Neue Casanova“ wieder, aber als Zitat aus V. Ottmann, Jakob Casanova von Seingalt, Stuttgart 1900, S. 142 Nr. 71, der seinerseits wiederum wohl auf Hayns erste Auflage zurückgeht. In der 3. Auflage a. a. O. gibt Hayn als Erscheinungsjahr „c. 1860“, während Ottmann, wie Hayns 1. Auflage, „c. 1868“ hat.

Rauscher erwähnt in seinem Nachwort, 3. Bd. S. 437, nach Zobeltitz die von diesem angeführten Neuausgaben (mit Ausnahme der angeblich ohne Jahreszahl bei Osiander erschienenen), führt sie aber, ganz zu Unrecht, auf das „Absatzbedürfnis des Herrn Friedrich“ zurück und meint, der verlockende Titel „Casanovas Nachfolger“ sei in der Zeit, wo Casanovas Memoiren zum erstenmal in deutscher Übersetzung erschienen, „eine gute Spekulation“ gewesen. Allein mit der wohl als sicher anzusehenden Tatsache, daß die Neuausgabe erst nach Friederichs Tod ans Licht trat, und mit dem Nichterschienensein der übrigen angeblichen Neuauflagen fällt diese Insinuation in sich zusammen.

---

29. Griechenland. Treu nach der Natur abgebildet und topographisch und historisch beschrieben von C. Strahlheim. Mit 31 Kupfern. 2. (Titel-) Ausgabe. Frankfurt a. M., Völcker 1862.

Bis jetzt nicht auffindbar. Bei Heinsius, 14. Bd. 2. Abt. S. 529 und bei Kayser, 14. Bd. S. 422.

Ist neue Titelausgabe von Bd. 9 der 1. Haupt-Abteilung der „Wundermappe“ (Bibliographie Nr. 8).

---

30. Portugal und Spanien. Treu nach der Natur abgebildet und topographisch und historisch beschrieben von C. Strahlheim. Mit 43 Kupfern. 2. (Titel-) Ausgabe. Frankfurt a. M., Völcker 1862.

Bis jetzt nicht auffindbar. Bei Heinsius, 14. Bd. 2. Abt. S. 529 und Kayser, 16. Bd. S. 422.

Ist neue Titelausgabe von Bd. 10 der 1. Haupt-Abteilung der „Wundermappe“ (Bibliographie Nr. 8).

---

31. Sagengeschichte aller Völker der alten Welt. Bearbeitet von C. Strahlheim, Verfasser des Werkes „Unsere Zeit“. Mit

29 historischen Stahlstichen und 37 Bildnissen. Zweite Ausgabe. Frankfurt a. M., Buchhandlung von S. Schwelm 1862.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Heinsius, 14. Bd. 2. Abt. S. 529, der als Erscheinungsjahr der ersten Auflage irrig 1835 statt 1834 angibt, und Kayser, 16. Bd. S. 422, bezeichnen diese Ausgabe als „2. (Titel-) Ausgabe" und nennen als Verleger Völcker in Frankfurt. Vermutlich hat der letztere diese Ausgabe veranstaltet, Schwelm aber nachher die Restbestände von ihm erworben und mit einem neuen Titelblatt versehen. Exemplare mit „Völcker" als Verleger wurden bisher nicht aufgefunden.

Das Werk ist eine neue Titelausgabe des ersten 1834 erschienenen Bandes des „Welttheaters" — Bibliographie Nr. 9. Der umgearbeitete Text der zweiten Auflage, der beiden ersten Lieferungen dieses letzteren, die 1839 erschien — Bibliographie Nr. 12 — ist unverändert in sie übergegangen, was daraus hervorgeht, daß die „Kustoden" oder „Normen" d. h. die kurzen Titelangaben unter dem Text der ersten Seite jedes Bogens auch in den umgeänderten Seiten 54—138 durchgängig: „Strahlheims Allg. Weltgeschichte I. Band" lauten. Der „Inhalt" der ersten Auflage ist in die vorliegende Neuausgabe unverändert aufgenommen, so daß die Seitenzahlen mehrfach nicht stimmen.

---

32. Capitaine J.-C. Friederich du Régiment d'Isembourg (2e étranger). Mémoires d'un Mort. (1805—1828.) Faits de guerre et exploits d'alcôves. Vol. [1.] 2. 3. Paris, Librairie universelle [1913].

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Auf den illustrierten Umschlagtiteln — die Abbildung stellt einen Offizier dar, der sich vor einer auf einem Sofa sitzenden Dame verbeugt — lautet der Name falsch: „Friedrich". Ferner lautet auf ihnen der Zusatz: Faits de Guerre et Exploits d'Alcôve sous l'Empire.

Diese französische Bearbeitung, deren Herausgeber man bis jetzt nicht kennt, ist dermaßen gekürzt, daß sie nur als Auszug aus dem Original gelten kann. Sie beginnt überhaupt erst mit S. 190 des letzteren und ist bis zu dessen S. 364 so zusammengestrichen, daß das 15. Kapitel der deutschen Ausgabe zu ihrem zweiten wird. Wie umfangreich auch sonst die Striche sind, erhellt aus folgender Feststellung. Die dreibändige deutsche Originalausgabe umfaßt insgesamt bei einem Satzspiegel von 39 Zeilen und einer Zeilenbreite von 95 mm 1563 Seiten. Die französische Ausgabe weist dagegen einschließlich der gleich zu erwähnenden Beilagen nur 1157 Seiten bei einem Satzspiegel von nur 30 Zeilen und einer Zeilenbreite von nur 80 mm. Am Schlusse findet sich ein im Original fehlender Passus über Friederichs Verheiratung. Wiederholt sind die vollen Namen von Personen angegeben, während die Originalausgabe sie nicht enthält.

Dem ersten Band geht ein „Avertissement de l'éditeur" vorauf und sind „Pièces justificatives" über die Errichtung und Organisation (Rangliste) des Regiments Isenburg beigefügt. Dem zweiten Band sind zwei „Annexes" beigegeben,

darunter der Bericht des Generals Radet über die Gefangennehmung des Papstes Pius VII.

---

33. Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers. In drei Bänden. [Bearbeitet von Ulrich Rauscher.] 1.—3. Band. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1915 bzw. 1916.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Der Verlag unterscheidet fünf Auflagen, deren Bezeichnung auf den Schmutztiteln der Bände steht. Die vier ersten Auflagen tragen die Jahrzahl 1915, die fünfte die Jahrzahl 1916. Die erste Auflage erschien ohne Namenregister zu den einzelnen Bänden und ohne Nachwort im dritten Band. Namenregister und Nachwort sind erst den späteren Auflagen, aber nicht in allen Fällen gleichmäßig beigegeben. Wir hatten Exemplare der zweiten Auflage mit und ohne Namenregister, desgleichen mit und ohne Nachwort in Händen; ebenso einen zweiten Band sogar der dritten Auflage noch ohne Namenregister. Sollte vielleicht der stehengebliebene Satz der ersten Auflage neue Schmutztitel, welche die betreffenden Auflagebezeichnungen trugen, sowie Namenregister und das spätere geschriebene Nachwort erhalten haben?

Wie schon an anderer Stelle (Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge, 7. Jahrgang, Leipzig 1915/16, Beiblatt Spalte 340) rechnerisch festgestellt wurde, ist die Rauschersche Bearbeitung gegenüber der Originalausgabe um volle 345 Seiten gekürzt. Unter den weggelassenen Partien befinden sich aber gerade auch solche, die kulturhistorisch bedeutsam sind. Durch andere Streichungen, namentlich zahlreicher ausführlicher Ortsbeschreibungen und historischer Angaben, könnte die Annahme entstehen, daß Friederich lediglich über Pikanterien berichtete, was seine Persönlichkeit unverdienterweise in einem ungünstigeren Licht erscheinen ließe. Weder in den Ankündigungen und Prospekten der Bearbeitung Rauschers, noch in seiner Einleitung ist an irgendeiner Stelle von den vorgenommenen Kürzungen die Rede; erst nachträglich und zwar in dem, späteren Auflagen beigegebenen „Nachwort“ hat er erwähnt, daß er das Werk „um Weitschweifigkeiten und Wiederholungen verkürzt“ habe.

Bei der Herausgabe ist nicht immer mit der wünschenswerten Sorgfalt verfahren worden. Zunächst ist zu wiederholten Malen das Versehen unterlaufen, daß im „Inhalt“ der Bände und in den entsprechenden Kapitelüberschriften oder wenigstens in ersterem die den Textinhalt bezeichnenden Schlagworte der Originalausgabe stehen blieben, obwohl der betreffende Text selbst vollständig gestrichen ist. Hier nur einige Beispiele. An beiden Stellen — Inhalt und Kapitelüberschriften — sind trotz Fehlen des Textes u. a. die Schlagworte stehengeblieben: im 1. Band im 5. Kapitel „Eine Entführung“; im 11. Kapitel „Nancy“; im 13. Kapitel „Arles“. Im Inhalt sind stehengeblieben, aber in der Kapitelüberschrift und im Text weggelassen: im 2. Band im 3. Kapitel „Tivoli. — Frascati. — Die heilige Woche“.

Ferner sind Irrtümer Friederichs, die bei einem Neudruck hätten berichtigt werden sollen, sowie auffällige Druckfehler glatt mit übernommen worden. Auch hierfür nur einige Beispiele. In Mem. 2. Bd. S. 1 läßt Friederich irrig Karl von Dalberg schon 1806 „Großherzog“ von Frankfurt werden, während er damals nur „Fürst-Primas“

und erst 1810 „Großherzog" wurde. Rauscher hat den Irrtum Friederichs nicht bemerkt. Von Druckfehlern wurden u. a. übernommen:

Mem.	1. Bd.	S. 216	=	Rauscher	S. 152:	Kassel statt Kastel (wiederholt).
„	1. „	S. 266	=	„	S. 194:	Clos de Dougeot statt: Clos de Vougeot.
„	1. „	S. 436	=	„	S. 350:	Ciceroni statt: Cicerone.
„	2. „	S. 40	=	„	S. 32:	Naple statt: Naples.
„	2. „	S. 335	=	„	S. 254:	ein jeder Hidalgos statt: ein jeder Hidalgo.
„	2. „	S. 355	=	„	S. 272:	Primat statt: Primas.
„	3. „	S. 496	=	„	S. 405:	Cassel statt: Castel. Im Satz vorher, den Rauscher gestrichen hat, steht bei Friederich richtig: Castel.

Übrigens begeht Rauscher sowohl in der Einleitung, wie im Nachwort, sogar noch in der letzten fünften Auflage, immer wieder den Fehler, den Verfasser der Memoiren „Friedrich" statt „Friederich" zu nennen, obwohl er die richtige Schreibung aus Andreas Gottfried Schmidt, Gallerie deutscher pseudonymer Schriftsteller, Grimma 1840, S. 194, kennt und sogar einmal zitiert. Weitere Berichtigungen s. oben S. 19 und S. 27 Anm. 1.

Die im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", 82. Jahrgang, 2. Bd., Leipzig 1915, S. 2982 angekündigte Umschlagzeichnung von Kurt Vogt ist ersichtlich nicht erschienen, wird übrigens auch in den Anzeigen der späteren Auflagen gar nicht mehr erwähnt.

II

Bearbeitungen fremder Werke

34. Denkwürdigkeiten der Miß Henriette Wilson, Englands Ninon. Nach dem Englischen. Band 1—3. Stuttgart, Friedrich Franckh 1825.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Daß Friederich der Übersetzer war, ergibt sich aus Mem. 3. Band S. 523.

Heinsius, 7. Band 2. Abteilung S. 463 und Kayser, 6. Band S. 252 geben als Erscheinungszeit irrig 1825—1827 an.

Das Porträt der Wilson, das nach dem Inseraten-Anhang zum dritten Band diesem beigegeben werden sollte, scheint nicht erschienen zu sein.

Nach dem „Dictionary of national biography", 62. Band, London 1900, S. 95, ist die englische Urausgabe dieser Denkwürdigkeiten vom Verleger John Joseph Stockdale herausgegeben, der nach dieser Quelle auch den mit dem Pseudonym Thomas Little unterzeichneten, von Friederich herübergenommenen „Vorbericht" geschrieben zu haben scheint.

---

35. Das Leben und die Memoiren des Scipio von Ricci, Bischof von Pistoja und Prato, Reformator des Katholizismus in Toskana unter der Regierung Leopolds. Nach den eigenhändigen Manuskripten dieses Prälaten und anderer berühmter Männer des vorigen Jahrhunderts bearbeitet, und mit rechtsgültigen Urkunden, aus den Archiven des Herrn Commandeur Lapo von Ricci zu Florenz, versehen, von Herrn von Potter. Aus dem Französischen. Band 1—4. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh 1826.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Friederich hatte nach Mem. 3. Band S. 531 f. den ersten der drei Bände des französischen Originals (Brüssel 1825) übersetzt und es waren bereits Korrekturbogen gedruckt, als er sich mit seinem Verleger Franckh „brouillierte", worauf er ihm Riccis Werk zurücksandte. Trotzdem scheint die ganze vorliegende Übersetzung von Friederich zu sein, da sie einen einheitlichen Eindruck macht. Die Abschnitte über Ricci in „Unsere Zeit", außerord. Heft Nr. II, Stuttgart 1826, S. 40—83 und in der „Wundermappe", 1. Band 1. Abteilung, Frankfurt a. M. 1834, S. 109—130 hat er aus der Übersetzung, 1. Band S. 31—33, S. 122—140 und S. 160—206, wörtlich entnommen.

---

36. Geschichte der englischen Revolution von der Thronbesteigung Karls I. bis zum Falle Jakobs II. Nach Guizot bearbeitet. Band 1. 2.

[Auch unter den Titeln:]

Geschichte der englischen Revolution vom Jahre 1625 bis 1643. Heft 1—6.

Geschichte der englischen Revolution vom Jahre 1647 bis 1649. Heft 7.

Geschichte der englischen Revolution vom Jahre 1649 bis 1689. Heft 8.

Stuttgart, Expedition des Werkes „Unsere Zeit" 1829. 1830.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Vgl. Mem. 4. Band S. 188 f.

Friederich bearbeitete einen dritten Band hierzu selbständig, s. Bibliographie Nr. 6.

---

37. Ludwig XIV. und sein Jahrhundert von Alexander Dumas. Ins Deutsche übertragen von Strahlheim. 6 Teile. Grimma, Verlags-Komptoir 1845—1847.

Bis jetzt nicht auffindbar. Bei Heinsius, 10. Band 1. Abteilung S. 91 f. und Kayser, 9. Band S. 231; 10. Band S. 279; 11. Band S. 106.

Nach dem Verlags-Verzeichnis des Verlags-Komptoirs in Grimma, Ostern 1846, mit drei Nachträgen von Ausgang Dezember 1847, September 1849 und April 1851, wären folgende Ausgaben erschienen:

1. Eine Originalausgabe:
   1. Band unter dem Titel „Sammlung der neuern und besten Romane der Franzosen, Briten, Italiener und Spanier in deutscher Übersetzung". Band 6.
   2. Band unter dem Titel „Europäische Bibliothek der neuen belletristischen Literatur Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens". Erste Serie, Band 62.
   3.—6. Band desgleichen, Zweite Serie, Band 5—8 oder der ganzen Reihe Band 105—108.

2. Eine wohlfeile Ausgabe, anscheinend ohne die Haupttitel „Sammlung" und „Bibliothek".

3. Eine neue Titelausgabe unter dem Titel „Europäische Bibliothek der neuesten und besten Romane Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens". Erste Serie, Band 7—12.

W. Engelmann, Bibliothek der schönen Wissenschaften, 2. Band, Leipzig 1846, S. 78, Heinsius, 10. Band 1. Abteilung S. 209 und Kayser, 9. Band S. 236 ver-

zeichnen eine weitere Ausgabe der Friederich'schen Übersetzung des Werkes, die im „Echo der neuesten Pariser Feuilletons, deutsche Ausgabe," herausgegeben von Ferd. Philippi, ebenfalls im Verlags-Komptoir in Grimma, erschienen ist. Engelmann erwähnt den 1. Teil und die 1. Lieferung des 2. Teils, Kayser 7 Lieferungen als erschienen; Heinsius hat nur den Titel. Vermutlich hat der Verlag Friederichs Übersetzung unverändert aus der „Sammlung" bzw. „Bibliothek" in das „Echo" herübergenommen, das dem Anschein nach stecken blieb, so daß jene nicht vollständig darin enthalten ist.

---

38. Dramatische und romantische Geschichte der Jesuiten von der Gründung des Ordens bis auf unsere Tage. Nach dem Französischen des Adolphe Boucher. Zwei Bände. Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung 1846.

In Stuttgart, Königliche Landesbibliothek.

Nach dem Kalkulationsbuch der Osiander'schen Buchhandlung 1831 ff. (im Besitz der Firma) Fol. 118 war Friederich der Übersetzer. Das Original erschien unter dem Titel: Histoire dramatique et pittoresque des jésuites, depuis la fondation de l'ordre jusqu'à nos jours, illustrée de 30 magnifiques dessins par Théophile Fragonard. 2 tomes. Paris, R. Prin, éditeur 1845. 1846. — Eine im übrigen unveränderte Titelauflage des Originals, die an Stelle der 30 kolorierten Lithographien nach Fragonard'schen Zeichnungen 40 Stahlstiche verschiedener Künstler und Stecher enthält, erschien ohne Jahr in Paris in der Librairie générale illustrée; nach dem Katalog der Pariser Nationalbibliothek war das Erscheinungsjahr 1864.

Die deutsche Übersetzung hat keine Abbildungen und weist im Text dem Originale gegenüber einige Weglassungen auf; davon ist die größte die des „Résumé des missions jésuitiques et de ce volume" am Schlusse des ersten Bandes, Seite 397 bis 411. Andrerseits hat Friederich einige kleine eigene Zusätze als „Anmerkungen des Übersetzers" gekennzeichnet.

---

39. Die Klöster, deren Ursprung, Geschichte, Regeln, Zucht, Sitten, Gepräge und Geheimnisse. Nach dem Französischen des Louis Lurine und A. Brot. Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung 1846.

In Stuttgart, Königliche Landesbibliothek.

Nach dem Kalkulationsbuch der Osiander'schen Buchhandlung (vgl. unter der vorigen Nummer) Fol. 121 war Friederich der Übersetzer. Das Original erschien unter dem Titel: Les couvents par Louis Lurine et Alp. Brot. Illustrés par MM. Tony Johannot, Baron, Français et Célestin Nanteuil.

Die deutsche Übersetzung hat keine Abbildungen und hat die Préface des Originals weggelassen. Außerdem steht in ihr der Abschnitt über die Abtei von Montecassino nicht nach, sondern vor demjenigen über das Kloster Jesu.

---

40. Geschichte der Jesuiten von der Gründung des Ordens bis auf unsere Tage. Nach dem Französischen des Adolphe Boucher. Neue wohlfeile Ausgabe. Zwei Bände. Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung (Franz Osiander) 1852.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Von der Kürzung des Titels abgesehen, unveränderte Titelauflage unserer Nr. 38, was auch durch das Kalkulationsbuch der Firma Fol. 118 bestätigt wird, wonach im Jahr 1852 je 750 Titel und Umschläge neu gedruckt wurden.

---

41. Die Klöster, deren Ursprung, Geschichte, Regeln, Zucht, Sitten, Gepräge und Geheimnisse. Nach dem Französischen des Louis Lurine und A. Brot. Neue Ausgabe. Tübingen, Osiandersche Buchhandlung (Franz Osiander) 1852.

Nicht auffindbar und weder bei Heinsius noch bei Kayser verzeichnet. Jedoch ergibt sich nach dem Kalkulationsbuch der Firma Fol. 121 mit Sicherheit, daß im Jahr 1852 für eine Titelauflage unserer Nr. 39 je 750 Titel und Umschläge neu gedruckt wurden.

III

Enzyklopädische Werke

(Herausgabe und Mitarbeit)

42. Neues Konversations-Lexikon oder enzyklopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. Herausgegeben von einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten. (In zwölf Bänden.) Original-Ausgabe.

[Band 2—10 führen den Titel: Rheinisches Konversations-Lexikon usw.; Band 11 und 12: Neues Rheinisches Konversations-Lexikon usw.]

Köln und Bonn, Komptoir für Kunst und Literatur 1824 bis 1829 [Bd. 1—10]; Köln am Rhein, Christian Wergen 1830 [Bd. 11. 12].

In Aachen, Stadtbibliothek.

Die Bände erschienen nicht in chronologischer Reihenfolge; 1: 1824; 2: 1825; 3: 1826; 4: 1824; 5: 1825; 6: 1826; 7: 1827; 8: 1826; 9: 1829; 10: 1829; 11 und 12: 1830.

Nach einer Ankündigung in Nr. 78 der „Colonia" (Bibliographie Nr. 51) vom 30. März 1823 war das Konversations-Lexikon früher bereits in mehreren Ausgaben erschienen, jedoch auf schlechtem Papier, in zu kleinem Druck und mit häufigen und zu großen Unrichtigkeiten, so daß der Verlag „durch eine Umarbeitung und bessere Ausstattung des Werkes" abzuhelfen beschloß; von dieser, zweifellos der vorliegenden Ausgabe, lag damals der erste Bogen gedruckt vor und es wurde für jeden Monat ein Band versprochen. In einer Verkaufsofferte in der als „Blatt der Ankündigungen" betitelten Beilage zur „Colonia" Nr. 85 vom 16. April 1823 wird ein vollständiges Exemplar der vierten Original-Auflage des Konversations-Lexikons in zehn Bänden für zehn Taler Berliner Kurant angeboten. Sonach wäre die vorliegende Auflage eigentlich die fünfte. Kayser verzeichnet 1. Bd. S. 481 vier Bände einer „dritten Auflage" 1829 bis 1832 und 7. Band S. 187 noch eine „3. Original-Ausgabe" in 12 Bänden mit einem Supplementband 1832—1837 (doch wohl identisch mit der von Jürgensen & Becker in Hamburg in Katalog 38 Nr. 280 aufgeführten von 1830—1837). Endlich erschien noch eine „4. Original-Auflage", von der nach Heinsius 9. Band 1. Abt. S. 172 aus den Jahren 1837—1842 acht Bände und die erste Abteilung des neunten vorlagen, während Kayser 7. Bd. S. 187 und 9. Bd. S. 189 von ihr nur Bd. 1—7 und die erste Abteilung von Bd. 8 aus den Jahren 1837—1841 verzeichnet.

F. war nach Mem. 3. Bd. S. 514 Mitarbeiter; als Herausgeber nennt er Spitz. Nach einer Bemerkung im „Phönix", 1. Jahrg., Mannheim 1825, Nr. 68 Beilage,

hätte indessen Spitz nur „die Aufsicht über die Druckerei, quasi als Faktor" gehabt. F.s Mitarbeit war nicht von langer Dauer, da er noch im Laufe des Jahres 1824 Köln verließ. Bei seiner Abreise von da wurde er (Mem. 3. Bd. S. 514) von den Unternehmern des Werkes gebeten, dieses gegen ein gutes Honorar soviel als möglich in deutschen Zeitungen zu empfehlen. In der Tat erschien im „Phönix" a. a. O. unter dem Pseudonym Benedikt Wahrlieb ein Artikel, worin in der „Fehde zwischen dem Leipziger und dem Kölner Konversationslexikon" scharf Partei für letzteres gegen ersteres genommen wurde. Ferner wurden die Artikel Frankenthal, Frankfurt, Frankreich und Freiburg unter dem Titel „Apologische Auszüge" aus dem Kölner Werk in den Nummern 83—89 und 99—106 des gleichen Jahrgangs 1825 des „Phönix" wörtlich abgedruckt, „um dem Publikum zu beweisen, daß das rheinische Konversations-Lexikon mit ebensoviel Umsicht und Kenntnis, als Fleiß, Akkuratesse etc. bearbeitet wird". Nicht damit in Einklang ist zu bringen, daß ein Jahr später in einem Artikel „Das Leipziger und das Rheinische Konversations-Lexikon" in Friederichs Stuttgarter Blatt „Dampfboot", Nr. 2 vom 2. April 1826 S. 6 f., das Rheinische Lexikon auf Kosten des Leipziger schlecht gemacht und „die fast zur Gewißheit gewordene Vermutung, daß das Kölner Werk nicht beendigt werde", ausgesprochen wird.

---

43. Das Weltall. Ein geographisch-statistisch-naturhistorisches Handwörterbuch mit Berücksichtigung des Wissenswürdigsten aus der Weltgeschichte. Aus authentischen und den neuesten Quellen geschöpft und in alphabetischer Ordnung zusammengestellt. Band 1—16. Mit Steindrucken. Frankfurt am Main, Verlag von Heller und Rohm, und in Kommission bei Carl Friederich [von Bd. 10 ab nur: Carl Friederich] 1828—1834.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek Bd. 1—11 (bis zum Artikel „Breage") vorhanden. Nach Heinsius, 8. Bd. 2. Abt. S. 401, sowie Kayser, 6. Bd. S. 198 und 8. Bd. S. 535 sind noch die Bände 12—16 (bis Heft 86) erschienen.

Daß F. der Herausgeber des Werkes war, ergibt eine Ankündigung in Nr. 82 des „Frankfurter Journals" vom 23. März 1827, wonach die Redaktion des Werkes „Unsere Zeit" in Stuttgart die Herausgabe, die Buchhandlung von Carl Friederich in Frankfurt die „Kommission" übernommen habe. Über „Unsere Zeit" vgl. Bibliographie Nr. 4. Carl Friederich, geb. am 4. November 1791 und gestorben am 19. Juli 1834, war Johann Konrad Friederichs jüngerer Bruder und Buchhändler. Sein Ableben, mit welchem nach Ausweis des Frankfurter Adreßbuches seine Buchhandlung zu bestehen aufhörte, bedingte offenbar auch das Aufhören des „Weltalls".

In der angezogenen Ankündigung heißt es, „die besten Geographen und Historiker Deutschlands" seien für das Unternehmen gewonnen; zugleich werden „Schriftsteller und unterrichtete Personen, welche die Bearbeitung der Geschichte und Topographie

ihres Geburtsortes oder auch anderer Städte und Länder, von denen sie eine genaue Kenntnis besitzen und gute historische Quellen haben, übernehmen wollen", gebeten, ihre Anträge und Bedingungen an die Redaktion des Werkes „Unsere Zeit" in Stuttgart gelangen zu lassen. In einer späteren, von Carl Friederich gezeichneten Ankündigung in Nr. 25 des „Frankfurter Journals" vom 25. Januar 1828 wird gesagt, die Ausführung des Unternehmens sei „einem tüchtigen Gelehrten" übertragen. Welchen Anteil F. an der Abfassung einzelner Artikel hatte, läßt sich nicht feststellen.

---

44. Das General-Lexikon oder vollständiges Wörterbuch alles menschlichen Wissens. Von mehreren praktischen Gelehrten nach den besten Hülfsquellen bearbeitet und herausgegeben von C. Strahlheim. Nr. 1—91. Frankfurt am Main, Expedition 1836—1840.

Bis jetzt nicht auffindbar. Bei Heinsius, 9. Band 1. Abt. S. 308, wo als Erscheinungszeit 1836—1839 angegeben und „Expedition" mit Fragezeichen versehen ist; bei Kayser, 7. Bd. S. 327.

IV

Periodische Schriften
(Herausgabe und Mitarbeit)

45. Der Beobachter an der Spree. Zwischen 1815 und 1819.

Diesem beliebten Berliner Volksblatt teilte F. (s. Mem. 3. Bd. S. 367) zunächst „mehrere kleine komische Vorgänge" mit, die er in Kolberg „in Gesellschaften oder auch auf Promenaden beobachtet hatte". Es war der Beginn seiner journalistischen Betätigung. Sodann lieferte er (s. Mem. 3. Bd. S. 387—391), nachdem er 1819 Kolberg verlassen hatte, während eines auf der Reise nach Frankfurt in Berlin genommenen Aufenthaltes dem Blatt „manche ziemlich pikante Beiträge von Geschichtchen", die ihm zu Ohren kamen. Er erwähnt besonders zwei, „Die Reise nach Paris" und „Der Schabernack" betitelt, deren teilweise äußerst derben Inhalt er a. a. O. mitteilt. Leider war nichts von dem Blatt aufzufinden.

---

46. Der Beobachter an der Elbe. 1819.

F. lieferte (s. Mem. 3. Bd. S. 402) 1819 auf der Reise von Kolberg nach Frankfurt während eines Aufenthaltes in Magdeburg dem dort erscheinenden Blatt „einige komische Anekdoten". Auch von diesem Blatt war nichts mehr aufzufinden.

---

47. Französische Artikel in den bedeutendsten Pariser Zeitungen. 1820—1825.

Nach Mem. 3. Bd. S. 451 hatte er mit diesen während einer in der Angelegenheit der Befreiung Napoleons — also wohl 1820 — nach Paris gemachten Reise Verbindungen angeknüpft. Die Artikel betrafen die damaligen Zustände Deutschlands und wurden gut, oft mit 100 Franken für die Seite, honoriert. Nach Mem. 3. Bd. S. 516 arbeitete F. auch in Mainz, also 1825, „noch immer ununterbrochen" für Pariser Journale.

---

48. Der Beobachter am Main und Rhein. Offenbach, Hauchische Buchdruckerei 1821. 1822.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek; der erste Jahrgang 1821 auch in Darmstadt, Großherzoglich Hessische Hofbibliothek. Im Frankfurter Exemplar fehlen im 2. Jahrg. 1822 die Nummern 79—85; 87—98; Nr. 99 zweites Blatt; 100 ff. bis

Schluß = S. 323—350; 355—404; 407 ff. bis Schluß; im Darmstädter Exemplar fehlt Nr. 34 = S. 537—552.

Vgl. Mem. 3. Bd. S. 454 ff. und oben S. 58 ff., wo auch die nachstehende Titelvignette beschrieben und das von Börne beigesteuerte Einführungsgedicht abgedruckt ist.



Abbildung 18. Vignette des Beobachters vom Main und Rhein

Die Nummern des in erheblich größerem Format erschienenen 2. Jahrgangs 1822 haben keine Vignette, dagegen wechselnde Mottos am Kopf. Zum 1. Jahrgang wurde eine vom 1. April 1821 datierte drei-, zum 2. eine undatierte einseitige besondere „Anzeige" ausgegeben. Das Blatt erschien vom 7. April 1821 an und zwar 1821 jeden „Sonnabend", 1822 dreimal wöchentlich: Dienstags, Donnerstags und „Samstags". Die ersten drei Nummern zeichnete C. Miller, die weiteren von Nr. 4 des 1. bis einschließlich Nr. 2 des 2. Jahrgangs K. Friedrich (!), erst von der Nr. 3 an C. Friederich als Redakteur.

Folgende lithographische Beilagen sind, soweit es sich feststellen ließ, dem „Beobachter" beigegeben worden:

A. Im 1. Jahrgang 1821:
1. Karikatur auf die Teilnahme des Mainzer Orchesters am Konzert der Catalani in Frankfurt am 7. Mai 1821 (vgl. oben S. 60 f. und Abbildung Nr. 3).
2. „Der heilige Kampf über den Kirchhof zu Neu-Abdera" (vgl. Mem. 3. Bd. S. 463).
3. „Ein Albaneser von der Garde des Ali Pascha von Janina".

B. Im 2. Jahrgang 1822:
1. Karikatur auf die Beschneidung der Werke Schillers durch den „Lampendirektor, Ober-Papp- und Vergoldungs-Kommissarius, Vize-Garderobe-Inspektor, auch Kulissenschiebungsaufseher Sniffelnas zu Krähwinkel".
2. „Situationskarte des Parterres im Theater zu Quaglia".
3. Zwei Karikaturen auf das geplante Goethe-Denkmal (vgl. oben S. 62 ff. und die Abbildungen Nr. 6 und 7.

4. Karikatur auf Metternich, die zum Verbot des „Beobachters" führte (vgl. die Beschreibung Mem. 3. Bd. S. 480); sie wurde jedenfalls sofort konfisziert und war nicht aufzufinden.

Außerdem finden sich im Jahrgang 1821 zwei Tabellen zu Gesellschaftsspielen: „Charakteristik oder unschuldige Herzens-Prüfung durch Ziehung von Spielkarten" und „Die Versammlung auf dem Olymp", ferner im Jahrgang 1822 zwei Musikstücke: „Ständchen" von Karl Maria von Weber und der wohl zweifellos von F. selbst komponierte „Frankfurter Favorit-Walzer" (s. oben S. 113 und Abbildung Nr. 10).

Über die Unterdrückung des „Beobachters" vgl. oben S. 68.

---

49. Frankfurter Journal und Didaskalia. Frankfurt am Main 1822—1826.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Das Frankfurter Journal erschien nicht, wie früher angenommen wurde, schon 1615, sondern erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Nach Alexander Dietz, „Das Frankfurter Zeitungswesen bis zum Jahr 1810" in: „Didaskalia" 1888 Nr. 276 ff. wurde von dem aus Nürnberg stammenden Buchhändler Wilhelm Serlin, der 1650 Frankfurter Bürger geworden war, unter dem Namen „Holländische Progressen" eine Dienstags und Samstags erscheinende Zeitung gegründet, die nachmals als Titel „Journal" annahm. Wann letzteres geschah, steht nicht mit Sicherheit fest. Franz Rittweger, „Zur Geschichte des Zeitungswesens in Frankfurt am Main" in: Gustav Mori, „Internationale Zeitungs-Ausstellung Frankfurt a. M. 1906, Führer" S. 14 sagt: „Seit 1673 nahm das Blatt den Namen Journal unter der Leitung Dornheds, des Schwiegersohnes der Witwe Maria Margarete Serlin an." Eine Quelle für diese Datierung gibt Rittweger jedoch nicht an, auch ist Serlin erst am 20. September 1674 gestorben. G. Mori, „Die Entwickelung des Zeitungswesens in Frankfurt a. M." in: „Archiv für Buchgewerbe, begründet von Alexander Waldow", 49. Bd., Leipzig 1912, Heft 8 S. 235 nimmt Bezug auf eine im Frankfurter Stadtarchiv befindliche Beschwerde, die der Landgraf Ernst von Hessen am 26./16. Februar 1674 an den Rat über einen Zeitungsartikel richtete. Die Zeitung liegt der Beschwerde bei und führt den Titel: „Num. 135. Journal und Continuation Des Frantzösischen und Holländischen Kriegs". Mori schließt aus dem Umstand, daß die Berichte in dieser Nummer durchgängig aus den ersten Tagen des Februar 1674 datiert seien und die Zeitung, wie aus der Antwort des Rates hervorgehe, wöchentlich einmal herauskam, daß die erste Nummer des „Journals" um die Mitte des Jahres 1671 erschienen sein müsse. Aber auch diese Datierung ist nicht zwingend, da die Antwort des Rats vom 28. Februar 1674 in Wirklichkeit jene Angabe gar nicht enthält. Am 26. März 1678 verlieh der Kaiser der erwähnten Witwe Serlin das Spezialprivileg, nicht nur die einkommenden Nachrichten in der Woche zweimal unter dem Titel eines Journals, sondern auch zuweilen eine extraordinari Zeitung, also eine Extranummer, zu drucken (nach A. Dietz a. a. O. Nr. 278). Seit 1724 lautete der Titel: „Journal. In Franckfurt am Mayn" und seit 1783: „Frankfurter Journal". Die letzte Nummer erschien am 9. März 1903, nachdem J. G. Holtzwarts Nachfolger (G. Minjon), der damalige Eigentümer des „Intelligenzblatts der Stadt Frankfurt am Main" und der „Frankfurter Nachrichten" — seit 11. Oktober

1910 als „Frankfurter Nachrichten und Intelligenzblatt" vereinigt, jetzt Verlag J. G. Holtzwart Nachf. G. m. b. H. — das „Journal" nebst dessen Beiblatt „Didaskalia" (s. unten) gekauft und in seinen beiden Blättern hatte aufgehen lassen.

Seit 1. Januar 1823 erschien ein tägliches belletristisches Beiblatt zum „Frankfurter Journal", das den Titel führte: „Didaskalia oder Blätter für Geist, Gemüt und Publizität." Das „Frankfurter Journal" hatte in seiner Nr. 336 vom 2. Dezember 1822 — wiederholt in Nr. 363 vom 29. Dezember — die Ankündigung gebracht, daß das Blatt vom kommenden Jahr ab „nach einem ganz neuen erweiterten Plane" erscheinen werde, „indem nach dem vorgesteckten Ziele das Unterhaltende und Belehrende mit dem Politischen verbunden werden soll"; die eine Hälfte bleibe ausschließlich für die politischen Nachrichten bestimmt, die andere — eben die „Didaskalia" — sei nichtpolitischen Inhalts. Als Herausgeber der „Didaskalia", von welcher im Dezember 1822 vier „Probeblätter" ausgegeben wurden, zeichnete J. L. Heller; Drucker und Verleger waren Heller und Rohm. Die „Didaskalia" erschien in der Folge in mehrfach geänderter Form und ihr Name bildet heute noch eine besondere Rubrik der Zeitung „Frankfurter Nachrichten und Intelligenzblatt", nachdem 1903, wie oben erwähnt, deren damaliger Eigentümer das „Frankfurter Journal" samt „Didaskalia" käuflich erworben hatte.

Nach Mem. 3. Bd. S. 482 hatte sich F. im Jahr 1822 nach dem Verbot seines „Beobachters" mit dem Eigentümer einer Frankfurter politischen Zeitung verbunden. Es war das „Frankfurter Journal". F. machte auf 40 bis 50 Stunden im Umkreis Reisen, um das Blatt zu heben, sandte ihm von überallher „möglichst pikante Artikel über die neuesten Vorfälle, die auf der Stelle abgedruckt werden mußten", wodurch die Abonnentenzahl bald bis gegen 5000 stieg, und vermochte den Eigentümer, der Zeitung eine belletristische Beilage, nämlich eben die „Didaskalia", beizugeben. Daß F. tatsächlich als der Begründer der letzteren zu betrachten ist, beweist schon das erste Probeblatt vom 10. Dezember 1822, dessen erster Aufsatz „Der Schloßgeist, Original-Erzählung nach einer wahren Begebenheit, von August Stark" aus F.s Feder stammt; der Held dieser Erzählung führt den Namen — Strahlheim. Auf F.s zahlreiche weitere, teils unter verschiedenen Pseudonymen, teils anonym erschienene, oft satirische oder polemische Aufsätze in der „Didaskalia" einzugehen, würde zu weit führen; es sei nur auf die ersten Fragmente aus seinen Memoiren (vgl. das Nähere unter Bibliographie Nr. 22) und auf den Urdruck einiger Szenen aus seinem „Modernen Juan" (vgl. ebenda Nr. 93) hingewiesen. Im Jahrgang 1824 der „Didaskalia" stammen die Theaterkorrespondenzen aus Köln und namentlich der ausführliche Bericht über den glanzvollen Kölner Karneval dieses Jahres in den Nummern 72 bis 75 aus F.s Feder. Er blieb, wenn er auch bei seiner Übersiedelung nach Köln im Herbst 1823 die Redaktion niederlegte (Mem. 3. Bd. S. 499), doch bis mindestens in das Jahr 1826 Mitarbeiter der „Didaskalia" und sandte (nach Mem. 3. Bd. S. 531) auch dem „Frankfurter Journal" noch von Mannheim aus — also wohl im Herbst 1825 — Beiträge ein.

---

50. Der Verkündiger am Rhein. Köln 1823.

In Köln, Stadtbibliothek.

F. gibt an (Mem. 3. Bd. S. 502), er habe in Köln — dahin hatte er im Herbst 1823 seinen Wohnsitz von Frankfurt verlegt — die Redaktion einer Zeitschrift übernommen, die den Titel „Der Verkündiger" führte. Tatsächlich erschien

eine Zeitung mit diesem Titel schon während einer Reihe von Jahren vor seiner Ankunft in Köln, vgl. L. Salomon, „Geschichte des deutschen Zeitungswesens", 3. Bd., Oldenburg und Leipzig 1906, S. 65, 68, 277. Die erste in der Stadtbibliothek Köln vorhandene Nummer des „Verkündigers" ist die Nr. 303 vom Sonntag 22. Dezember 1816. Weitere Nummern bzw. Nummernreihen sind dort aus den Jahren 1817, 1818, 1822 und 1824 vorhanden. Aus dem für F. allein in Betracht kommenden Jahr 1823 kam bei der Versteigerung K. A. Stauff & Cie., Köln 11.—14. Oktober 1916, die Nummer 135 vom Sonntag 9. November vor, die den Titel „Der Verkündiger am Rhein", der in den folgenden Jahren beibehalten wurde, und dieselbe Vignette, wie die seit 1818 vorhandenen Nummern des „Verkündigers", trägt. Die Zeitung erschien, soweit ersichtlich, früher Sonntags und Donnerstags, 1823 und 1824 Sonntags, Mittwochs und Freitags. Seit 27. Juni 1830 ist sie als „Beiblatt zum Welt- und Staatsboten" bezeichnet; doch interessieren diese und die späteren Wandlungen der Zeitung hier nicht. Im Jahr 1822 zeichnete Ferd. Zimmermann (vgl. dessen Erwähnung Bibliographie Nr. 51 „Colonia"), in der aus dem Jahr 1823 vorhandenen Nummer Johann (von 1824 ab bloß J.) Mennig als „Verfasser". Am Schluß tragen die Nummern den Vermerk: „Gedruckt in der Expedition und Redaktion des Verkündigers (ab 1823: Verkündigers am Rhein), bei Christoph Mennig, sel. Wittwe". Über F.s Mitarbeiterschaft läßt sich im einzelnen nichts feststellen; an der vorliegenden Nummer des Jahres 1823 hat er anscheinend nicht mitgearbeitet. Nach seiner Angabe (Mem. 3. Bd. S. 502) trat er, „weil er sich mit dem Eigentümer nicht gehörig verständigen konnte", von der Redaktion bald wieder zurück, um zur „Colonia" überzugehen.

---

51. Colonia. Köln 1824.

In Köln, Stadtbibliothek.

In Köln nachweisbar seit 1818 und jedenfalls im Jahr 1823 wöchentlich dreimal, vom Juli bis September 1823 auch mit einer Beilage „Unterhaltungs- und Intelligenzblatt", erschienen. F. gibt an (Mem. 3. Bd. S. 502), er habe nach Niederlegung der Redaktion des „Verkündigers" (s. Nr. 50) die Redaktion einer bedeutenderen Zeitschrift, der „Colonia", übernommen. Tatsächlich findet sich in den Nummern 189 bis 191 vom 24., 26. und 28. Dezember 1823 die Ankündigung, daß die „Colonia" vom 1. Januar 1824 ab „nach einem neuen und weit ausgedehnteren Plan" erscheinen werde; indessen ist diese Ankündigung unterzeichnet: „Ferd. Zimmermann, Eigenthümer, Verfasser und Verleger". Friederich war somit wohl keinesfalls Redakteur im eigentlichen Sinne; auch läßt sich der Umfang seiner Mitarbeiterschaft nicht feststellen, da lediglich der Jahrgang 1823 vorliegt. Jedenfalls erstreckte sie sich nur auf kurze Zeit, da ihm (nach Mem. 3. Bd. S. 514) „die Redaktion der Colonia viel zu wenig abwarf" und er noch im gleichen Jahre 1824 von Köln nach Mainz übersiedelte.

---

52. Der Phönix. Rheinisches Unterhaltungsblatt. Jahrgang 1 (1825) bis 6 (1830). Mannheim, Verlag der Allgemeinen Kommissions-Anstalt 1825—1830.

In Karlsruhe, Großherzoglich Badische Landesbibliothek und in Heidelberg, Universitätsbibliothek.

Vgl. Mem. Bd. 3. S. 514—516 und 523.

Der „Phönix", der anscheinend mit Nr. 26 des 6. Jahrgangs 1830 sein Ende erreichte, da die beiden vorhandenen Exemplare der Zeitschrift mit dieser Nummer abschließen, war Beiblatt der „Mannheimer Zeitung". Er erschien anfangs Sonntag, Mittwoch und Freitag, von 1826 an jeden Montag und wurde von F. Kaufmanns Witwe gedruckt. Nach Mem. 3. Bd. S. 514 hatte der Eigentümer der Zeitung, Carl Courtin, Friederich die Redaktion des „Phönix" angeboten und dieser war auch bald einig mit ihm geworden, redigierte ihn aber zunächst noch von Mainz aus und erst später nach seiner Ausweisung von da in Mannheim selbst. Übrigens hat F. formell nie als Redakteur gezeichnet, vielmehr ist bis Ende 1825 Courtin als „Verleger und Redakteur" genannt. Wohl aber lieferte F., namentlich anfangs, zahlreiche Beiträge. So stammte gleich der erste, mit „(F. f.)" gezeichnete Artikel der ersten Nummer vom 2. Januar 1825 „Napoleons projektierte Befreiung aus der Gefangenschaft auf St. Helena im Jahre 1820 und 1821" mit seinen Fortsetzungen aus seiner Feder. Die mit dem zweiten Artikel der ersten Nummer beginnende Artikelserie „Die Entführung einer Nonne aus dem Ursuliner-Kloster zu Rom", sowie mehrere andere solche bezeichnete er direkt als „Fragment aus den noch ungedruckten Memoiren Strahlheims". In Mem. 2. Bd. S. 109 Anm. erwähnt er, diese Fragmente hätten damals so großes Aufsehen gemacht, „daß die Redaktion der Mannheimer Zeitung mit Briefen bestürmt wurde, um zu erfahren, wann und wo das Werk erscheinen würde". Auch die Erzählung „Rosaura oder der Domgeist zu Ravenna", die er aus einem alten lateinischen Manuskript der Domkirche zu Ravenna geschöpft haben will, bezeichnet er als seinen Memoiren entnommen; bei deren späterer Drucklegung (2. Bd. S. 472—476) hat er indessen nur die Darstellung, wie er zu dem Manuskripte gelangte, wiedergegeben; die Erzählung selbst steht nur im „Phönix" (1825 Nr. 75—85). Ferner hat F. die zuerst in der „Didaskalia" unter dem Pseudonym „Carl Dehnert" mitgeteilten Szenen aus seinem Lust- und Liederspiel „Der moderne Don Juan" auch im „Phönix" (1825 Nr. 131 bis 135) wieder abgedruckt, diesmal unter seinem Pseudonym „Carl Strahlheim", vgl. Bibliographie Nr. 93. Weitere zahlreiche Artikel F.s berichten über die im Frankfurter Theater gegebenen Vorstellungen oder behandeln in satirischer Weise die Theater- und sonstigen Verhältnisse seiner von ihm „Neu-Abdera" genannten Vaterstadt. In letzterer Hinsicht ist auch der merkwürdige Steindruck „Der Papiermarkt zu Neu-Abdera", welcher der Nr. 1 des Jahrgangs 1825 beigegeben ist und in Nr. 2 ausführlich erläutert wird, beachtenswert. Die Abbildung geißelt „den mit Recht von allen Regierungen ebensosehr gemißbilligten, als dem Handel verderblichen Papierschacher" und enthält vermutlich Porträts aus der damaligen Frankfurter Börsenwelt.

F.s Mitarbeit am „Phönix" erreichte infolge seiner Übersiedelung nach Stuttgart mit dem Jahre 1825 ihr Ende, was in einer am Schluß der letzten Nummer 156 vom 30. Dezember durch die „Anzeige" mitgeteilt wurde: „Man hat die Ehre hierdurch die Anzeige zu machen, daß die Redaktion des Phönix vom nächsten Jahre an in andere Hände übergehe."

---

53. Le Constitutionnel, journal du commerce, politique et littéraire. 1825 und 1842.

Erschien seit 1. Mai 1815, zuerst unter dem Titel „L'Indépendant, chronique nationale, politique et littéraire", dann unter verschiedenen anderen Titeln, seit 2. Mai 1819 unter dem obigen; vgl. Hatin, Bibliographie de la presse périodique française, S. 326 f.

F. hatte nach Mem. 3. Bd. S. 527 schon 1825 aus einem mehrmonatigen Aufenthalt in Baden-Baden dem Blatte mehrere Artikel über die damalige Badesaison gesandt. Nach Mem. 4. Bd. S. 176 lieferte er ihm dann bald nach seiner Ankunft in Paris (1842) viele „faits divers".

---

54. Morgenblatt für gebildete Stände. 1825.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Friederich schrieb nach Mem. 3. Bd. S. 527 während eines Aufenthaltes in Baden-Baden im Sommer 1825 im Auftrage des Herrn von Cotta einige Artikel über die dortige Saison in dessen „Morgenblatt für gebildete Stände", das seit 1807 erschien, vom Juli 1837 ab den Titel „Morgenblatt für gebildete Leser" führte und Ende 1865 zu erscheinen aufhörte. Wie F. angibt, hatte er in diesen Artikeln den damaligen Spielpächter Chabert „und noch einige andere Dinge ein wenig stark" mitgenommen und man wollte deshalb dem Korrespondenten des „Morgenblattes", Robert, den man für den Verfasser hielt, zu Leibe gehen. Die fraglichen Artikel waren zwei anonyme Korrespondenzen aus „Baden bey Rastadt" in den Nummern 195 und 196 vom 16. und 17. August 1825 des „Morgenblattes", in denen F. tatsächlich Chabert und die Verhältnisse Baden-Badens scharf kritisierte. In Nr. 242 vom 1. Oktober erschien dann eine Entgegnung, gezeichnet „A. Schr.", die das in jenen Korrespondenzen ausgesprochene Urteil als „ein nicht bloß hartes, sondern zugleich höchst ungerechtes" bezeichnete.

---

55. Das Dampfboot. Unterhaltungsblatt für die gesunde Vernunft. Stuttgart 1826.

In Stuttgart, Königliche Landesbibliothek. In dem Exemplar fehlt die Nr. 17 vom 2. Juli 1826.

Vgl. Mem. 3. Bd. S. 532.

Das Blatt erschien Sonntags. F. war sein Begründer und Leiter. Als verantwortlicher Herausgeber zeichnete der Drucker C. F. Wolters. Es erschienen nur 19 Nummern, vom 2. April bis 16. Juli 1826; in Nr. 19 wird angezeigt, daß das Blatt nicht weiter erscheinen werde.

Von F. stammen zahlreiche Beiträge, teils unter seinem Pseudonym „Carl Strahlheim", teils anonym. Auch Fragmente aus seinen Memoiren befinden sich wieder darunter; ebenso sind die schon in der „Didaskalia" und im „Phönix" mitgeteilten Szenen aus seinem „Modernen Don Juan" — vgl. Bibliographie Nr. 93 — wieder abgedruckt.

---

56. Journal de Francfort. 1832 ff.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Die Zeitung wurde zuerst vom 1. August 1793 bis 1. März 1795, und zwar anfangs in Wesseling bei Bonn, seit Herbst 1794 in Frankfurt, von französischen Emigranten unter dem Titel: Journal général de politique, de littérature et de commerce herausgegeben. Sie wurde dann in Frankfurt vom 19. März 1795 bis zum 30. November 1862 unter dem Titel: Journal de Francfort, vom 2. Dezember 1862 bis 30. Juni 1867 unter dem Titel: L'Europe politique, scientifique, commerciale, industrielle et littéraire (Journal français de Francfort) und vom 1. Juli 1867 bis zu ihrem Aufhören am 31. Oktober 1867 unter dem Titel: L'Europe nouvelle politique, scientifique, commerciale, industrielle et littéraire fortgesetzt. Vom 16. Februar 1841 (Nr. 47) an sind die Jahrgänge numeriert, jedoch bis 1853 einschließlich unrichtig als 48. (statt 49.) bis 60. (statt 61.) Band bezeichnet. Vom 1. Januar 1854 an datiert — unter Überspringung der Ordnungsnummer 61 — die richtige Bezeichnung Band 62 ff.

Nach Mem. 4. Bd. S. 98 war F. durch seine französischen Arbeiten in Verbindung mit Professor Charles Durand, früherem Generalprokurator in Bastia, gekommen, der das Journal de Francfort vom 1. Dezember 1832 bis zum 2. April 1839 als verantwortlicher Redakteur zeichnete und dann (nach Hatin, Bibliographie, S. 407) die im Interesse des Prinzen Louis Napoleon, späteren Kaisers Napoleon III., gegründete und vom 15. Juni 1839 bis zum 3. Dezember 1840 in Paris erschienene Zeitung Le Capitole redigierte. F. lieferte dem Journal de Francfort „manchen Beitrag".

---

57. Alles für Alle oder Universal-Chronik unserer Zeit, herausgegeben von C. Strahlheim, Verfasser des Werkes: Unsere Zeit; des Jahres 1830 etc. Mit Porträts und anderen Abbildungen, sowie — im Jahrgang 2 und 3 — mit kolorierten Modebildern.

1. Jahrgang 1832: Band 1. 2.

[Fortgesetzt unter dem Titel:]

Allgemeine Weltchronik unserer Zeit (Alles für Alle) herausgegeben von C. Strahlheim.

2. Jahrgang 1833: Band 1. 2.

3. Jahrgang 1834: Band 1. 2.

4. Jahrgang 1835: Band 1. 2.

Frankfurt am Main, Verlags-Magazin für Literatur und Kunst 1832—1834; 4. Jahrgang 1835: Komptoir für Literatur und Kunst 1835.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Die Titelblätter tragen das Motto: Ordnung, Freiheit und Gerechtigkeit.

Zensurlücken finden sich im 2. Jahrgang 1833, 2. Band S. 545—547 und auf S. 548 und S. 550.

Auf dem Umschlag der Nr. 1 des 1. Jahrgangs 1832 heißt es über das „höchst interessante Werk“ u. a.: „Diese Schrift wird in systematischer Ordnung nur solche Tatsachen in einer für jedermann verständlichen und klaren Sprache mitteilen, welche in der Tat verdienen, für alle Zeiten aufbewahrt zu werden. Die Universal-Chronik wird demnach über alle wichtigen Begebenheiten, in welches Gebiet sie auch immer eingreifen mögen, vom 1. Januar 1832 in regelmäßigen Lieferungen, von denen jeden Monat eine ausgegeben wird, berichten. Dabei wird das unerläßliche Bestreben der Redaktion dahin gehen, kurz und bündig zu sein und mit wenig Worten viel und Gewichtiges zu sagen, alles weitschweifige Gerede über nicht ansprechende Gegenstände zu vermeiden, ohne der historischen Genauigkeit und Vollständigkeit Eintrag zu tun“. Über folgende Rubriken sollte regelmäßig berichtet werden:

I. Geschichte und Politik.
II. Erdbeschreibung und Statistik.
III. Naturgeschichte und Naturlehre.
IV. Handel und Gewerbe.
V. Literatur.
VI. Religion und Kirche.
VII. Heilkunde.
VIII. Justiz und Polizei.
IX. Künste und Wissenschaften.
X. Vermischte Aufsätze gediegenen Inhalts.
XI. Gehaltvolle und aufschlußgebende Korrespondenzen.
XII. Theater.

Für das Unternehmen seien ganz vorzügliche Mitarbeiter, deren Wahlspruch sein werde: „Viel Sinn und wenig Rede“, aus allen Fächern gewonnen. Es werde einem besonders von solchen Personen längst gefühlten Bedürfnis abhelfen, denen es an Zeit und Gelegenheit mangelt, eine Sündflut von Zeitungen und Tagesblättern, von denen hier die Quintessenz gegeben werde, in allen Sprachen zu lesen.

Diese Universalchronik „Alles für Alle“ war zweifellos die von Friederich Mem. 4. Bd. S. 15 f. erwähnte „Chronik der wichtigsten Tagesbegebenheiten“ und auch mit der ebenda S. 154 f. angeführten „Monatschrift“ identisch, deren Redaktion er nachmals einem früheren Regimentskameraden, W. Pietsch aus Mainz, übertragen hatte, dem er sie indessen nach Ablauf eines Jahres wegen Unfähigkeit wieder abnehmen mußte. Der Umstand, daß der 4. Jahrgang 1835 mit einer besonderen programmatischen Einleitung der Redaktion: „An die resp. Leser der Weltchronik“ beginnt, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß es der 3. Jahrgang 1834 war, in dem Pietsch, wenn auch unter sonst fortdauernder Mitarbeiterschaft Friederichs, die Redaktion führte.

Dagegen kann eine von F. nach Mem. 4. Bd. S. 120 ff. im Jahr 1834 „in Rödelheim verlegte und gedruckte Zeitschrift“ (s. Bibliographie Nr. 58), die uns nicht erhalten ist, ja deren Titel wir nicht einmal kennen, nicht mit „Alles für Alle“ identisch sein. Denn abgesehen davon, daß letzteres nicht in Rödelheim, sondern in Frankfurt und Mainz gedruckt und in Frankfurt verlegt wurde, hatte F., wie er angibt, in einem Artikel der Rödelheimer Zeitschrift mit großer Schärfe die Partei des Dr. iur. Ernst Höchster aus Wetzlar genommen, dem der Senat im Jahre 1834 die Verehelichung

mit einer Bürgerstochter und die Niederlassung als Advokat verweigert hatte. Aber der betreffende Aufsatz, aus dem Friederich Mem. 4. Bd. S. 122 einen ganzen Passus wörtlich anführt und durch welchen er sich, wie er sagt, „die große Majorität des Senats, des Gesetzgebenden Körpers und der 51er auf den Hals zog“ — einige „Hohlschädel“ hätten sogar gemeint, man solle ihn des Frankfurter Bürgerrechts verlustig erklären — steht nicht in „Alles für Alle“; es muß also die fragliche „Zeitschrift“ eine andere periodische Veröffentlichung Friederichs gewesen sein. Der naheliegende Einwand, es sei unwahrscheinlich, daß F. gleichzeitig zwei Zeitschriften herausgegeben habe, wird durch den eben angeführten Umstand hinfällig, daß F. gerade während des Jahres 1834, in welches das Erscheinen der „Zeitschrift“ fällt, die Redaktion von „Alles für Alle“ abgegeben hatte.

Unrichtig ist die bei H. Hayn und A. Gotendorf, Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa, 3. Auflage, 2. Band, München 1813, S. 362 — unter irriger Berufung auf A. G. Schmidt, Gallerie deutscher pseudonymer Schriftsteller vorzüglich des letzten Jahrzehnts, Grimma 1840, S. 195 — gemachte Angabe, die Monatschrift „Alles für Alle“ sei in Offenbach gedruckt und nach zwei Jahren wegen einer von ihr gebrachten Karikatur verboten worden. Hier liegt eine Verwechselung mit Friederichs Zeitschrift „Der Beobachter am Main und Rhein, Offenbach 1821 und 1822“ (s. Bibliographie Nr. 48) vor.

58. Eine von Friederich im Jahr 1834 in Rödelheim verlegte und gedruckte Zeitschrift.

Vgl. zu dieser von F. in Mem. 4. Bd. S. 120ff. erwähnten Zeitschrift, von der kein Exemplar mehr aufzufinden und deren Titel nicht mehr festzustellen ist, das zur vorstehenden Nummer 57 der Bibliographie Gesagte.

59. La Presse. Zwischen 1842 und 1847.

Gegründet von Emile Girardin und vom 1. Juli 1836 bis 1866 erschienen, brachte dieses Blatt dadurch einen Umschlag im Journalismus hervor, daß es als erstes den Abonnementspreis auf die Hälfte herabsetzte und den Ausfall durch die Steigerung der Abonnentenzahl und den höheren Ertrag der Annoncen mehr als einbrachte, vgl. Hatin, Bibliographie, S. 396—401.

Nach Mem. 4. Bd. S. 272 war F. in Paris kurze Zeit Mitarbeiter der „Presse“; er zog sich aber davon zurück, da er bald heraus hatte, daß Girardin „von gewissen Regierungen Subventionen erhielt, namentlich von einer, deren stupide Politik und rohe Brutalität ihm in den Tod verhaßt war“.

60. Ein deutsches belletristisches Wochenblatt. Paris zwischen 1842 und 1847.

Nach Mem. 4. Bd. S. 308 machte F. in Paris „den Versuch mit einem nur belletristischen Wochenblatt“, da er „die Mittel zu einer politischen Zeitung und die dazu

gehörige Kaution nicht aufzubringen vermochte". Er mußte jedoch das Unternehmen nach sechs Monaten mit bedeutendem Verlust wieder aufgeben. Der Titel des Wochenblatts ist leider unbekannt geblieben.

---

61. Das Ausland. Ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland. 1844—1846.

In Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.

Erschien seit 1828 bei Cotta in Stuttgart; der letzte Jahrgang war der 66. vom Jahr 1893. Von 1894 an war das „Ausland" mit dem seit 1862 bestehenden „Globus" verschmolzen, der seinerseits Ende 1910 mit dem 98. Band zu erscheinen aufhörte und seit 1911 mit „Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt", die seit 1855 erscheinen und das „Ausland" bis zur Stunde auf ihren Umschlagetiteln noch mit aufführen, vereinigt ist.

Friederich hat dieser angesehenen Zeitschrift wiederholt größere Beiträge geliefert. In seinen Memoiren bemerkt er zunächst im 3. Bd. S. 103, Anmerkung, gelegentlich der Erzählung seiner Anfang 1812 erfolgten Versetzung nach Korfu: „Die hier im Auszug folgende kurze Beschreibung der Jonischen Inseln ließ der Herausgeber dieses Werkes schon vor einigen Jahren (1844) im Ausland abdrucken, dessen Leser sie mit der größten Teilnahme aufnahmen und wodurch ein reicher Privatmann sogar veranlaßt ward, eine Reise nach diesen Inseln zu machen." Diese Aufsätze führen den Titel „Die jonischen Inseln" und sind in den Nummern 282—288 und 292—295 des 17. Jahrgangs 1844 des „Ausland" erschienen. Die Beschreibung, die F. nachmals Mem. 3. Bd. S. 103 ff. von dieser Insel und ebenda S. 211—214 von den letzten Tagen der französischen Herrschaft auf Korfu gegeben hat, stimmt größtenteils wörtlich mit derjenigen in den Nummern 282—288 des „Ausland" überein. Dagegen enthalten die Schilderungen der Inseln Thiaki und Santa Maura in Mem. 3. Bd. S. 148—154 nur Anklänge an die früheren Aufsätze in Nr. 292 bzw. 293 des „Ausland", während diejenigen von Cephalonien (Nr. 294), sowie von Zante und Cerigo (Nr. 295), die er nicht selbst besucht hat, in den Memoiren ganz fehlen. — Die früheren Aufsätze Friederichs, die unter dem Titel: „Bemerkungen über Korfu, von einem ehemaligen französischen Offizier, der daselbst mehrere Jahre in Garnison gestanden hat", in der „Didaskalia", Jahrgang 1823, Nr. 8—12, erschienen, haben einen von denen im „Ausland" gänzlich abweichenden Inhalt. —

Friederich hat ferner in Mem. 4. Bd. S. 379—427 eine ausführliche Beschreibung seiner im Jahr 1845 unternommenen Seine-Reise bis Havre gegeben. Er bemerkt dabei in der Anmerkung zu S. 426: „Die Leser des Auslands könnten hier" — bei der Schilderung der Höhen von Ingouville — „sowie bei der ganzen Beschreibung der Seine-Reise ein Plagiat vermuten und hätten recht, aber der Verfasser jener Beschreibungen in dem vielgelesenen und allgemein beliebten Blatt: ‚Das Ausland' ist ein und dieselbe Person." In der Tat hatte F. zunächst den Schluß der Reise in den Nummern 187—189 des 19. Jahrgangs 1845 des „Ausland" unter dem Titel; „Havre und die Höhen von Ingouville" geschildert; die Reise selbst beschrieb er nachher unter dem Titel: „Die Seinereise von Paris bis an das Meer" in den Nummern 40—48, 84—88 und 99—101 des 20. Jahrgangs 1846. In den Memoiren a. a. O. finden sich vielfach

wörtliche Anklänge an die beiden Artikelserien im „Ausland". Übrigens sind alle in diesem von F. veröffentlichten Artikel, der Gepflogenheit der Zeitschrift gemäß, anonym erschienen.

62. L'Epoque, journal complet et universel. Zwischen 1845 und 1847.

Erschien von Juni 1845 bis 25. Februar 1847; vgl. Hatin, Bibliographie S. 426—428.

Friederich kam nach Mem. 4. Bd. S. 297 ff. mit den Gründern der „Epoque" Solar und Granier de Cassagnac auf deren Antrag überein, für das Blatt Korrespondenzen und Berichte über deutsche Zustände, die Kolonne für 100 Franken, zu übernehmen. Nach S. 299 lieferte er übrigens nur wenige Beiträge, meist über die deutschkatholische Angelegenheit.

63. Le Portefeuille, revue diplomatique. Zwischen 1846 und 1848.

Erschien in Paris als Fortsetzung der „Gazette diplomatique, journal des communications politiques et financières de l'Europe", vom 29. März 1846 bis 29. Februar 1848 unter Leitung von Louis L'Herminier, Bitu u. a.; vgl. Hatin, Bibliographie S. 428 u. 431.

Friederich lieferte nach Mem. 4. Bd. S. 300 in diese „mit vieler Umsicht geleitete Zeitschrift, welche sehr hochstehende Mitarbeiter und gut unterrichtete Korrespondenten in allen Staaten hatte", Aufsätze über deutsche Zustände, namentlich auch über die der freien Städte und besonders Frankfurts, wozu ihn der Chefredakteur — statt: L'herminer lies: L'Herminier — selbst eingeladen hatte.

64. Ein Journal des Département Seine inférieure. 1852.

F. veröffentlichte nach Mem. 4. Bd. S. 288 im Feuilleton eines solchen einen französischen Faust. Nach einem Brief an Osiander in Tübingen vom 9. Juni 1852 (jetzt in der Frankfurter Stadtbibliothek) hieß der Roman, von dem F. gleichzeitig die zwei ersten Nummern an Osiander sandte, „Fausts Taten und Leben" und hatte dem Journal, seit er im Erscheinen begriffen war, schon mehr als 1500 neue Abonnenten gewonnen. F. bot Osiander an, ihm eine Übersetzung zu liefern, meinte aber selbst, der Faust sei schon so vielfach in Deutschland verarbeitet, daß, obgleich der seinige „ganz Original und originell" sei, dennoch kein großes Glück damit zu machen sein werde. Später werde er noch in illustrierten Lieferungen herauskommen; vielleicht könne Osiander mit solchen in französischer Sprache etwas machen. Der Titel des Journals war nicht festzustellen.

V

Ungedruckt oder unvollendet gebliebene Werke

65. Kleine Lustspiele. Offenbach 1805.

Vgl. Mem. 1. Bd. S. 153.

---

66. Adolf der Kühne. Trauerspiel. Offenbach 1805.

Nach Mem. 1. Bd. S. 153 bearbeitete F. ein „großes" Trauerspiel nach Karl Gottlob Cramers Drama „Adolf der Kühne, Raugraf von Dassel", Weißenfels und Prag 1792. Vgl. auch oben S. 27.

---

67. Les Français à Naples. Vaudeville. Neapel 1806.

Nach Mem. 2. Bd. S. 40 von F. mit der Gattin des Kapitäns Gasqui (in der Rangliste des Regiments: de Gasquy) „zusammengeflickt" und, obwohl es manchen Seitenhieb auf die Regierung enthielt, unter dem Beifall des Königs Joseph von Neapel aufgeführt.

---

68. Tagebücher. 1806 ff.

Nach Mem. 2. Bd. S. 66 f. führte F. schon 1806/7 als Platzkommandant von Albano regelmäßig ein Tagebuch, das er jeden Abend schrieb. Im Jahre 1819 rettete er, wie er Mem. 3. Bd. S. 403 erzählt, auf der Reise von Kolberg nach Frankfurt mit vieler Mühe bei einem Brand in Magdeburg ein Kistchen mit seinen Tagebüchern. Er pflegte, wie er in der von uns mitgeteilten ungedruckten Einleitung zu den „Vierzig Jahren" — oben S. 126 ff. — und auch in seinen Briefen an Osiander vom 4. April und 25. Mai 1853 erwähnt, sein Tagebuch abwechselnd in deutscher, französischer und italienischer Sprache zu führen.

---

69. Übersetzungen deutscher Dramen in das Italienische. Neapel 1811.

Nach Mem. 3. Bd. S. 68 f. und 141 übersetzte F. für das von der Königin Karoline von Neapel 1811 ins Leben gerufene italienische Liebhabertheater unter Beihilfe der Marchesa Cavalcanti eine Anzahl deutscher Dramen ins Italienische, die dann unter seiner Leitung aufgeführt wurden. Es waren die folgenden:

1. Von Schiller: Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. — Dom Karlos, Infant von Spanien.
2. Von August von Kotzebue: Die Indianer in England. — Die Kreuzfahrer. — Menschenhaß und Reue. — Pagenstreiche. — Don Ranudo di Colibrados. — Der Wirrwarr oder Der Mutwillige.

3. Von Heinrich Zschokke: Abällino der große Bandit.
F. brachte (Mem. 3. Bd. S. 141) in Korfu im Winter 1812/13 im Liebhabertheater der Società filodrammatica diese von ihm übersetzten Stücke gleichfalls zur Aufführung.

---

70. Übersetzung von Cramers Adolf der Kühne ins Französische. Paris zwischen 1842 und 1847.

Nach Mem. 4. Bd. S. 251 f. hatte Alexander Dumas d. A. F. ersucht, ihm ältere deutsche Romane zu bezeichnen, die sich dazu eigneten, Stoff und Materialien zu einer französischen Bearbeitung zu geben. F. schlug ihm vor, sein Lieblingswerk: K. G. Cramers Adolf der Kühne, Rauh-Graf von Dassel, zu übersetzen, das jener dann passend für das französische Publikum bearbeiten könne. Dumas nahm den Vorschlag an, worauf F. die ersten Kapitel dieses Romans übersetzte, die Dumas auch sogleich umarbeitete. Da er aber die Charaktere des Werkes „so ganz und gar verstümmelte, daß sie nicht mehr zu erkennen waren, und aus dem redlichen, derben, altdeutschen Raugrafen einen übergalanten französischen Ritter machen wollte", zog sich F. mit der Motivierung, er habe bei reiflicher Überlegung gefunden, daß sich das Werk durchaus nicht für das französische Publikum eigne, von der Arbeit zurück, die nunmehr ganz unterblieb.

---

71. Übersetzung deutscher Gedichte in das Französische. Paris zwischen 1842 und 1847.

Nach Mem. 4. Bd. S. 257 übersetzte F. in Paris für Pierre Jean de Béranger eine Anzahl Gedichte von August Friedrich Ernst Langbein, sowie ein Gedicht von Otto von Corvin-Wiersbitzki „Der Pfarrer von Brügge", das dieser ihm als Manuskript gesandt hatte, in französische Prosa. F. meinte, Béranger werde es vielleicht der Mühe wert halten, sie, wenn er sie nach seinem Geschmack fände, in Verse zu übertragen. Béranger „fand diese Sujets allerliebst, wollte sich jedoch nicht mehr an die Arbeit wagen".

---

72. Französischer Faust. Mit Jacques Arago. Paris zwischen 1842 und 1847.

Nach Mem. 4. Bd. S. 288 war Jacques Arago, der nur eine schlechte Übersetzung von Goethes Faust kannte und dem F., den deutschen Faust in der Hand, die schönsten und tiefstgedachten Stellen ins Französische übertragen hatte, auf den Gedanken gekommen, mit F. einen französischen Faust zu schreiben. Aber „Aragos Ideen waren so exzentrisch und schweiften so sehr in jeder Richtung aus", daß F. „unmöglich damit einverstanden sein konnte". So ließen sie die Arbeit liegen, nachdem sie schon einige Kapitel fertig hatten.

---

73. Ein enzyklopädisches Werk. Mit Fleury Panckoucke. Paris 1844.

Nach Mem. 4. Bd. S. 198 hatte F. mit dem Pariser Buchhändler und Buchdrucker Fleury Panckoucke (1780—1844) den Plan zu einem großen und sehr umfassenden historischen, geographischen, mythologischen und naturhistorischen Werk ausgearbeitet, das mit einigen tausend Abbildungen ausgeschmückt und gleichzeitig französisch, englisch und deutsch herausgegeben werden sollte. Es waren schon mehrere Zeichnungen von bedeutenden Künstlern angefertigt, als Panckoucke plötzlich starb.

74. Phantastisches Werk über den Pariser Friedhof Père Lachaise. Paris 1845.

Nach Mem. 4. Bd. S. 434 f. die Frucht häufiger Besuche, die F. im Herbst 1845 in der großen Pariser Totenstadt machte. Er beschloß jedoch, das Mannskript vorerst in einem Pult zu verschließen und dessen Veröffentlichung auf eine spätere Zeit zu verschieben.

75. Infernalische Reisen in alle Welt. Havre [1850].

Von diesem Werk, das eine Fortsetzung der „Dämonischen Reisen in alle Welt" (Bibliographie Nr. 21) darstellt und dessen Entstehung in das Jahr 1850 zu setzen sein dürfte, sind uns nur ein kurzes „Vorwort" („hinter dem zweiten Titel abzudrucken", hat F. dazu bemerkt) und eine längere „Einleitung" erhalten, beide handschriftlich in der jetzt in der Frankfurter Stadtbibliothek befindlichen Korrespondenz F.s mit Osiander in Tübingen. Wie bei den „Dämonischen Reisen" fingiert F. auch hier, das Werk sei „nach einem ungedruckten französischen Manuskript" bearbeitet. Das Motto lautet:

Ob ihr Strudel, Well' und Wind
Streng und feindlich oft auch sind,
Segelt auf den rechten Port
Dennoch die Vernunft mit fort.

F. läßt den Helden der „Dämonischen Reisen", den ehemaligen deutschen Studenten Michel Stürmer, der in Paris schließlich die schöne Rosa Maria geheiratet und dritthalb Jahre keine List verspürt hatte, sich in die „politischen tragikomischen Spektakelstücke zu mischen", endlich am 31. Mai 1850 auf die Nachricht vom Ende des Berliner Fürstenkongresses und der Wiederaufrichtung „des an völliger Entkräftung verschiedenen alten Bundestags" sich aufraffen und seinen Freund Asmodi wieder zitieren. Diesem eröffnet er, er wolle mit ihm nach Wien — „in Österreich ist der Knäuel am verworrensten" — dann nach Berlin und Kopenhagen, „den dänischen Stockfischen die Köpfe zu waschen", vorher aber noch zum Exkönig Ludwig Philipp von Frankreich nach Claremont bei Windsor fliegen, „diesem die Augen öffnen und ihm begreiflich machen, was seinen Sturz herbeiführte, denn darüber ist der gute Mann noch immer nicht im klaren". Die Einleitung enthält die Schilderung dieses letzteren Besuches und schließt damit, daß beide nach Wien fliegen und sich in Schönbrunn, Michel in der Gestalt des Erzherzogs Johann und Asmodi in der eines fremden Gesandten, bei Kaiser Franz Joseph melden lassen. In einer Nachschrift zu dieser Einleitung sagt F., falls es zu gefährlich sei, bei dem Kaiser selbst aufzutreten, könne man den Besuch auch bei Schwarzenberg machen lassen; „doch wird es pikanter sein, die Monarchen selbst auftreten und sprechen zu lassen"; F. erwarte darüber Osianders Bestimmung, sowie ob dieser an der Einleitung etwas geändert wünsche oder auszusetzen habe. Läßt diese Bemerkung auch den

Schluß zu, daß bereits Verhandlungen F.s mit O. wegen der Herausgabe des Werkes im Gange und vielleicht sogar schon vorangeschritten waren, so kann doch darüber ebensowenig wie über den weiteren Verlauf der Angelegenheit etwas Bestimmtes gesagt werden, da keinerlei sonstige Aufzeichnungen darüber vorhanden sind. Erschienen ist das Werk jedenfalls nicht.

F.s Schwager, der Handelsmann Otto Scherr, erwähnt übrigens bereits in einem überaus scharfen, am 18. März 1848 aus Paris an den Frankfurter Senat im Interesse F.s gerichteten Schreiben, es „dürften bald Infernalische Reisen unternommen werden", deren Beschreibung er den Herrn Senatoren zu lesen empfehle. (Prozeßakten im Frankfurter Stadtarchiv.)

---

76. London während der Ausstellung. Havre 1852.

Von F. in einem Brief an Osiander in Tübingen vom 4. April 1852 als fertiggestellt erwähnt. Doch meinte er, es dürfte etwas spät für die Herausgabe sein und andrerseits sei schon sehr viel darüber erschienen, so daß es besser sein werde, er „interkaliere es später im Auszug einem anderen Werk".

---

77. Infamien der österreichischen Regierung und ihrer Beamten. Havre 1852.

F. hatte dieses „kleine Werk" nach einem Brief an Osiander in Tübingen vom 9. Juni 1852 „in Arbeit", gedachte es jedoch in London herauszugeben. In einem weiteren Brief vom 6. Januar 1853 bot F. Osiander den Debit der deutschen Ausgabe der nun im Manuskript vollendeten Broschüre, die auch in französischer und englischer Sprache erscheinen werde, für Deutschland an. Das Buch werde freilich in Österreich und vielleicht in ganz Deutschland verboten werden; „jedoch wird man in Preußen und den anderen nicht österreichischen Staaten wohl durch die Finger sehen, da sie durchaus nicht angegriffen werden und Preußen sogar lobenswert erwähnt wird".

---

78. Der Faust des XIX. Jahrhunderts oder die Geheimnisse der Hölle, ein phantastisch-philosophisch-satirischer Roman. Havre 1852—1856.

Über dieses Werk F.s geben seine jetzt in der Frankfurter Stadtbibliothek befindlichen Briefe an Osiander in Tübingen Aufschluß. Am 4. April 1852 bietet ihm F. ein „sehr wichtiges und gewiß auch höchst lukratives Werk" an: „Ein Faust unserer Zeit", dessen Einleitung bereits fertig sei. Das Buch oder vielmehr dessen periodische Lieferungen würden immer die neuesten und wichtigsten geschichtlichen und politischen Tagesbegebenheiten kritisierend und räsonierend in einer Art besprechen, die allgemein ansprechen werde und höchst populär sei. Er sei fest überzeugt, daß dieses Unternehmen allein hinreiche, das Glück einer Buchhandlung und des Autors zu machen. Alle drei bis vier Wochen könne eine vier Bogen starke Lieferung erscheinen und werde eine Wochen- oder Monatsschrift ersetzen, ohne das Nachteilige einer solchen zu haben, da sie in Form eines pikanten Romans herauskomme. In seinem nächsten Brief vom

9. Juni 1852 kommt F. auf den Plan zurück, wobei er, wie von jetzt an stets, als Titel „Der Faust des XIX. Jahrhunderts" angibt. Er meint, das Werk würde auch in Deutschland großes Glück machen; allein er bezweifle, ob man es daselbst herausgeben könne, da es die Tagesbegebenheiten aller Länder und namentlich die deutschen Zustände einer scharfen Kritik unterwerfe. Auch für dieses Unternehmen, das er zugleich deutsch, englisch und französisch erscheinen lassen wolle, sei wohl London allein der geeignete Ort. Am 6. Januar 1853 schreibt er an Osiander, der Roman werde in London in wöchentlichen Lieferungen und in den drei Sprachen erscheinen. Er stellt ihm Beteiligung anheim, etwa durch Übernahme des Drucks der deutschen Ausgabe oder durch Bestreitung eines Teils der Kosten. Mit ein paar tausend Gulden sei die Sache abgemacht und ein Gewinn von 40—50000 fl., ohne den Absatz auf dem Kontinent, sei sicher. Am 5. November 1853 gesteht F. die Unmöglichkeit ein, das Buch in Deutschland herauszugeben, wo es sogleich allenthalben verboten werden würde; könne sich die Firma entschließen, den Faust deutsch in England herauszugeben, so würde er leicht über Hamburg einzuführen sein und beider Glück wäre gemacht. Der gleichzeitige Vorschlag, Osiander solle das Werk in Tübingen, angeblich für ein Londoner Haus, drucken und dann dorthin schicken, von wo es in alle Welt versendet würde, war wohl kaum ernst gemeint und konnte jedenfalls nicht auf Osianders Zustimmung rechnen. Noch im gleichen Jahr 1853 findet sich dann ein kleines, angeblich aus dem Englischen übersetztes Bruchstück des Faust als Anhang zu F.s Werk „Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten" auf S. 436—438, also jedenfalls mit Zustimmung Osianders, abgedruckt. Dann ist aber in den Briefen F.s eine Lücke von zwei Jahren und wir erfahren erst wieder, wie er am 20. April 1856 Osiander schreibt, er sei mit dem „Faust des XIX. Jahrhunderts oder den Geheimnissen der Hölle" — diesen Titel gibt er jetzt dem Werk — so weit, als dessen Vorausarbeitung möglich sei, da darin immer nur die wichtigsten Tagesbegebenheiten und zwar in dämonischer Weise besprochen würden. Außer der Einleitung seien folgende Kapitel druckfertig: 1. Die Beschwörung. 2. Bankett in der Hölle, dem Peter der Große, Katharina II., Friedrich der Einzige, Wellington, Pitt II., Napoleon I. u. a. beiwohnen. 3. Die Revolution zu Bombia (Paris). 4. Faust am französischen Hof. 5. Eine Nacht auf dem Père Lachaise. 6. Faust zu St. Petersburg. 7. Faust zu London usw. Der Eindruck, daß die Herausgabe durch Osiander nahe bevorstand, wird durch F.s letzten Brief an ihn vom 11. Mai 1856 verstärkt, mit dem er den Entwurf einer Vignette: Satyrn, welche die Torheiten in Flammen geißeln, und zugleich den einer Zeitungsreklame einsandte. Die letztere hatte folgenden Wortlaut:

„Wichtige Anzeige.

Soeben ist die erste Lieferung von: Der Faust des XIX. Jahrhunderts oder die Geheimnisse der Hölle, ein phantastisch-philosophisch-satirischer Roman, erschienen und bei allen soliden Buchhandlungen zu haben. Dieses höchst originelle und wohl einzige Werk in seiner Art gewährt nicht nur eine ebenso unterhaltende als anziehende Lektüre, sondern gibt auch manche Aufschlüsse über die wichtigsten Tagesbegebenheiten, wie schon das erste Heft dartut. So ist z. B. die Unterredung bei einem satanischen Bankett in der Unterwelt zwischen Peter dem Großen, Friedrich dem Einzigen, Katharina II., Pitt, Nikolaus I., Napoleon I., Soliman II. über die neuesten Vorfälle der Oberwelt von großem Interesse für diese, sowie die Revolution in Bombia eine ebenso witzige als komische Satire auf die Sucht der französischen Verfassungsfabrikanten ist. Nicht minder spricht die Unterredung Fausts unter der Hülle Walewskis mit Napoleon III. an, dem er auf die bescheidenste Weise manchen

guten Rat erteilt, und wie man auch über die hier geäußerten Grundsätze denken mag, so wird man doch eingestehen müssen, daß sie mit Unparteilichkeit und Humor vorgetragen werden. — Dieser neue Faust scheint den Unsinn jeder Art, er sei demokratischer oder aristokratischer Natur, bekämpfen zu wollen, indem er sich über alle Parteien stellt und nur der gesunden Vernunft huldigt. Seine Sprache ist klar und verständlich für jedermann und das Werk populär. Feind jeder Tyrannei, sie werde von oben oder von unten ausgeübt, muß er sie brandmarken und seine sterblichen wie seine infernalischen Kräfte daransetzen, die Torheiten jeder Art zu entlarven. Die unmöglichen Abgeschmacktheiten des Kommunismus und Sozialismus sind ihm ebenso verhaßt, wie die Infamien, welche Meuchelmord, Mordbrennerei, feige Schlächtereien und Grausamkeiten verüben, wer sie auch immer begehen mag. — Seine geringste Sorge ist, was gelehrte Rezensenten und Kritikaster über ihn sagen mögen, er wird sich nicht irre machen lassen und hat sich nicht umsonst auf eine halbe Million Jahre der Hölle verschrieben. Sein ergebenster Diener Beelzebub wird die überweisen Narren schon zur Raison zu bringen wissen, wenn er es etwa der Mühe wert finden sollte; auf gewöhnliches Hundegebell wird er aber so wenig als der Mond achten."

F. meinte, es könne nichts schaden, wenn die Anzeige viel Geschrei verursache; „sollte das Werk in Österreich verboten werden, um so besser: das wird den Absatz verdoppeln".

Damit endet, wenigstens soweit sie vorhanden, die Korrespondenz und es findet sich keine Spur, daß das Werk oder auch nur ein Teil davon erschienen ist. Ein anonymer und undatierter Zettel in Osianders Korrespondenz mit F. dürfte Aufschluß geben Der Schreiber war offenbar von Osiander um sein Urteil über den „Faust" ersucht worden, das folgendermaßen lautete: „Das Manuskript, soweit es vorliegt, enthält nicht etwa einen „Roman" oder den Anfang eines solchen, sondern eine an einen längst verbrauchten und von dem Verfasser selbst in seinen „Dämonischen Reisen" schon einmal ganz so angewandten Faden gehängte Reihe von politischen Kannegießereien, welche kaum fader, trivialer und uninterressanter sein könnten." Man versteht, daß Osiander nach dieser vernichtenden Kritik die Lust verlor, F.s „Faust", wie weit auch die Vorbereitungen schon gediehen sein mochten, in seinem Verlag erscheinen zu lassen.

79. Frankreich und die Franzosen (1789—1850). Havre 1853.

Von F. der Osiander'schen Buchhandlung in Tübingen am 5. November 1853 zum Verlag angeboten. Das Werk fülle wohl vier Bände, „da es sich über ganz Frankreich ausbreitet und alle möglichen bürgerlichen, politischen und statistischen Verhältnisse bespricht". Es gebe Aufschlüsse über Frankreich, das der Verfasser seit länger als 40 Jahren in allen seinen Teilen kenne, wie dies noch in keinem andern Werk der Fall war. „Auch ist das Werk keine trockene langweilige Lektüre, sondern es unterhält auf die mannigfaltigste Weise und enthält hunderte der pikantesten Tatsachen und noch gänzlich unbekannte Anekdoten von großem Interesse."

80. Die Prostitution zu Paris. Havre 1853.

Von F. der Osiander'schen Buchhandlung am 5. November 1853 — zugleich mit Nr. 79 — angeboten. Das Werk werde nur einen Band füllen und sicher einen außerordentlichen Absatz finden, „obgleich es keinswegs schlüpfrig, sondern unterrichtend, belehrend und unterhaltend abgefaßt ist".

---

81. Die Franzosen in Deutschland. Havre 1856.

Nach seinem Brief an Osiander in Tübingen vom 20. April 1856 hatte F. ein Werkchen „Die Franzosen in Deutschland" beendigt, dessen Tendenz war: „diejenigen Deutschen, namentlich die Bewohner des linken Rheinufers, von denen noch ein großer Teil sein Heil und Glück von den Franzosen erwartet, darüber aufzuklären, was sie von diesen eigentlich zu hoffen haben". Zu diesem Zweck habe er alles Unheil und Verderben, welches die Franzosen seit Jahrhunderten bis auf die neueste Zeit in Deutschland angerichtet und verschuldet haben, historisch geschildert. „Dieses Werkchen, das höchstens 16—18 Druckbogen füllen wird, ist nicht nur außerordentlich interessant, sondern wird auch von den deutschen Regierungen gewiß gerne gesehen werden."

---

82. Die letzten zehn Jahre aus dem Leben eines Toten. Havre 1856.

Am 25. Mai 1853 hatte F. an Osiander in Tübingen geschrieben, wenn die „Fünfzehn Jahre" ebensoviel Teilnahme, wie die vierzig, fänden, so könnten später noch die letzten zehn Jahre folgen, „die freilich noch nicht herum sind, aber wohl die interessantesten von allen werden dürften, da auch die englischen und Londoner geselligen Zustände auf eine sehr pikante Weise darin besprochen werden, sowie die Pariser Februarrevolution, die große Ausstellung in London im Jahr 1851 usw.". Nach langer Pause, am 20. April 1856, teilt F. Osiander mit, er sei mit den „Letzten zehn Jahren" schon ziemlich weit voran. Sie werden keine „Unannehmlichkeiten" — er denkt an die Konfiskation der „fünfzehn Jahre" — verursachen, „da sie ganz im Ausland spielen und auch von Frankfurt keine Rede mehr sein wird". —

Von den Nummern 79 bis 82 fehlt jede weitere Spur.

VI

Kompositionen

83. Geschwind- und Parademärsche, namentlich ein Sturmmarsch (pas de charge). Genua vor April 1806.

Nach Mem. 1. Bd. S. 381 wurden viele derselben von allen Regimentern der großen Armee und speziell der Sturmmarsch von den kaiserlichen und den neapolitanischen Garden, die damit mehr als einmal ins Feuer geführt worden seien, angenommen. Der Sturmmarsch wurde im April 1806 auf dem Marsch nach Gaëta auf Befehl des Majors de Duret gespielt, um die Truppen beim Erklettern eines fast senkrechten Felsenbergs, eine Etappe vor Parma, zu ermuntern. Gegenüber dieser bestimmten Datierung muß F.s spätere Angabe (Mem. 2. Bd. S. 37), er habe „den pas de charge, der später so manchmal die französischen Truppen ins Feuer geführt", nach seiner Rückkehr aus dem kalabrischen Feldzug — also Ende 1806 — in Neapel komponiert, als irrig bezeichnet werden. Dieser Sturmmarsch oder „Sturmschritt" war zweifellos derselbe, von dem F. Mem. 4. Bd. S. 137 erzählt, er werde von 24 Trommelschlägern begleitet und mache „zehnmal mehr Lärm, als das große Orchester der Pariser großen Oper hervorbringen kann". F. hat ihn nachmals auch wieder in seinem Lust- und Liederspiel „Der moderne Don Juan" und zwar im Vorspiel dazu: „Die Schlacht bei Maida" verwendet, s. Bibliographie Nr. 93.

---

84. Tänze, französische Romanzen und italienische Kavatinen. Genua 1806.

Vgl. Mem. 1. Bd. S. 381. F. bemerkt dort, er habe manche davon bei italienischen und französischen Musikalienhändlern verlegt.

---

85. Geschwindmarsch (pas redoublé). Genua 1807.

Nach Mem. 2. Bd. S. 203 von F. komponiert, als er seine Beförderung zum Kapitän unter gleichzeitiger Rückversetzung nach Rom erhielt.

---

86. „Brûlant d'amour en partant pour la guerre". Troubadour (französische Romanze). Mailand 1807.

Vgl. Mem. 2. Bd. S. 218.

---

87. Sechs Geschwindmärsche (pas redoublés), dem Oberst Omeara gewidmet. Neapel 1807.

Nach Mem. 2. Bd. S. 235 hatte Oberst Omeara, der Kommandeur des Regiments Isenburg, F. bei dessen Wiedereintreffen bei dem ersten Bataillon in Neapel das Musikkorps wieder unterstellt und ihn gebeten, doch einige neue Märsche zu komponieren.

---

88. Totenmarsch. Vor 1808 komponiert.

Nach Mem. 2. Bd. S. 509 von F. für das Regiment Isenburg komponiert und bei dem grotesken Totenmahl, das er im Jahr 1809 in Paris für den Fürsten von Isenburg arrangierte, von ihm aufgeführt.

---

89. Mehrere große Ballette. Neapel 1811.

Nach Mem. 3. Bd. S. 70 von F. im Jahr 1811 in Neapel für das Liebhabertheater am Hofe König Murats verfaßt; die Musik dazu entnahm er meistens deutschen Opernmelodien.

---

90. Die Nymphe der Donau. Ballett. Neapel 1811.

Nach Mem. 3. Bd. S. 84 von F. für die Stagione des Karnevals 1812 in Neapel nach beiden Teilen des Volksmärchens von Karl Friedrich Hensler bearbeitet, wobei er die Musik Ferdinand Kauers meist beibehielt, aber auch noch aus vielen andern deutschen Opern, wie dem Unterbrochenen Opferfest und Maria von Montalban, beide von Peter von Winter, aus Ditters von Dittersdorfs Rotkäppchen, der Zauberflöte usw. die gefälligsten Melodien entnahm. Über die prächtige Inszenierung s. Mem. a. a. O. Nach der Hauptprobe, im Januar 1812, erfolgte dann F.s Sturz und Verbannung nach Korfu, vgl. oben S. 50f.

---

91. Ludwig der Springer. Ballett. Korfu 1813.

Von F. für den Impresario des Theaters in Korfu, Delungo, zur Aufführung im Karneval 1813 nach dem gleichnamigen Schauspiel von Hagemann (Hannover 1793, verbesserte Auflage 1794) bearbeitet; vgl. Mem. 3. Bd. S. 188ff., wo auch die Einzelheiten der prächtigen Ausstattung beschrieben sind. Die Musik entlehnte er von Mozart, Winter, Cherubini, Cimarosa, Salieri, Portogallo, Guglielmi u. a., vgl. ebenda S. 191.

---

92. Frankfurter Favorit-Walzer. Frankfurt oder Offenbach 1822.

Im zweiten Jahrgang 1822 des „Beobachters am Main und Rhein“ (Bibliographie Nr. 48); in dem einzigen vorhandenen, sehr unvollständigen Exemplar dieses

Jahrgangs in der Frankfurter Stadtbibliothek fehlt leider ein erläuternder Text dazu; doch ist an F.s Autorschaft wohl nicht zu zweifeln. S. die Faksimile-Wiedergabe in Abbildung 10.

---

93. Der moderne Don Juan. Lust- und Liederspiel in 3 Abteilungen von Carl Strahlheim. Nebst einem Vorspiele: Die Schlacht bei Maida. (Manuskript und Partitur.) 1822.

Bis jetzt nicht auffindbar. Titel nach den unten aufgeführten Teilabdrucken notiert. Nach einer Ankündigung im „Phönix", 1. Jahrg., Mannheim 1825, Nr. 135 war der Preis für Bühnen 50 Karolin in Gold.

Nach Mem. 3. Bd. S. 479 führte F. das Stück, das er hier „ein zweiaktiges Vaudeville" nennt, in einer musikalischen Abendunterhaltung auf, die er in Offenbach unter Mitwirkung der berühmten Sängerin Katharina Canzi und mehrerer Dilettanten zum Besten der Bensheimer Abgebrannten veranstaltete; er selbst sang die Titelrolle. Vgl. auch oben S. 67 f. Die Aufführung fand am 5. Juli 1822 statt, vgl. „Beobachter am Main und Rhein", Nr. 77 und 78, wo das Programm abgedruckt ist.

Teilabdrucke:

1. „Didaskalia", 1. Jahrgang 1823 Nr. 99—102: 1. Abteilung, 6.—14. Auftritt unter dem Titel: „Szenen aus dem modernen Don Juan. Vaudeville in 3 Abteilungen. (Zusammengestohlen von Carl Dehnert.)" Hier heißt der Held „Rittmeister Strahlheim", in den späteren Teilabdrucken: „Rittmeister Arnheim". In der Einleitung dazu sagt F.: „Zusammengestohlen? Allerdings, und es ist das Privilegium aller Verfasser der Vaudevilles, ungestraft und selbst mit Beifall stehlen zu dürfen, wenn sie nur gut und glücklich zu stehlen wissen. Der eigentliche Zweck der Vaudevilles (Liederspiele) ist, das Publikum durch leicht faßliche Musik und einen ebenso leichten Dialog zu erheitern, es in eine muntere und frohe Laune zu versetzen, so daß jeder Zuschauer das Haus vergnügt und froh verläßt; der Zweck der Direktionen bleibt aber, wie dies gewöhnlich bei allen Aufführungen der Fall ist, derselbe, nämlich die Kasse zu füllen. Ist nun ein solcher Diebsartikel mit Glück und Umsicht zusammengestohlen, so vereinigt er beides. .... Die Musikstücke haben Mozart, Rossini, Cimarosa, Müller, Weber usw. hergeben müssen; einige sind Original; der die Schlacht" — nämlich von Maida am 4 Juli 1806 zwischen den Franzosen und Engländern, vgl. oben S. 40 — „begleitende Sturmschritt ist der der ehemaligen französischen kaiserlichen Garde und die Finale sind Quodlibette." Zum Sturmmarsch vgl. Bibliographie Nr. 83.
2. „Der Phönix", 1. Jahrgang 1825 Nr. 131—135. In einer Bemerkung am Schluß (in Nr. 135) sagt F.: „Beide Stücke" — das andere war die unter dem Titel „Die Kirchweihe oder die Rückkehr aus Griechenland" erschienene Fortsetzung des „Modernen Don Juan" — „eignen sich besonders zu Fastnachtsspielen, ohne jedoch auf totalen Unsinn und gänzliche Geist- und Witzlosigkeit Anspruch machen zu dürfen. Daß viele Lieder und Musikstücke gestohlen sind, versteht sich, da es Liederspiele sind, von selbst. Das meiste ist aber, so wie der Dialog, durchgehends Original. In unsern musiklustigen und an Lustspielen so armen Zeiten dürften solche Liederspiele allenfalls ein Auskunftsmittel

geben, die Liebhaber Thaliens und Polyhymniens zu vereinigen und zugleich anzuziehen."

3. „Das Dampfboot", 1826, Nr. 11—13; mit der gleichen Schlußbemerkung, wie im „Phönix".

Im „Phönix" und im „Dampfboot" sind die Auftritte 6—15 der ersten Abteilung abgedruckt und hat der Titel den Zusatz: „Nebst einem Vorspiele: Die Schlacht bei Maida."

Außer diesen Fragmenten ist bis jetzt nichts von dem Stück im Druck nachweisbar.

---

94. Die Kirchweihe oder die Rückkehr aus Griechenland. Lust- und Liederspiel in zwei Abteilungen von C. Strahlheim. (Manuskript und Partitur.) 1825.

Bis jetzt nicht auffindbar. Titel nach der Ankündigung im Phönix, 1. Jahrgang 1825 Nr. 135 (vgl. Bibliographie Nr. 93), wonach der Preis für Bühnen 50 Karolin in Gold betrug. Die Partitur ist auch auf der Schlußseite der Textausgabe, Stuttgart 1826 (Bibliographie Nr. 3) angekündigt.

Das Stück bildet die Fortsetzung des „Modernen Juan".

Verzeichnis der Abbildungen.

Inhaltsübersicht.

Umschlag- und Einband-Entwurf sind von Professor Walter Tiemann, Leipzig.
Die Reproduktion und den Druck der Bildbeigaben besorgte
F. Bruckmann A.-G., München.
Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig